

# Zeitschrift

für

## österreichische Volkskunde.



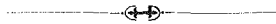
Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

**Prof. Dr. Michael Haberlandt.**

XX. Jahrgang 1914.

Mit 31 Textabbildungen und 7 Tafeln.



**WIEN.**

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.

Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

1914

1914

1914

1914

1914

1914

## Inhaltsverzeichnis des XX. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis . . . . .	III
Verzeichnis der Abbildungen . . . . .	V

### I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Dr. Artur Haberlandt: Beiträge zur Kenntnis des Tiroler Bauernhauses. (Mit 15 Textabbildungen.) . . . . .	1
Dr. Oswald Menghin: Gründungsbilder von Wallfahrtsorten. (Mit 14 Abbildungen auf 7 Tafeln und 2 Textabbildungen.) . . . . .	14
Hella Schürer v. Waldheim: Zur Geschichte und Verbreitung des Fladenbrotes in Europa. (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	23
Heinrich Moser: Zur Geschichte des Kegelspieles . . . . .	35
Robert Eder: Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen . . . . .	39
Dr. Max Höfler: Engelbrot (Not- und Hungerbrot). (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	77
Prof. Dr. Stephan Braßloff: Antike Motive in Volksbrauch und Sage . . . . .	85
Josef Blau: Unsere Bastler und Holzschnitzer. (Mit 3 Textabbildungen.) . . . . .	89
Auguste Kochanowski: Aus dem Leben der Schafhirten in der Bukowina . . . . .	106
Dr. Viktor Lebzelter: Unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Völker Österreichs . . . . .	114
Dr. Irma Hift: Das alte Lied vom Prinzen Eugen . . . . .	157
Dr. Fr. Diehl: Füllungsmarken auf Gefäßen aus gebranntem Ton . . . . .	160
Dr. Emil Fischer: Flechten und Weben im Kinderspiel der balkanischen Macedovlachen. (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	165

### II. Kleine Mitteilungen.

Anton Dachler: Bäuerische Aufzugsmaschinen. (Mit 3 Textabbildungen.) . . . . .	44
K. A. Romstorfer: Wegkreuze in St. Ägyd und Umgebung. (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	46
Dr. M. Höfler: Wie die Heilkraft eines Heiligenbildes von diesem emanirt. (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	48
Dr. Richard Heller: Kinderlieder und Spiele aus Hallstatt . . . . .	49
Anton Dachler: Opferhaufen . . . . .	50
Dr. R. Kulka, Dr. M. Höfler: Urin, ein Mittel zum Wäschewaschen . . . . .	50
Robert Eder: Religiöse Krankheitsabwehrmittel aus Maria-Enzersdorf . . . . .	141
E. Hamza: Auch ein Mittel für das Gedeihen des Viehes . . . . .	143
Dr. G. Vidossich: Opferhaufen . . . . .	143
Anton Dachler: Oberinntaler und Grödener Bauernhäuser. (Mit 3 Grundrissen.) . . . . .	168
Dr. M. Helf: Das Faule-Weib-Singen zu Mareit im Ridnauntal . . . . .	169
Dr. A. Prinzing: Volkskundliches aus Schweden . . . . .	170
Stud. med. Rudolf Moser: Das Grünkraut in Niederösterreich . . . . .	171
Karl Reiterer: Wildereraberglaube . . . . .	175
Anton Dachler: Weihnachten und das Goldene Rößl . . . . .	176

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Ein volkskundliches Museum im Benediktinerstift St. Lambrecht in Obersteier (Dr. Viktor v. Geramb) S. 51. — Heimatschutzbestrebungen im Innviertel (Dr. W. Gärtner) S. 53. — Die keramische Ausstellung in Brünn (Prof. Josef Tvrđý) S. 54. — † Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Wehrburg (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 178. —

† J. R. Bünker (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 178. — † Prof. Dr. Alfred Grund (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 179. — Polnisches ethnographisches Museum in Krakau (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 179. — † Hofrat Dr. Max Höfler (Professor Dr. M. Haberlandt) S. 179.

#### IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

	Seite
1. Besprechungen.	
1. Dr. G. Baumeister: Das Bauernhaus des Walgaaues und der walsersichen Bergtäler Vorarlbergs. (Dr. A. Haberlandt.) . . . . .	56
2. Alois Deutschmann: Zur Entstehung des Deutschtiroler Bauernstandes im Mittelalter. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	57
3. Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit. Von Dr. K. Classen. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	57
4. Ennstalerisch. Volkstümliches aus der nordwestlichen Steiermark, Von Karl Reiterer. (Dr. A. Webinger.) . . . . .	58
5. Dr. Gustav Jungbauer: Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. (J. Blau.) . . . . .	59
6. Georg Schierghöfer: Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten. (H. v. Preen.)	60
7. Namn och Bygd. (Dr. Hans Sperber.) . . . . .	61
8. Bayernbuch. Hundert bayrische Autoren eines Jahrtausends. (J. Blau.) . . .	61
9. Unser Egerland. (J. Blau.) . . . . .	62
10. Michael Dengg: Lungauer Volkstypen. (Dr. Alfred Webinger.) . . . . .	143
11. Dr. Kurt Rotter: Der Schnaderhüpfelrhythmus. (Dr. Alfred Webinger.) . . .	144
12. Graf A. A. Bobrinsky: Volkstümliche russische Holzarbeiten. (Dr. Artur Haberlandt.) . . . . .	152
13. J. Leisching: Das Erzherzog Rainer-Museum für Kunst und Gewerbe in Brünn. (Dr. A. Haberlandt.) . . . . .	154
14. Klara Pölt-Nordheim: Bergler und Dorfleute. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	180
15. Karl Wolf: Sixt und Hartl. Zweite Folge. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . .	180
16. O. F. Luchner: Die Tiroler Stadt. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	180
17. Dr. R. Braungart: Die Südgermanen. (Dr. Artur Haberlandt.) . . . . .	180
18. Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit, mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. I. Band. Von Hans Bächtold. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	181
19. Burg Kreuzenstein an der Donau. Herausgegeben von Alfred Ritter v. Walcher. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	181
20. Sagen aus Kärnten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber. (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	182
21. P. Saintyves: La force magique. Du mana des primitifs, au dynamisme scientifique. (Dr. Rudolf Trebitsch.) . . . . .	183
22. Magda H. Ohnefalsch-Richter: Griechische Sitten und Gebräuche auf Cypern. (Dr. A. Haberlandt.) . . . . .	185
23. Dr. J. Eisenstädter: Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde. (Dr. A. Haberlandt.) . . . . .	185

#### V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für 1913 . . . . .	63
Tätigkeitsbericht des Museums für 1913, erstattet vom k. k. Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt. . . . .	68
Ausweis über den Stand des Hausfonds . . . . .	71
Kassabericht für 1913, erstattet vom Kassier J. Thirring . . . . .	72
Vereinsleitung . . . . .	73
Vereinsnachrichten . . . . .	74, 154, 186
Museumsnachrichten . . . . .	75, 156, 187

## Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite
Fig. 1. Gehöfte ober St. Christina in Gröden . . . . .	2
Fig. 2. Bauernhaus ob St. Ulrich in Gröden . . . . .	3
Fig. 3. Ältestes Haus in Wolkenstein (Doppelwohnung) . . . . .	4
Fig. 4. Haus in Wolkenstein (verkehrt orientiert) . . . . .	5
Fig. 5. Wohngeschoß des Hauses Nr. 14 in Runggaditsch, Gröden . . . . .	6
Fig. 6. Wohngeschoß des Hauses Nr. 3 in Wolkenstein . . . . .	6
Fig. 7. Stadel in St. Ulrich in Gröden . . . . .	7
Fig. 8. Bauernhaus in Wolkenstein . . . . .	8
Fig. 9. Bauernhaus in Campitello di sopra, Fassatal . . . . .	9
Fig. 10. Häusergruppe in Soraga, Fassatal . . . . .	10
Fig. 11. Obergeschoß eines Hauses in Sorte, Fassatal . . . . .	10
Fig. 12. Häusergruppe in Moena, Fassatal . . . . .	11
Fig. 13. Grundriß eines Hauses in Unser Frau im Schnalsertale . . . . .	11
Fig. 14. Bauerngehöfte ober Karthaus im Schnalsertale . . . . .	12
Fig. 15. Grundriß eines Doppelhauses in St. Leonhard im Pitztale . . . . .	13
Fig. 16. Gnadenkirche von Maria Luggau, Kärnten . . . . .	16
Fig. 17. Gnadenbild von Maria Luggau . . . . .	17
Fig. 18. „Lopar“, verzierte Backschaufel aus der Gegend von Sinj, Dalmatien . . . . .	32
Fig. 19. „Bock“ und „Flasche“ (bäuerliche Aufzugmaschine) . . . . .	44
Fig. 20—21. „Seilfahren“ in den Alpenländern . . . . .	45
Fig. 22. Wegkreuz im Unrecht-Traisental . . . . .	47
Fig. 23. Motivbild aus der Kirche in Walchensee, Oberbayern . . . . .	48
Fig. 24. Die Überbringung des Engelbrottes an die heilige Margareta. Florentiner Malerei . . . . .	77
Fig. 25. Rockennadel, Gegend von Neuern . . . . .	91
Fig. 26. Muttergottesbild. Statue vom Bildhauer Johann Rumpler in Tachau . . . . .	94
Fig. 27. „Ecce homo.“ Statue von Johann Rumpler . . . . .	96
Fig. 28. Flechtwerk (Schleuder) der macedonischen Knaben . . . . .	166
Fig. 29—31. Grundrisse der Oberinntaler und Grödener Bauernhäuser . . . . .	169

Auf Tafel I—VII: 14 Gründungsbilder aus Maria Luggau (Kärnten).

# I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

## Beiträge zur Kenntnis des Tiroler Bauernhauses.

Von Dr. Artur Haberlandt, Wien.

(Mit 15 Textabbildungen.)

Auf einer Wanderung, die mich im Sommer 1913 durch das Grödnertal, das Fassa- und Fleimstal bis Cavalese, das Eggental und das Schnalser- und Pitztal nach Nordtirol führte, ließ ich es mir angelegen sein, so viel Material als in der kurzen Zeit immerhin möglich war, zur Kenntnis der in den Tälern vorkommenden Haustypen aufzusammeln. Wenn ich dasselbe unvollständig, wie es ist, der Öffentlichkeit übergebe, so geschieht dies hauptsächlich aus dem Grunde, da wir bis heute in Tirol, namentlich im Süden, kaum noch zu einer Feststellung der für die verschiedenen Gebiete charakteristischen Lokaltypen gelangt sind, geschweige denn in eine vergleichende Behandlung derselben nach dem bisher publizierten Material einzugehen vermögen. So können vielleicht auch die hier gebotenen flüchtigen Aufzeichnungen die eingehendere Untersuchung mancher Probleme anregen und fördern. Sie berücksichtigen hauptsächlich die Frage nach charakteristischen Details der Baukonstruktion in den einzelnen Tälern, die wechselseitigen Beziehungen deutscher und italienischer Bauweise im Fleimstale, ferner das Problem der Gruppierung, beziehungsweise Verschmelzung von Wirtschafts- und Wohngebäuden in den genannten Tälern und die sich daraus vermutlich ergebenden Konsequenzen; die Frage nach charakteristischen Formen der Grundrißlösung und deren Herkunft wurde dabei kaum berührt.

Ich lasse nun zunächst eine Schilderung der einzelnen Täler in Kürze folgen.

Im Grödnertal überwiegt bei den dort gebräuchlichen Bautypen weitaus die Gruppierung der Gebäude zum Paarhof, wobei Wohnhaus und Stadel meist mit parallelen Firsten senkrecht zur Talachse nebeneinander stehen (Fig. 1), der Stadel wird bisweilen ein klein wenig nach rückwärts verschoben. Manchmal verlangen örtliche Verhältnisse jedoch auch eine Querstellung des Stadels; die der Tradition nach ältesten Häuser des Tales (Runggaditsch Nr. 10, ein anderes, Figur 2, am Grödnertal ob St. Ulrich und Figur 3 in Wolkenstein) zeigen, daß beide Möglichkeiten seit alter Zeit nebeneinander ausgenützt wurden. Oberflächlich betrachtet scheinen die meisten Wohnhäuser mit ihrem schmucken weißen Verputz gemauert zu sein, doch verbirgt die Tünche vielfach Blockwände, was auch noch für neuere

Häuser gilt; nur das dem abschüssigen Terrain angepaßte Untergeschoß, das als Keller und Speicherraum dient, ist ständig aus Bruchsteinen aufgemauert. Naturgemäß gemauert ist auch der Backofen, der hier, wie wohl in ganz Südtirol, im oberen Geschoß ins Freie hinausgebaut wird, doch wird er zumeist von einer Holzkonstruktion gestützt. (Fig. 4.) Sehr charakteristisch ist das Vorkragen des aus Holz gefügten oberen Stockwerkes an zahlreichen alten wie neueren Häusern, es wird hiebei nicht etwa durch Ständerbalken, sondern durch ein System von Spreizen von der Wand aus gestützt. Der Zugang zum Wohngeschoß erfolgt in der Regel traufseitig über eine steinerne oder hölzerne Stiege, an die sich gewöhnlich ein laubenartiger Gang an einer oder mehreren Seiten des Hauses anschließt.



Fig. 1. Gehöfte ober St. Christina in Gröden.

Bezüglich des Grundrisses des Wohntrakts ist es bemerkenswert, daß die Heizanlagen für Küche und Stube in den alten Häusern auch dann nicht zusammengebaut wurden, wenn sie an der gleichen Wand aneinanderstoßen (Fig. 5), was übrigens an alten Bauernhäusern in Tirol häufig zu bemerken ist. Dagegen sind Backofen und Herd in der Regel miteinander in Verbindung gebracht. (Fig. 6.) Seltener sind Back- und Stubenofen zusammengelegt, was wohl mit der Technik des Hinausbauens des ersteren zusammenhängt. Bemerkenswert scheint am Grundriß (Fig. 6) die Trennung von gemauerter Küche und Stube durch den winkelig gebogenen Gang; vielleicht stecken dahinter alte rätoromanische Beziehungen, wie dies Baumeister<sup>1)</sup> unter Verweis

<sup>1)</sup> Dr. G. Baumeister, Das Bauernhaus des Walgaues, München 1913, S. 162.

auf Graubündner Bautypen für ähnlich gestaltete Vorarlberger Häuser annimmt.

Die Stubeneinrichtung, soweit heute noch erhalten, entspricht der in Südtirol durchgängig gebräuchlichen, wie sie in den Bauernstuben des Bozner Museums ausreichend festgelegt erscheint: auch hier wird auf einer Holzpritsche über dem halbtönenförmig gemauerten Ofen geschlafen.

Der Dachstuhl erscheint an den älteren Häusern zumeist am Giebel offen belassen, an den neueren wird er vielfach schon verschalt. Im Giebel weisen sämtliche Häuser eine und dieselbe einfache Ständerkonstruktion auf, reicheres Bundwerk wie in Nordtirol ist nirgends zu finden.

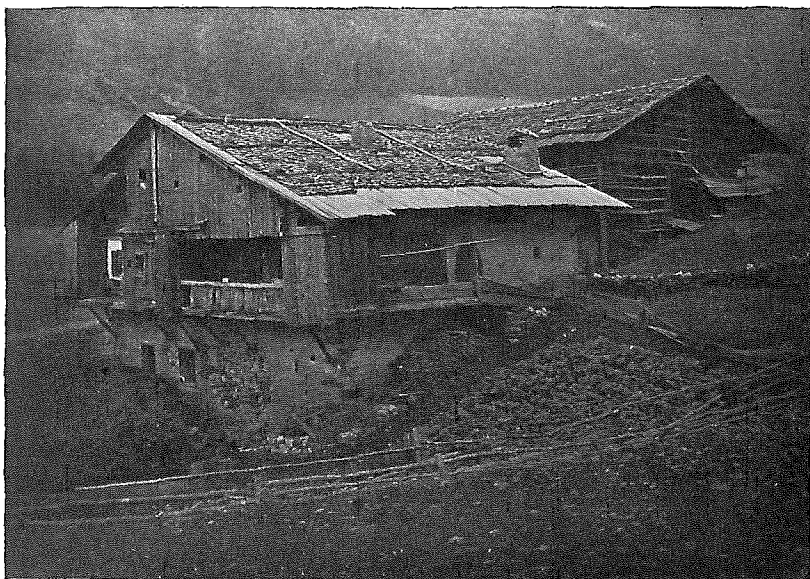


Fig. 2. Bauernhaus ob St. Ulrich in Gröden.

Zur Bedachung wurden an den älteren Häusern allenthalben Legschindel verwendet, wobei am First sowohl wie an der Traufkante glattgehobelte Bretter aus dem Belage vorstoßen.

Von den Stadeln sind die älteren Bauten aus rohem Blockwerk, die neueren aus behauenen Balken errichtet; der als Stall verwendete Unterbau ist stets soweit gemauert, daß auf dem abschüssigen Terrain eine ebene Grundfläche, beziehungsweise ein Fundament für den Blockbau gewonnen wird. Die Art der Mauerung ist eine recht primitive, bisweilen beschränkt sie sich auch auf einige Steinpfeiler, neben welchen, immer in Anpassung an die Terrainverhältnisse, das Blockwerk wie in Fächer eingebaut wird. (Runggaditsch.)

Darüber beginnt bei den älteren Bauten das reine Blockwerk, das unter steter Verkürzung der Hölzer bis unter den Giebel fortgesetzt

wird, die neueren Stadel zeigen im Dachstuhl dieselbe Konstruktion wie die Häuser, auch hier verwendet man Legschindel zur Bedachung. An älteren Stadeln sind Hochlauben in der Regel nur an einer Giebelseite zu finden, zum Trocknen der Futtermittel sind hier wie ja auch sonst ganz allgemein in den Alpenländern ein paar Querstangen in halber und ganzer Manneshöhe eingezogen. Für Brennholz pflegt man an den Ecken je ein Paar halb S-förmig gekrümmte Birkenstämme und dergleichen in entsprechender Entfernung von



Fig. 3. Ältestes Haus in Wolkenstein (Doppelwohnung).

einander zwischen Boden und Brustwehr einzuziehen, sie hängen wie Teile eines Fensterkorbes nach außen, das Holz wird in der Ausbauchung quer aufgeschichtet. An den neueren Bauten sind diese Querbalken, beziehungsweise Trockengerüste zu einem förmlichen Netz zusammengewachsen, das große Teile des Stadels oder selbst alle vier Wände des Baues in regelmäßigen Maschen umgibt; die ganze Konstruktion krägt etwa 1 bis  $1\frac{1}{2}$  m über das gemauerte Erdgeschoß des Gebäudes vor. Diese Gerüste werden »Palancins« genannt und bilden eine anscheinend allerdings verhältnismäßig spät, etwa vor 100 Jahren aufgekommene Eigentümlichkeit der Grödner Wirtschaftsbauten. (Fig. 7.)

Paarhöfe aus Gebäuden der geschilderten Art zusammengesetzt, überwiegen bei weitem im unteren und mittleren Grödnertal etwa bis St. Christina. Von hier an begegnen wir vielfach kleineren ärmllicheren Wirtschaften. Das geringe Besitztum der einzelnen Familien äußert sich, soweit es sich um neuere Bauten handelt, darin, daß Stadelbauten mangeln. Am angeblich ältesten Hause in Wolkenstein finden wir dagegen eine auch anderwärts in Tirol sowie auch in der Schweiz anzutreffende Eigentümlichkeit, daß nämlich zwei Familien das dem First nach in zwei Hälften geteilte Haus bewohnen.<sup>1)</sup> Auch der Stadel wurde im vorliegenden Falle in der Firstlinie durch eine eingezogene Blockwand aufgeteilt.

<sup>1)</sup> Vergl. Dr. G. Baumeister a. a. O. S. 42 etc.

Eine andere Lösung des Problems der kleineren Wirtschaft ist die, daß man die eine gewonnene Haushälfte zu Wohnzwecken verwendet, die andere unter Beibehaltung der alten Blockwerkkonstruktion des Stadels zum Wirtschaftstrakt ausgestaltet. Ein Vorragen des Wohntrakts über die Mittellinie des Hauses — wie in Nordtirol — kommt aber, so viel mir erinnerlich ist, nicht vor. Nur sehr selten, wenn überhaupt, scheinen im Grödnertal Einheitshäuser von salzburgisch-tirolischem Typus zu sein, die A. Dachler<sup>1)</sup> für dieses Gebiet gleichfalls angibt, mir ist kein Gebäude dieser Art erinnerlich.



Fig. 4. Haus in Wolkenstein (verkehrt orientiert).

Wenn wir nun in das Fassatal hinübersteigen, finden wir auch hier die eben genannten Haustypen neben- und durcheinander vor, wobei die Einzelheiten der Baukonstruktion, Ausgang zum Wohngeschoß, Vorragen desselben, Laubenbildung sowie Giebelbildung und Bedachungsweise durchaus der Bauart des Grödnertales entsprechen. Was die Gehöftebildung betrifft, so überwiegen im obersten Talstrich die Paarhöfe (Penia, Alba, Canazei), dagegen macht sich von Gries und Campitello angefangen eine große Mannigfaltigkeit in den Bauformen bemerkbar; neben Paarhöfen, bei denen der Stadel aber nur in seltenen Fällen dem Hause »parallel« gestellt wird (Fig. 9), begegnen wir Höfen, wo der Stadel hinter dem Wohnhause, jedoch mit getrennter Wand und Bedachung steht, dann aber auch in konsequenter Fortsetzung dessen Einheitshäuser nach Art des salzburgisch-tirolischen Hauses mit hintereinandergeschaltetem Wohn- und Wirtschaftstrakt. Außerdem

<sup>1)</sup> Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. S. 67.

kommt jedoch auch Nebeneinanderschaltung von Wohn- und Wirtschaftstrakt unter demselben First vor, diese Form überwiegt sogar in der Strecke von Canazei bis Campitello; weiter abwärts bis Vigo scheint die Hintereinanderschaltung der Trakte beliebter; in Vigo selbst macht sich schon stark italienischer Einfluß an diesen Bauten bemerkbar, indem dieselben im Wohntrakt fast durchgängig gemauert erscheinen. Auch verdient wohl vermerkt zu werden, daß nach H. von Schürer fast ausschließlich diese Einheitshäuser es sind, die Freskenschmuck tragen;<sup>1)</sup> es scheint dies im Verein mit der Mauerung darauf hinzudeuten, daß dieser Typus hier mit dem Auftreten geschulterer Baumeister zusammenhängt, auch bei den reinen Holzbauten setzt übrigens zum mindesten die Vergrößerung des Dachstuhles dasselbe

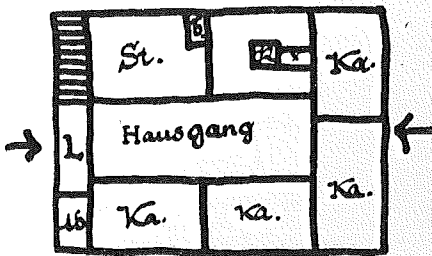


Fig. 5. Wohneschoß des Hauses Nr. 14  
in Runggaditsch, Gröden.

L: Laube.            b: Ofen.  
Ab: Abort.        K: Trichterkamin, seitlich  
St: Stube.        daneben der Herd.

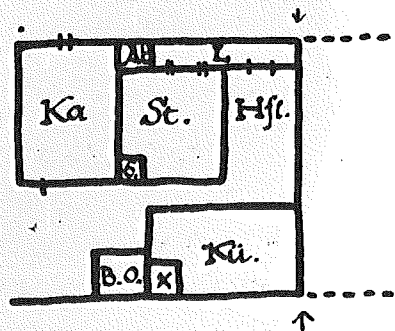


Fig. 6. Wohneschoß des Hauses  
Fig. 3 in Wolkenstein.

Hfl: Hausflur.    O: Ofen.  
L: Laube.        X: Herd.  
Ab: Abort.        B O: Backofen.

voraus. Die unter den Fresken vorfindlichen Jahreszahlen reichen etwa bis 1680 zurück, womit allerdings nicht die äußerste Altersgrenze dieses Haustypus gewonnen sein muß, der uns auch noch in Soraga und Sorte begegnet. (Fig. 10 und Grundriß Fig. 11.) Weiter talaus sind zunächst die Beziehungen zwischen deutscher und italienischer Bauweise recht interessante. Typische Paarhöfe begegnen wir nur mehr in Sorte und Forno; die Holzkonstruktion des Wohntrakts wird meist schon durch Mauerung ersetzt; immerhin stellt letzterer Ort den letzten Vorposten ausgesprochen deutscher Bauweise im Fleimstale dar.

Andererseits reicht der charakteristische Vertreter italienischer Bauart, das ganz aus Stein erbaute Kolonnenhaus mit pyramidal zulaufendem Dach, zu dessen Eindeckung Ziegel (Mönch und Nonne) verwendet werden, etwa bis Moena, das ist genau bis zur Sprachgrenze. Rein italienisch sind dortselbst auch Gewölbekonstruktionen, beziehungsweise Rundbogenstellungen vor den Ställen. Der Hauptsache nach begegnen wir jedoch von hier angefangen im gesamten

<sup>1)</sup> Zeitschrift f. österr. Volksk., 1912, S. 22.

Fleimstale bis Predazzo und Cavalese Mischformen, als deren häufigste Vertreter Zusammenbauungen nach Art der Einheitshäuser mit Hintereinanderschaltung erscheinen. Auch hier liegen Wohnhäuser und Stadel mit gemeinsamer Stirn, beziehungsweise Rückwand hintereinander, jedoch ist in den seltensten Fällen Dachgleichheit hergestellt, wohl aus dem einfachen Grunde, weil diese Konstruktion zufolge der Länge des Firstes ganz überflüssige Schwierigkeiten bieten würde; die meisten dieser Häuser werden nicht mehr von einzelnen Familien, sondern schon von mehreren Parteien bewohnt, wodurch auch die Stadel eine bedeutende Vergrößerung, beziehungsweise

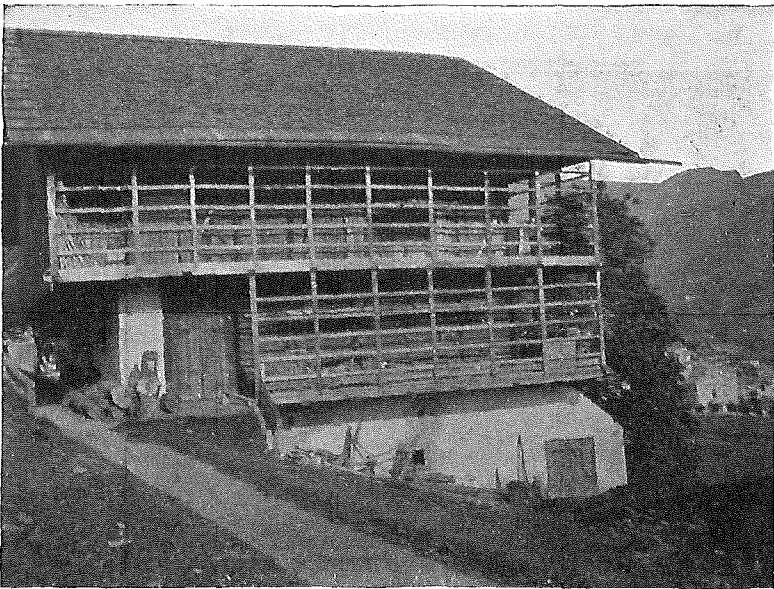


Fig. 7. Stadel in St. Ulrich in Gröden.

Verlängerung erfahren. (Fig. 12.) Der Wohntrakt ist stets gemauert, oft stark städtisch beeinflusst und dann in komplizierter Art angelegt, im rohen Blockbau der Stadel, der Giebelkonstruktion, der Legschindelbedachung hat sich aber die deutsche Bauweise bis auf den heutigen Tag durchgesetzt. Die eben angeführte Kombination ist eine durchgängige und für ein Großteil der Häuser des Fleimstales bis Cavalese charakteristisch. Ihr ziemlich hohes Alter wird durch die rohe Blockkonstruktion des Wirtschaftstrakts gewährleistet. In den geschlossenen Ortschaften sind die Häuser zumeist zwei- bis dreistöckig und mit den entsprechend großen Stadeln zu ganzen langen Zeilen zusammengebaut, was den Gassen ein oft sehr malerisches Gepräge verleiht. Hier und da hat italienischer Einfluß doch auch auf die aus Holz konstruierten Teile der Häuser übergegriffen: so liegt der Gedanke nahe, in den halb abgewalmtten Legschindeldächern an Häusern

zwischen Cavalese und Predazzo den Einfluß der pyramidalen Dachform italienischer Bauten zu sehen. In Forno, ja selbst in Campitello kommen an den dortigen Bauernhöfen sogar Pyramidendächer mit Legschindelbelag vor. (Fig. 9.) Gehen wir nun auf die Herkunft aller der bisher geschilderten Bauten ein, so besteht wohl kein Zweifel, daß wir es im Grödner- und im Avisiotal mit Bautypen zu tun haben, die, abgesehen von jenen Abänderungen im letztgenannten Gebiete, welche sich zwanglos als italienischen Ursprung deuten lassen, den engsten Zusammenhang mit dem Bauernhause Deutschtirols aufweisen. Hier wie dort findet sich der Paarhof, das Einheitshaus, sei es

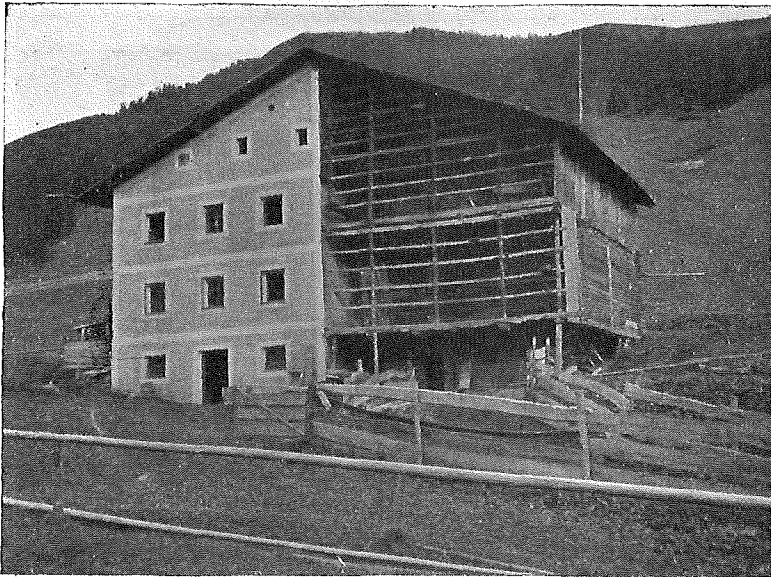


Fig. 8. Bauernhaus in Wolkenstein.

mit Neben- oder mit Hintereinanderschaltung des Wohn- und Wirtschaftstrakts; Laubenbildung, Dachkonstruktion, Blockwerkföpfung folgt hier den gleichen Prinzipien wie dort. Bemerkenswert ist, daß gerade den ältesten Häusern die Vereinigung von Herd- und Ofenheizung mangelt, es widerspricht dies durchaus der Ansicht Baumeisters, daß diese eine römisch-alpenländische Gepflogenheit gewesen sei,<sup>1)</sup> die im deutschen Bauernhause von hier aus übernommen wurde. Sie müßte sonst gerade hier im ladinischen Sprachgebiet sich besonders deutlich erhalten haben. Wir werden vielmehr in dieser Vervollkommnung eine verhältnismäßig späte Errungenschaft zu sehen haben, die gerade an den technisch durchgebildetsten Bauten entstanden ist, die darum auch nur geringe Ursprünglichkeit besitzen.

Auch das Hinausbauen des Backofens aus dem oberen Stockwerk ist kein Charakteristikum etwa dieser Gebiete, denn es kommt

<sup>1)</sup> Baumeister a. a. O., S. 206.

ebensogut anderwärts vor. Bancalari schildert ihre weite Verbreitung, ebenso Dachler.<sup>1)</sup> Das ist sehr bemerkenswert, da ja Gröden und Fassa ladinisches Sprachgebiet sind und es solchermaßen nahe läge, hier Überlieferungen zu suchen, die älteren Ursprunges wären als die deutschen Bautypen. So weit unsere flüchtige Übersicht hinreicht, dies zu behaupten, können sich solche nur in verschwindendem Maße erhalten haben. Als ältester Gehöftetypus erscheint der bayrische Paarhof; der deutsche Ursprung dieses Typus erfährt seine Bekräftigung darin, daß diese Gebiete schon seit dem Mittelalter Besitztum deutscher, speziell bayrischer Bistümer und Adels-

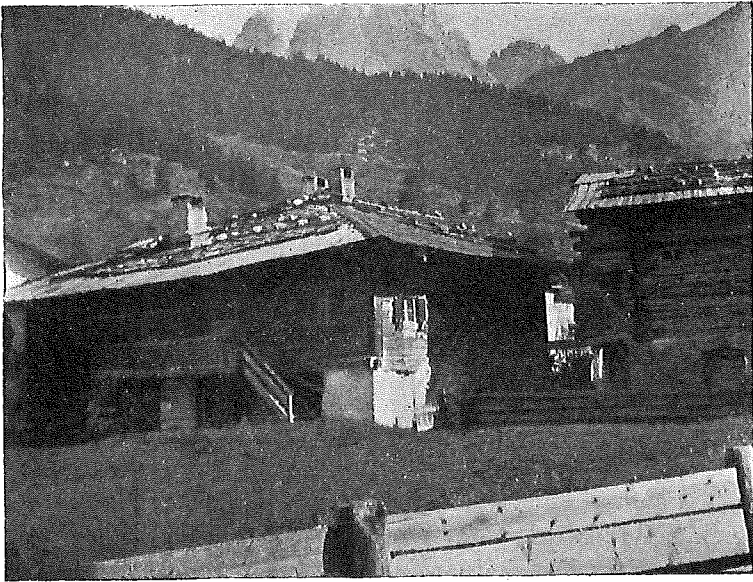


Fig. 9. Bauernhaus in Campitello di sopra, Fassatale.

geschlechter gewesen sind. Das Einheitshaus mit Hintereinanderschaltung denken wir uns hier selbständig aus der Hintereinanderstellung von Wohnhaus und Stadel hervorgegangen, wie sie heute noch im Fassatale existiert, schwieriger ist es, hier unmittelbar eine einleuchtende Erklärung des Einheitshauses mit Nebeneinanderschaltung zu geben; es wird vielleicht angezeigt sein, zunächst noch die Haustypen des Eggentales, des Schnalser- und Pitztalles zu besprechen, denen auch die Bauernhäuser des Ötztalles vergleichend zur Seite gestellt werden können, bevor wir der Frage seines Ursprunges nähertreten.

Im Eggental herrscht fast durchgängig der Paarhof nach bayrischer Bauart, wengleich vielleicht hie und da vereinzelte Ausnahmen zu konstatieren sind. Derselbe Typus herrscht im Schnalsertal, und zwar, so weit das Tal überhaupt überschaut werden kann, vom ersten bis

<sup>1)</sup> Bancalari, Mitt. d. Anthr. Ges., Wien, Bd. 26, S. 93 ff. Dachler, Bauernhaus, S. 130

zum letzten Hof. (Fig. 13 u. 14.) Auch diese Konstatierung ist sehr bemerkenswert, da die Besiedelung des Tales nachweislich ebenso wie die des oberen Ötztals von Süden her erfolgt ist und die Ortsnamen vielfach romanischen Ursprunges sind. Gegenüber den Südtiroler Formen fällt die Stattlichkeit der Häuser in dem sonst unwirt-



Fig. 10. Häusergruppe in Soraga, Fassatal.

lichen Tal überraschend auf, der Giebel zeigt oft schon Ansätze zu jenem reichen Bundwerk, dem wir in Nordtirol, am nächsten im Ötztale begegnen. So viel ich in »Unser Frau« erfragen konnte, werden aber auch die ganz großen Bauten niemals von mehreren Familien

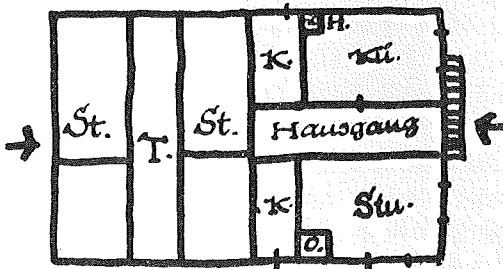


Fig. 11.  
Obergeschoß eines Hauses  
in Sorte, Fassatal.

- H: Sparherd ao Stelle des offenen Herdes.  
O: Ofen.  
K: Kammern.  
T: Tenne.  
St: Stadel.

bewohnt, was besonders gegenüber dem Pitztal einen auffälligen Gegensatz bedeuten würde.

Was nun dieses betrifft, so herrscht hier ja auch, besonders im oberen Teile, der Paarhof vor, daneben treffen wir aber auch hier Einheitshäuser der beiden nunmehr schon sattsam bekannten Abarten wieder. Im First geteilte Einheitshäuser scheinen namentlich im unteren Teile des Tales häufig, wie dies ja auch im Ötztal zu be-

obachten ist. Der Wohntrakt beansprucht dabei oft die größere Hälfte des Hauses, ragt also über die eine Giebelhälfte hinaus. Er ist durchwegs hier wie an den anderen Häusern aus zubehauenen Balken gezimmert, während man umgekehrt für die Stadelbauten zumeist runde Stämme verwendet.

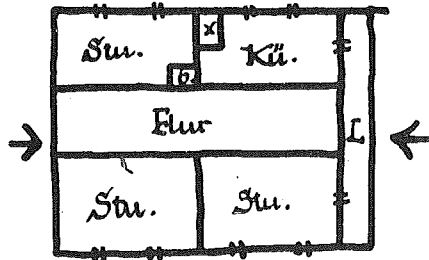


Fig. 12. Häusergruppe in Moena, Fassatal.

Zur Herstellung eines ebenen Grundplanes werden bei letzteren vielfach steinerne oder hölzerne Stützpfiler dem Balkenrost unterstellt, jedoch ruht das Gebäude hierbei an einer Seite in der Regel auf dem gewachsenen Boden auf.

Fig. 13.  
Grundriß eines Hauses in  
Unser Frau im Schnalser-  
tale.

X: Herd.  
b: Heizofen.  
L: Laube.



Wegen der Armut des Tales ziehen sich oft zwei bis drei Familien in einem Hause zusammen, wobei dasselbe in der Regel in der Firstlinie durch eine Blockwand unterteilt wird. Ein von mir aufgenommenes Haus zeigte symmetrische Anlage, ebenso ein zweites, übrigens mit ganz gleichem Grundriß (Fig. 15); ob dies die Regel ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Auf die Vereinigung von Herd- und Ofenheizung legt man auch hier, wie ersichtlich, kein Gewicht. In der

Vereinigungswand zwischen Küche und Stube findet man eine Nische ausgespart, die mit einem Schubdeckel von oben her geschlossen werden kann. Mir wurde gesagt, dieselbe habe gedient, um die warme Luft aus der geheizten Küche direkt in die Stube hinüberzuleiten, doch scheint es sich ursprünglich um eine der ja auch sonst häufigen Leuchtnischen gehandelt zu haben. Küche und Keller scheinen mir der Erinnerung nach meist gemauert gewesen zu sein, leider verbietet mir das Mangeln jeglicher Aufzeichnung das nähere Eingehen auf weitere Charakteristika des Hauses, obwohl sich dies jetzt, wo wir die ausgezeichnete Arbeit Dr. Baumeisters über das Vorarlberger Walsershaus besitzen, im Hinblick auf viele dort berührte Probleme wohl verlohnen würde.

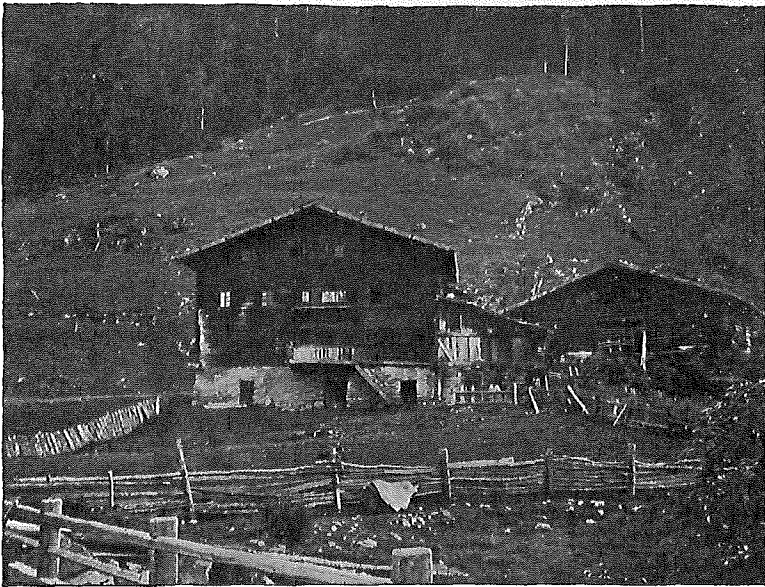


Fig. 14. Bauerngehöfte ober Karthaus im Schnalsertale.

Nur eine Frage scheint nach den bisherigen Konstatierungen mit Erfolg einer Lösung zugeführt werden zu können, es ist die nach der Stellung der Bauernhäuser mit Nebeneinanderschaltung von Wohn- und Wirtschaftstrakt. Dachler nennt sie an einer Stelle des Bauernhauswerkes »etwas rätselhaft«, andererseits ist von ihm rätoromanischer Ursprung derselben als möglich ins Auge gefaßt worden.<sup>4)</sup>

Gehen wir zunächst auf seine Verbreitung etwas näher ein, so finden wir es in Vorarlberg in Damuls seit etwa 100 Jahren eingebürgert; es findet sich ferner in der Gegend von Bludenz, im Oberinntal, auch westlich davon, und seinen südlichen Seitentälern (Ötztal, Pitztal) und reicht einerseits etwa bis Schwaz im Unterinntal, andererseits kommt es in einer Abart auch im oberen Vintschgau vor und ist

<sup>4)</sup> Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn, S. 61, 64, 66.

vereinzelt endlich an der Brennerbahn bis tief nach Süden anzutreffen; im Süden haben wir es in Gröden und Fassa kennen gelernt, außerdem kommt es außerhalb Tirols vereinzelt im Wallis, ferner im Engadin vor, endlich findet es sich auch um Holzkirchen in Bayern.<sup>1)</sup> Letztere Tatsache stimmt uns einigermaßen bedenklich, es ohneweiters als rhätisch zu erklären, obwohl die Verbreitung sonst diesen Gedanken nahelegen würde; dagegen spricht aber auch die Tatsache, daß es stets nur in Vereinigung mit anderen Einheitshäusern vorkommt und daß es sich um Punkte herum lokalisiert, wo die bäuerliche Bautechnik, sei es nun durch stammfremde Beeinflussung, wie in Fassa, oder städtische Vorbilder, wie im Oberinntale oder am Brenner, vielfach neue Anregungen aufnehmen konnte und auch tatsächlich aufgenommen hat.<sup>2)</sup> Es ist nun ferner daran zu erinnern, daß überall, wo diese Einheitshäuser vorkommen, auch Zusammenwohnen zweier Familien in dem First nach

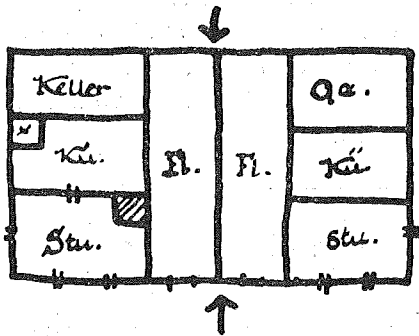


Fig. 15.

Grundriß eines Doppelhauses  
in St. Leonhard im Pitztale.

Fl: Flur.

X: Herd.

Ga: Gaden = Keller.

unterteilten Häusern vorkommt. Dies findet nun auch wieder seine Entsprechung in den Häusern der kleinen Städte in Nord- und Südtirol, woselbst auch die aus Ziegeln aufgemauerten Häuser vielfach halbgiebelig gebaut sind und sogar den Dachstuhl mit dem Nachbar oftmals teilen. Ersparnisrücksichten werden hier wie dort für diese Bauart maßgebend gewesen sein, von der wir nicht glauben können, daß sie gänzlich selbständig im bäuerlichen und bürgerlichen Wohnbereiche entstanden sei. Vielleicht ist sie am Bauernhause älter als in der Stadt — Analoga in den Städten anderer Länder werden sich kaum finden lassen — dann unterliegt es für uns aber keinem Zweifel, daß diese Hausteilung mit der in Wohn- und Wirtschaftstrakt in technisch-konstruktivem Zusammenhang steht. Wie alt beide sind, ist schwer zu entscheiden, vielleicht reichen sie in die rätoromanische Zeit zurück, doch scheinen uns die technischen Probleme, welche letztere Vereinigung bietet, nicht einfach genug, um irgendwo an den Anfang einer Hausentwicklung gerückt zu werden und wir neigen daher eher der Annahme einer späten Entwicklung des Typus zu,

<sup>1)</sup> Dachler a. a. O., S. 61 etc. — Baumeister a. a. O., S. 79, 142. — A. Hunziker, Das Schweizerhaus. I. S.

<sup>2)</sup> Vergl. Dachler, Über den Grundriß eines solchen Hauses a. a. O., S. 61.

der an verschiedenen Punkten und an verschiedener Zeit selbständig entstanden sein mag. Jedenfalls aber wird der Zusammenhang mit den städtischen Bauten stets im Auge zu behalten sein. Damit erscheinen alle Fragen erschöpft, welche sich an meine, wie ich betonen muß, nur flüchtigen und lückenhaften Beobachtungen knüpfen lassen. Daß hiebei auf Grundrißlösungen so gut wie gar nicht eingegangen ist, auch die gebotenen Grundriße nur flüchtige Skizzen bieten, hat seinen Grund einerseits in der geringen zu Gebote gestandenen Zeit, andererseits aber auch in grundsätzlichen Bedenken, an ihnen irgendetwas ablesen zu können als an der sonstigen Gestaltung der Häuser.

Daß hier des Guten entschieden zu viel getan wurde, darf uns natürlich nicht verleiten, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, allein wirklich fördern kann unser Wissen über diese Dinge nur mehr eine gründliche Begehung von Haus zu Haus, und diese war in meiner Absicht nicht gelegen. Möge sich bald jemand finden, der dieselbe unternimmt und der namentlich auch die gewiß hochinteressanten siedlungsgeschichtlichen Daten, die Ergebnisse der Flurforschung im ladinischen Südtirol einer volkskundlich erschöpfenden Verwertung unterzieht.

## Gründungsbilder von Wallfahrtsorten.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

(Mit 14 Abbildungen auf 7 Tafeln und 2 Textabbildungen).

Die Gründungsbilder von Wallfahrtsorten sind ein volkskundlicher Typ, der, soweit ich sehe, noch fast gar keine Berücksichtigung in der Literatur erfahren hat und wahrscheinlich auch vielen Volksforschern noch ganz unbekannt ist. Das rührt wohl zunächst davon her, daß nicht sehr viele dieser eigenartigen Bildwerke sich bis auf unsere Tage herübergerettet haben und gerade in leicht erreichbaren Wallfahrtskirchen nicht erhalten blieben. Die meisten sind jedenfalls zur Zeit Kaiser Josefs zugrunde gegangen, der in seinen Dekreten ja scharf gegen die Ausschmückung der Kirchen »mit Opfern, Opfer tafeln, hölzernen Füßen, Krücken, Säbeln, Panzern, Ketten und dergleichen Zeugnissen meistens unerwiesener Wunderwerke« loszog;<sup>1)</sup> manches mag auch noch die spätere Zeit vernichtet haben. Für gewöhnlich begegnen wir diesen Gründungsbildern heute nur mehr an abgelegenen Wallfahrtsorten, ein Umstand, der natürlich auch mit ihr Bekanntwerden in der Wissenschaft verhindert. Dazu tritt die unangenehme Tatsache, daß es äußerst selten gelingt, Photographien dieser Objekte zu erhalten. Ein Photograph ist ja meist weit und breit nicht zu haben, und wer selbst mit den nötigen Utensilien aus-

<sup>1)</sup> Vergl. meine Zusammenstellung der diesbezüglichen Josephinischen Verordnungen im „Jahrbuch der Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich“, 1912. S. 128.

gerüstet ist, wird noch verschiedene Widerwärtigkeiten zu bekämpfen haben, da diese Bilder meist erst von den Wänden entfernt und gereinigt werden müssen, wobei natürlich auch Rücksichten auf die Andächtigen zu nehmen sind; kurz, es häufen sich Umständlichkeiten, die jeden lieber auf die ganze Sache verzichten lassen.

Ein desto glücklicherer Zufall ist es, wenn diese Arbeiten von der geistlichen Leitung des Wallfahrtsortes selbst übernommen werden, wie es unlängst zu Maria Luggau im Lesachtal (Kärnten) der Fall war. Diese berühmte, seit 1635 in Händen der Serviten befindliche Wallfahrt<sup>1)</sup> beging im Jahre 1913 ihre vierhundertjährige Stiftungsfeier. Zu diesem Anlasse sind große Festlichkeiten vom »Schmerzen-Freitag« (14. März) bis zum September anberaumt gewesen, die, wie man aus den Lokalblättern entnehmen konnte, sich großen Zulaufes aus Kärnten, Tirol und den angrenzenden Teilen Italiens erfreuten. Für uns ist von besonderem Interesse das 1913 im Selbstverlage des Servitenkonvents in Luggau erschienene Festschriftchen »Die Wallfahrt Maria Luggau in Kärnten« von P. Salesius M. Sailer O. S. M., das eine kurze Geschichte der Wallfahrt von der Gründung bis auf den heutigen Tag enthält. Was dem hübsch ausgestatteten Heftchen einen über den religiösen Zweck hinausgehenden Wert verleiht, sind vor allem die ausgezeichnet gelungenen Reproduktionen der Gründungsbilder, die es bietet. Der Orden war so liebenswürdig, uns die Klischees derselben zur Verfügung zu stellen, so daß dieser sehr reizvolle volkskundliche Typ hier auch in Abbildungen vorgeführt werden kann.

Es handelt sich um 15 Ölgemälde auf Leinwand (Abb. 1—14 auf Tafel I—VII u. Textfig. 16), die gegenwärtig im Kreuzgange des Klosters hängen und in chronologischer Reihenfolge die Gründungsgeschichte des Wallfahrtsortes erzählen. Sie sind handwerksmäßige Arbeit eines ländlichen Malers, in dieser Hinsicht also ganz unbedeutend, kulturhistorisch und volkskundlich aber von hervorragendem Interesse. Was sich an allen möglichen folkloristischen Details (Trachten, Hausformen etc.) aus ihnen gewinnen ließe, soll hier, wo es mir hauptsächlich auf die Umschreibung und Festlegung des Typs im allgemeinen ankommt, nicht weiter berührt werden. Nur auf einen Gegenstand möchte ich aufmerksam machen, der für die Entstehung von Wallfahrten von allgemeiner Bedeutung ist. Die Bilder 5, 6, 7, 9 und 11 zeigen, daß das Gnadenbild anfänglich nur von einem kleinen Bildstock geborgen wurde. Erst der Zulauf des Volkes zu dem Bilde machte dann die Vergrößerung des Baues nötig. Ein Fall, der sich sehr oft nachweisen läßt und wahrscheinlich vielfach auch dort anzunehmen ist, wo sich keine Ueberlieferung mehr davon findet. In dem größten deutsch-südtirolischen Wallfahrtsorte Weissenstein, auf den wir noch zu

<sup>1)</sup> Vergl. Romer, *Servitus Mariana auspiciis Austriacis*, Wien 1667. S. 184—213. Der Abschnitt erzählt die Geschichte der Wallfahrt und eine Reihe von Gebeterhörungen.

sprechen kommen werden, ist der gemauerte alte Bildstock sogar noch erhalten. Er ist in die Westwand der Kirche eingebaut und birgt noch heute das Gnadenbild.

Die einzelnen Bilder in Luggau bieten außer der Darstellung stets auch noch eine Legende in Alexandrinern. Der darin festgehaltene Tatbestand ist, wie Anmerkungen in kleiner Schrift unter jedem Vers (außer beim 15. Bilde) lehren, dem Konventsarchiv entnommen. Bei den Bildern 1—7 liest man A: 1513. ARCHIV. CONV., bei 8—13 A: 1514. ARCHIV. CONV. (bei 14 ist die Jahrzahl nicht mehr leserlich).



Fig. 16. Gnadenkirche von Maria Luggau, Kärnten.

Es handelt sich wohl nicht um zeitgenössische Quellen, sondern um eine spätere Aufzeichnung der Überlieferung, da ja die Wallfahrtskirche bis zum Jahre 1591 ohne eigenen Seelsorger und daher wohl auch ohne Chronisten war. Die Verse haben weniger die Absicht, das Bild zu erklären, oder durch Worte zu ergänzen, was der Pinsel nicht ausdrücken konnte, sondern dienen, allerdings im engsten Anschluß an die dargestellte Handlung, mehr erbaulichen Zwecken. Die Bilder sind daher trotz der Inschriften nicht ohneweiters verständlich, wenn der Beschauer über die Gründungssage der Wallfahrt nicht informiert

ist. Diesem Mangel halfen und helfen in allen Wallfahrtsorten um billiges Geld zu erstehende Traktätlein ab, die die Legende und die spätere Geschichte der Wallfahrt erzählen und außerdem meist einige Gebete, Lieder und dergleichen enthalten. Auch Saiers schmuck ausgestattetes Büchlein zählt volkskundlich zu dieser Gruppe von Literatur.

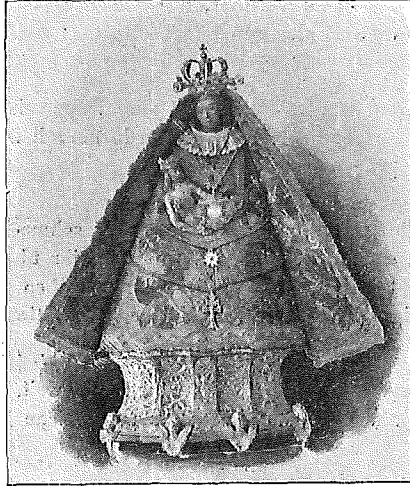


Fig. 17. Gnadenbild von Maria Luggau, Kärnten.

Es sei also hier zugleich mit dem Abdruck der Tafeln und der Inschriften der legendäre und geschichtliche Inhalt der einzelnen Bilder kurz wiedergegeben.<sup>1)</sup>

1.

Maria Will alldort auf Jenen Acker wohnen;  
da zu Wird Helena das arme Weib erwählt;  
so Pfl egt die armen Gott allhier schan zu Belohnen,  
die er zu solchen werk vor anderen würdig hält.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Um die Erntezeit des Jahres 1513 arbeitete ein frommes Bauernweib namens Helena in einem Weizenacker. Von der Arbeit ermüdet, legte sie sich für einige Augenblicke nieder, fiel in tiefen Schlaf und hatte einen merkwürdigen Traum. Es erschien ihr die Muttergottes und gebot ihr, auf diesem Acker ihr zu Ehren eine Kirche zu bauen.

2.

Durch diese Kerze hier, Die unter Wind und Wehen  
sogar das drittemal ganz hell und ruhig brann,  
Gab einst Maria klar der Nach-Welt zu verstehen,  
Das keine Macht, was Gott beschloss, verhindern kann.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Helena wunderte sich über den Traum, ohne ihn aber ernst zu nehmen. Allein das Traumgesicht wich nicht aus ihrem Sinne und da beschloß sie, zu erproben, ob das an sie ergangene Gebot wirklich der Wille Gottes sei. Sie stellte beim ärgsten Sturmwind

<sup>1)</sup> Die Orthographie der Inschriften ist beibehalten.

eine Kerze auf dem Acker auf. Wenn sie nicht verlöschte, sollte es ein Zeichen für die Wahrheit des Traumes sein. Dreimal wiederholte Helena die Probe und dreimal brannte die Kerze trotz heftigen Sturmwindes ruhig weiter. Da fügte sich nun Helena in den Befehl von oben.

## 3.

Das gute Weib will geld zum Kirchen-bau erbitten,  
trägt aber statt des gelds nur schmach und schlag darvon;  
doch geht nichts zu Verlust, was immer sie gelitten,  
denn sie erhält allhier den zweck und dort den lohn.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Ihre Versuche, von den Bauersleuten Geld zum Baue einer Kapelle zu erhalten, waren anfangs nur von Mißerfolg begleitet. Sie wurde überall ausgelacht und die Kinder warfen sogar Steine nach ihr.

## 4.

Die gute Helena muß jezt im Kerker schmachten,  
Ob sie schon gut gemeynt, was man ihr übel nimmt;  
Umsonst wird das die Höll zu hintertreiben trachten,  
Was einmal Gott zur Ehr Mariae hat bestimmt.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Die Verfolgungen des frommen Weibes gingen so weit, daß man sie sogar ins Gefängnis warf. Da man ihr aber nichts Schlechtes nachweisen konnte, wurde sie wieder in Freiheit gesetzt.

## 5.

Sieh! jene, die ehvor als böß war angeklaget  
befördert jezt ganz frey den ersten Kirchen-bau;  
ja sie erlangt auch das, was ihr eh war versaget;  
so viel vermag die Macht der grossen Himmelsfrau.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Helena ließ sich durch dieses Mißgeschick nicht entmutigen und arbeitete mit neuem Eifer auf ihr Ziel hin. Es gelang ihr schließlich tatsächlich, die Widerstände zu überwinden und auf dem Weizenacker zunächst wenigstens ein kleines Holzbildstöcklein zu errichten.

## 6.

Nun steht das erste hauß nur zwar aus holz gezimmert,  
Worein die Helena Mariae bildniss stellt;  
doch, weil die andacht mehr als gold und silber schimmert,  
Zeigt auch Maria gleich, das Ihr dies hauß gefällt.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Helena stellt nun eine in ihre Hände gelangte Muttergottesstatue — das heutige Gnadenbild (Fig. 16 auf Tafel VIII) — in der Kapelle auf; bald stellten sich Andächtige ein und sogar ein Wunder geschah noch während des Baues.

## 7.

Ein albrer Mensch, da er das bild mit sich will tragen,  
erlangt gleich die vernunft, da er es kaum berührt,  
Er weiß Mariae jetz viel tausend dank zu sagen,  
die ungebetten ihn zu seinem Heil geführt.

A: 1513. ARCHIV. CONV.

Ein Irrsinniger wollte die Statue aus der Kapelle nehmen. Ein Zimmermann, namens Anton Mayrhofer, der eben an dem Dache des Bildstockes arbeitete, rief ihm zu: „Das ist unserer lieben Frauen Bild!“ Der Mann war aber auf der Stelle geheilt.

## 8.

Da nun bey Helena der Eifer sich vergrößert,  
scheint für Maria ihr dieß hauß jezt gar zu klein,  
Sie sah ein grössers gern, und zwar um viel verbessert,  
zu diesem zweck stellt sie sich schon beym Pfleger ein.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Daraufhin faßte Helena den Entschluß, der Gnadenmutter ein würdigeres Heim zu bereiten und eine große Kirche zu bauen. Sie wandte sich zu diesem Zwecke an den zuständigen Pfleger von Pittsburg, Johannes von Mandorf, und bat ihn um seine Förderung. Der Pfleger nahm die Bitte wohlwollend entgegen und versprach, selbst in der Sache zu vermitteln.

## 9.

Herr Pfleger steht bereit den Kirch-platz vorzuschreiben,  
doch widersetzt sich starck die ganze baurn schaar;  
Er lässt sich auch aus furcht von seinem schluss abtreiben  
und kehret wieder hin, woher er kommen war.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Der Pfleger begab sich nach Luggau; da er aber merkte, daß der Großteil der Gemeinde gegen das Unternehmen sei, hält er es für geraten, den ganzen Plan fallen zu lassen.

## 10.

Herr Pfleger muste bald sein zages Zaudern büssen;  
Er stürzt, jedoch, sobald er zu Maria schreyt,  
Lässt Sie ihn Ihre hülf recht wunderbar genießen,  
Er wird von der gefahr ganz unverlezt befreyt.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Die Strafe für seinen Kleinmut folgte auf dem Fuß. Auf dem Heimwege warf ihn das Pferd ab und schleifte ihn ein Stück Weges. In dieser Lebensgefahr rief er Maria um Hilfe an und gelobte für die Rettung, den Kirchenbau selbst in die Hand zu nehmen. Da stand das Pferd still und der Pfleger konnte sich, ohne verletzt zu sein, erheben.

An der Stelle des Sturzes ließ der Gerettete später einen Bildstock errichten, der heute noch erhalten ist. An der Außenmauer ist die Begebenheit dargestellt. Der Bildstock steht in der Pfarre Liesing am Wege nach Kötschach.

## 11.

Jezt weiß herr Pflegers Ernst den Kirch-bau zu betreiben,  
so, daß die bauern sich in gar nichts wiedersezt;  
jedoch zween wollten noch verstockt und stutzig bleiben,  
wodurch sie auch die Ehr Mariae sehr verletzt.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Damals kehrte aber der Pfleger sofort um und betrieb mit aller Kraft den Kirchenbau. Die Bauern willigten nun, als sie die ernste Absicht des Pflegers sahen, auch ein; nur zwei machten noch Schwierigkeiten.

## 12.

Der erste dieser zween hat gleich die straf erfahren,  
Er zog mit Weib und Kind fort in ein fremdes Land,  
Allwo, da selbe kaum recht eingerichtet waren,  
Da steckt das Unglück ihn samt hauß und hof in brand.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Beide wurden von Gott in auffallender Weise gestraft. Der eine wanderte nach Italien aus. Bei einem Brande seines Hauses kam er aber mit der ganzen Familie um.

## 13.

Den zweyten hat die straf von stund an auch getroffen,  
Da ihn ein derber schmerz in's Kranken-beth hin wiesß,  
von dem noch linderung, noch heilung war zu hoffen,  
der nach drey Jahren ihn auch hin zum grabe rief.

A: 1514. ARCHIV. CONV.

Der andere wurde von einer unheilbaren Krankheit befallen und starb nach einigen Jahren.

## 14.

Nun steht das zweyte hauß der Wunder Frau zu Ehren,  
doch ist auch dieses noch zu wenig und zu klein.  
Weil sich von tag zu tag die frommen Pilger mehren,  
So muß es herrlicher und prächtiger noch seyn.

..... ARCHIV. CONV.

Der Grundstein zur ersten Kirche wurde in feierlicher Weise am 22. Mai 1515 gelegt. Der Zuzug des Volkes war aber bald ein so großer, daß sie nicht mehr genügte und an einen Neubau geschritten werden mußte.

## 15.

Wer immer will sein Herz mit süßen Trost ergetzen,  
der finde sich bereith hier bei MARIA ein,  
denn jeden will sie so mit ihren gnaden-schätzen  
bereichen, das er wird gewis begnüget sein.

Die neue größere und prächtigere Kirche war bereits im Jahre 1536 fertiggestellt und wurde noch im selben Jahre unter dem Titel „Maria Schnee“ eingeweiht.

Wie eingangs erwähnt, bietet die volkskundliche Literatur für diesen eigenartigen Typ fast nichts. Ich vermag aus ihr nur ein einziges Objekt anzuführen. Es sind das die Bilder in der Kirche von Maria-Lanzendorf (Niederösterreich)<sup>1)</sup>. Sie sind auf der Außenseite der Kapelle, über die die große Wallfahrtskirche gebaut ist, aufgemalt und enthalten in 7 Bildern »Denkgeschichten von dem Altertumb diser Capellen, welche allhier aus dem Schoder hervorgegraben worden von Leopold Khunring Herrn von Liechtenstein anno 1145«. Sie sind signiert mit »Jacob Michl pinxit anno 1746«.

Zwei andere Belege kann ich aus meinen eigenen Aufzeichnungen beibringen.

In der Kirche Unserer lieben Frau in Schnals (Tirol) hängt eine große, in drei Felder geteilte Tafel. Die Bilder stellen dar: 1. die Auffindung des Gnadenbildes durch einen Pilger, 2. den Anfang des Kirchenbaues, bei dem sich die Werkleute beschädigen, 3. die vollendete Kirche am Orte der Auffindung des Gnadenbildes. Zu den einzelnen Bildern gehören folgende Sprüche:

## 1.

Im M. CCC. vnd Im 4 Jar |  
Ist komen ain Bilger firwar |  
Im disn thal gantz vnbekanntt,  
auß | weidten vnd auch fern landt |

<sup>1)</sup> Richard v. Kralik, Kulturarbeiten. 1904. S. 81.

Auf disem koffel wie die kirchn stett |  
 vnser Frauen Bildnus Erfunden had |  
 Im getreidt vnd dornen hängen |  
 darnach hedt man angefangen.

## 2.

Hie faecht man auff Ramer Grafs an zu bauen |  
 Das wirdig gots haus Vnser lieben Frauen |  
 Die weil die Werkleit vil schaden Embfangen | han  
 da hat mans viderumb underwegen lan.

## 3.

Als man zaltt nach Cristy Geburdt M. CCC. vnd 6 Jar  
 Ist diß | Gotthß Erbauet worden Gar.

Obgleich die Sprache dieser Verse durch spätere Renovationen des Bildes (die letzte dürfte wohl um 1746, anlässlich des Neubaus der Wallfahrtskirche, vorgenommen worden sein) teilweise bis nahe zur Unverständlichkeit entstellt ist, läßt sie doch keinen Zweifel darüber offen, daß wir es hier mit einem sehr alten Bilde, das wohl mindestens ins 15. Jahrhundert zurückreicht, zu tun haben. Die in den drei Sprüchen nur sehr knapp wiedergegebene Gründungssage dieser Wallfahrtskirche lebt noch heute im Volksmunde und ist mehrmals gedruckt.<sup>1)</sup> Sie gehört einem überaus häufigen Typus an, nach dem das Gnadenbild in der Wildnis aufgefunden wird; man will dafür an einem schönen Platze eine Kirche bauen. Allein es geht nicht; die Zimmerleute beschädigen sich, der Bau fällt ein, das Bild selbst kehrt an die alte Stelle zurück. Man erkennt schließlich den Willen des Himmels und baut die Kirche am Platze der Auffindung. Zumal das Hindernismotiv kehrt fast in allen Wallfahrtsgründungsgeschichten wieder. Es fehlt ja auch nicht in Luggau.

In dem schon genannten südtirolischen Wallfahrtsorte Maria Weißenstein, das seit 1718 gleichfalls von den Serviten betreut wird,<sup>2)</sup> hängt ober dem das Gnadenbild bergenden Bildstock an der linken Kirchenwand eine Tafel, die in zwei Reihen 12 Bilder enthält, deren Inhalt durch ziemlich ausführliche Legenden in Prosa erläutert wird. Ich gebe sie hier wieder:

1. Maria erscheint öfters Leonharde in seiner dreijährigen Krankheit, in welcher er des Verstandes beraubt, an Ketten gelegen, tröstet, weiset und benennet ihme gegenwärtigen Ort, wo sie wolle, daß er ihr zu Ehren ein Kirchlein erbaue.

2. Da Maria verschwunden, wurde Leonhardus sinnlos wie zu vor, machte sich, weis nicht wie von den Ketten los, und sprange in seiner Tobsucht unwissend seiner Hausgenossen, aus dem Bett, zum Haus aus.

3. Leonhard eilet in seiner Sinnlosigkeit der von seinem Hof kaum ein Viertel Stund weit entlegenen Waldung zu.

4. Da Leonhardus in der Waldung ganz verwirrt hin und her geloffen, truge sich zu, daß er von derselben Höhe in ein weit mehr als thurmtiefes Tal hinabgefallen.

<sup>1)</sup> Zum Beispiel bei J. V. Zingerle, Sagen aus Tirol. 1891. S. 507.

<sup>2)</sup> Atz und Schatz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient. I. S. 130.

5. Maria erhält Leonhardum bey so hohen Fall unverletzet, erscheinet, tröstet und verspricht ihm auch jetzt, daß ihn die Seinigen über 9 Tag alda finden werden, er aber, ob schon ohne Speis und Trank, werde doch entzwischen, an Leibeskräften nicht abnehmen, sondern völlig gesund werden.

6. Der verloren gegangene Leohard wird von den Seinigen aller Orten aufgesucht, und für dessen Heil in den nächstgelegenen Kirchlein das heilige Meßopfer gehalten.

7. Leonhard wird am 9ten Tag wie Maria vorgesagt, von den Seinigen frisch und gesund gefunden, mit Freuden heimgeführt, verbindet sich von Neuen, Maria zur Ehre, an den von ihr vorgewiesenen Ort die Kapellen zu bauen.

8. Noch bei Lebzeiten Leonhardi wurden öfters an dem Ort, wohin ihm Maria die Kapellen zu bauen anbefohlen, bei nächtlicher Weile ungewöhnliche Lichter und hell-scheinende Feuerflammen nicht ohne Verwunderung gesehen und beobachtet.

9. Die gar zu große Sorg der zeitlichen Güter und Haushaltung hatte Leonhardo dermaßen eingenommen, daß er sein Versprechen die Kapelle zu bauen nicht nur verschoben sondern gar vergessen, fiel dann noch in vorige Krankheit, wurde liegerhaft, an Ketten gebunden wie zu vor.

10. Leonhard bei wiederholtem Kräften erinnert sich des Gelübdes, verfügt sich demnach an gegenwärtiges Ort, ergreift die Hauen, der Kapellen den Grund zu graben. Und nach etlich wenig Hauer funde er ein neues Wunder, das schon (f)ormierte Vesper-Bild der seligsten Mutter Gottes, wie es noch heut zu Tag mit Wundern leuchtet und mit Eifer verehrt wird, in der Erden liegen.

11. Bey so groß erfolgten Wunder setzte Leonhard den erfundenen Schatz des schmerzhaften Bildnus auf den Altar der Kapellen, und läutete jedesmal mit dem ob den Türen aufgehängten Glöcklein, denen ankommenden Wallfahrtern zum Gebet, in welchen Maria-Diensten er nach ötlich Jahren gottselig gestorben.

12. Nach Ableiben des frommen Leonhard nahm die Andacht täglich zu, und man sahe neben großer Menge der von allen Thälern und Bergen auch weit entlegensten Orten ankommenden Wallfahrtern auch mehrmals sogar die schon verstorbenen lieben Seelen die Andacht verrichten, als wann sie noch bey Leben wären, gleichwie einstens zu Jerusalem bey dem heiligen Grab.

Das hier gebotene Material ist nicht groß. Allein es genügt vollauf, den Typus in seiner Eigenart und in seinen Beziehungen zu verwandten Erscheinungen festzulegen. Es handelt sich bei diesen Wallfahrtsgründungsbildern also um eine Serie von Darstellungen, die, soweit sie nicht überhaupt unbeweglich an Mauerwänden angebracht sind, entweder auf einer einzigen in verschiedene Felder getheilten Tafel oder auf mehreren getrennten Tafeln gemalt sind. Der Inhalt der Bilder ist die Geschichte des betreffenden Gnadenortes. Legenden in Versform oder Prosa sollen die Darstellung erläutern und ergänzen oder zu erbaulichen Gedanken anregen. Typologisch schließen sich diese Bildwerke an die im 18. Jahrhundert wieder so beliebt gewordene Art der gemalten Historien — man bezeichnet sie wohl am besten als Reihenbilder — an. Derlei hat sich noch eine Unmasse erhalten; auch der Kreuzweg mit seinen 14 Stationen stellt sich der Form nach hieher. Die passionierte Wiederaufnahme dieser ja nie ganz zurückgedrängten Darstellungsweise in der volkstümlichen Malerei des 18. Jahrhunderts ist wohl einer Stilströmung zuzurechnen, die auch in der hohen Kunst der Rokokozeit zu bemerken und hier schon lange aufgefallen ist; sie besteht in der

Rezeption verschiedener künstlerischer Prinzipien der Gotik, insbesondere solcher, die auf die Einteilung der zu bemalenden Fläche Bezug haben. Die Vorgeschichte unseres Typs führt uns also in das Mittelalter zurück; seine nächsten Ahnen sind zweifellos die großen Bilderserien gotischer Kreuzgänge und Altäre. In deren Formengeschichte einzudringen, ist wohl kaum mehr die Aufgabe der Volkskunde; das ist eine — übrigens ja schon gelöste — Arbeit der Kunstgeschichte.

## Zur Geschichte und Verbreitung des Fladenbrottes in Europa.

Von Hella Schürer v. Waldheim, Wien.

(Mit 1 Textabbildung.)

Je tiefer der Volkskundeforscher in seinen Arbeitskreis eindringt, desto mehr wird er gewahr, wie viel Altertümliches in Hauswesen, Sitte und Brauch sich aus Urväterzeiten her erhalten hat. Besonders ist dies in Gebieten der Fall, die von großstädtischer Beeinflussung weit entfernt sind, wo in der Familie das, was der Ahne gelehrt, kaum verändert an Kind und Kindeskind überliefert wird. Solche alte Gebräuche stellen Fundgruben für die Forschung dar und gar manchmal wird diese weit in die Vorgeschichte zurückgreifen müssen, ehe sie Erklärung und Analogie für ein heutiges Vorkommen findet. Dadurch wird nicht nur die Beurteilung bestehender Zustände in die richtigen Bahnen geleitet, auch die Vorstellung von Verhältnissen in längst vergangenen Tagen, die man sich auf Grund der Funde gemacht, gewinnt an Lebendigkeit.

Das Hauswesen der Frau, besonders aber der bauerlichen, zeichnet sich durch eine große Beständigkeit aus, was wohl daher kommt, daß sie mehr als der Mann allen Neuerungen abhold und ängstlich darum bemüht ist, die Überlieferung zu hüten. Diesem Zuge ist es zu verdanken, wenn so mancher Brauch bis in unsere Zeit hindurch erhalten blieb, der sonst längst in Vergessenheit geraten wäre. Das bezieht sich insbesondere auf die Art und die Herstellungsweise eines ganz unentbehrlichen Nahrungsmittels, des Brotes. Wohl hat sich in den meisten Gegenden Europas ein vom Bäcker hergestelltes Brot eingebürgert, ohne jedoch das vorzugsweise in ärmeren Landstrichen gebräuchliche Hausbrot gänzlich verdrängen zu können. Nun haftet aber diesem letzteren durch Zubereitung und Form eine gewisse Altertümlichkeit an, die dem Ladenbrot, als das Gewerbe sich damit befaßte, verloren ging. Es wird sich später zeigen, daß das Hausbrot nicht überall auf gleiche Weise hergestellt wird, daß es sich vielmehr in jedem Gebiete nach den bestehenden natürlichen Verhältnissen, wie nach der Art des Getreides, das angebaut wird, nach dem Vermögen und nicht zuletzt nach dem

allgemeinen kulturellen Standpunkt der Bevölkerung richtet. Wenn aber von einer Altertümlichkeit des Hausbrottes gesprochen wird, so ist es notwendig, zur Begründung dieser Meinung in Kürze auf die Geschichte des Brotes selbst einzugehen und bis auf seine ersten Anfangsformen zurückzugreifen.

Das erste Brot Mitteleuropas taucht in den ältesten Ansiedelungen der Schweizer Pfahlbauern in Wangen und Robenhausen auf. Seine Vorstufen sind nicht bekannt, doch ist anzunehmen, daß man die Körner anfangs geröstet aß, wie es heutzutage nach O. Heer<sup>1)</sup> noch im Engadin mit Gerstenkörnern geschehen soll und auch bei vielen Völkern noch im Brauch ist. Späterhin mag man die Körner zerquetscht und mit Wasser zu einem leichten Teig angerührt haben, den man roh genoß. Schließlich wurde dieser Teig zwischen zwei erhitzte Steine gelegt oder mit glühender Asche zugedeckt und so gebacken. In dieser letzten Form wurde das Brot in den erwähnten, der jüngeren Steinzeit angehörigen Niederlassungen hergestellt, in welchen, wie O. Heer<sup>1)</sup> annimmt, schon dreierlei Brotarten, zwei aus Weizen, eine aus Hirse, erzeugt wurden. O. Heer schildert dieses Nahrungsmittel der Pfahlbauern folgendermaßen: »Es waren diese Brote rundlich, aber ganz nieder, sie hatten nur eine Höhe von 15 bis 22 mm. bekamen also mehr die Form von Kuchen und Zelten, wie man in manchen Gegenden solche flache Brote nennt.« Weiters gab es noch nach demselben Forscher eine zweite, bedeutend höhere Brotart und drittens ein Hirsebrot, dem Weizenkörner und Leinsamen zugesetzt worden waren, wodurch es einen saftigen Geschmack bekam. Das Gewicht des in Robenhausen gefundenen Brotes schätzt J. Hoops<sup>2)</sup> auf etwa 8 Pfund. In frischem Zustande mag die Menge 40 Pfund gewogen haben. Auch hier waren die Stücke hauptsächlich aus Weizen- oder Hirsemehl hergestellt.

Auch im etwas jüngeren ostalpinen Pfahlbau des Mondsees wurden die verkohlten Reste einer zweifellos Getreidekörner enthaltenden Masse gefunden, die bisher stets als Brot gedeutet wurde. Die ungefähr 4 bis 5 cm dicken Stücke dürften wohl ursprünglich zu Fladen geformt gewesen sein. Die Untersuchung über ihre Zusammensetzung hat bisher negative Resultate ergeben. Dr. H. Zudarell hat einer brieflichen Mitteilung zufolge weder auf dem Wege des Aufhellens noch des Veraschens ein befriedigendes Ergebnis erzielt. Jedoch konnte er bis jetzt »in vereinzelt Fällen einige Strukturformen mit den Schwammparenchymzellen der Deckspelze des Spelzweizens (*Triticum Spelta*) identifizieren«. Die Untersuchungen sind übrigens noch nicht abgeschlossen, auf jeden Fall hat sich aber bis

<sup>1)</sup> O. Heer, Die Pflanzen der Pfahlbauten. S. 9.

<sup>2)</sup> J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Straßburg 1912. Unter „Brot“, S. 330 u. s. w.

jetzt die Zugehörigkeit des Mondseer Brotes an das schweizerische ergeben, da es wie dieses aus Weizen hergestellt ist.

In den bronzezeitlichen Pfahlbauten zu Dolina (Bosn.-Gradiška) und Velem St. Veit in Ungarn stand, wie Vejsil Ćurčić<sup>1)</sup> berichtet, an Stelle der beiden erhitzten Steine oder der Asche, welche über den auf einer heißen Unterlage aufliegenden Teig gestreut wurde, eine tönernerne Backglocke in Verwendung. Diese wurde über den Teig gestülpt und erhielt in ihrem Innern die nötige Backwärme, welche dem erhitzten Untergrunde (Herdsteinen oder ähnlichem) entströmte.

Alle eben angeführten Brote, welche mitteleuropäischen Fundplätzen entnommen sind, dürften dem Anscheine nach ohne Sauerteig hergestellt worden sein. Es spricht dafür ihre auffallende Niedrigkeit, ihre breite Form und auch ihre große Haltbarkeit. Selbst die Wikkingegräber und die vorgeschichtlichen Niederlassungen in Östergötland enthalten so flache, breite, grobmehlige Brotscheiben, daß die Annahme von einem Fehlen des Sauerteiges eine sicher berechnete ist. Die betreffenden Kuchen waren aus grobem Gerstenmehl, beziehungsweise Erbsenmehl und Kiefernborke gebacken.

Aus dem ansgarischen Birka kennt man auch kleine flache Brötchen, auf dünnem Bronzedraht aufgesteckt; in Bezug auf das verwendete Material sind diese Funde jedoch noch nicht untersucht.<sup>2)</sup>

Auf ähnliche Weise wie in den Pfahlbauten hergestelltes Brot, nämlich ohne jedwedes Gärungsmittel auf heißen Steinen unter Asche gebacken, finden wir im Angelsächsischen als »heorð bacen hlaf« und selbst noch im Mittelhochdeutschen als »ascherbrot«, »aschenbrot«.<sup>3)</sup>

Es reicht also seine Bereitung hier in ihrer ältesten Form bis in späte historische Zeiten herein, ein Vorgang, der auch in anderen Gebieten, wie wir sehen werden, in so ziemlich der gleichen Weise statthat.

Die Säuerung ging von Ägypten aus, das am frühesten eine gewerbliche Bäckerei kannte, nahm ihren Weg über Griechenland und Rom und wurde im 4. nachchristlichen Jahrhundert den germanischen Stämmen bekannt, welche die neue Errungenschaft an Littauer und Slawen weitergaben. Während, wie Benndorf<sup>4)</sup> schreibt, noch heutzutage in Ägypten, Syrien und Kleinasien ein schwach gesäuertes Brot genossen wird, dessen Zubereitung sich von der ehemaligen kaum unterscheiden dürfte, hat sich in Südeuropa bald das Gewerbe der Kunst der Brotbereitung bemächtigt und es darin zu einer großen Ausbildung gebracht. Benndorf verweist auf eine Mitteilung in Plinius

1) Vejsil Ćurčić, Rezente Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien. Wien 1913. (Ergänzungsheft IX zu Band XIX) der Zeitschr. f. öst. Volkskunde. S. 45 ff.

2) Vergl. B. Schmittgen, Einige vorgeschichtliche Brotfunde aus Schweden. Prähistor. Zeitschr. IV. 1912. S. 166 ff.

3) Hoops a. a. O.

4) O. Benndorf, Altgriechisches Brot. Sonderabdruck aus „Eranos Vindobonensis“.

XVIII. 107 n. h. von der Entstehung des Bäckergewerbes in Rom im 2. Jahrhundert vor Christi Geburt. Es ist interessant, zu sehen, welcher Mittel sich die verschiedenen Völker zur Herstellung des Sauerteiges bedienten und wie sich dabei jedesmal die Anfertigung nach den Erzeugnissen des Landes richtet. So verwendeten die Griechen und Römer vorwiegend den Most, der mit Hirse zusammengeknetet wurde, Gallier und Spanier hingegen die Hefe des Bieres.<sup>1)</sup> Bis zur Zeit der Völkerwanderung aß man Weizen- und Hirsebrot, letzteres vorzugsweise bei den Goten in den Donauländern. Roggenbrot stand und steht hauptsächlich in Nord- und Ostdeutschland in Gebrauch, während Schwaben und Alemannen seit alters Dinkel oder Spelz anbauten. In Skandinavien war in älterer Zeit das Gerstenbrot am verbreitetsten.<sup>2)</sup> Erst im 18. Jahrhundert fand wieder das helle »italienische« Brot allgemeine Verbreitung.

Heutzutage behauptet das dunkle Brot nur mehr in Deutschland und Skandinavien den Vorrang. Brot aus Mais oder Hafer hat nur lokale Verbreitung; in den Zeiten schlechter Ernten und der Hungersnot wird in Erinnerung an das uralte Notbrot<sup>3)</sup> Kartoffelmehl, Baumrindemehl und dergleichen dem Teig zugesetzt.<sup>4)</sup>

Dem Gang der Entwicklung folgend, hat der groß angelegte Fabriksbetrieb das Kleingewerbe wenigstens in den Städten fast verdrängt, und statt der Hände arbeiten jetzt Maschinen, durch Dampfkraft oder Elektrizität betrieben. Nur der Backofen hat sich aus seiner Jahrtausende alten Stellung nicht verdrängen lassen, er ist noch heute in Wesen und Form derselbe, in wenigen Einrichtungen der neuen Zeit entsprechend. Es ist selbstverständlich, daß das Hausbrot die Ausbildung des gewerblichen Brotes nicht mitgemacht hat, sondern auf einer von dem anderen schon längst überschrittenen Stufe stehen geblieben ist. So gibt es Gegenden, in denen heutzutage noch gänzlich ohne Sauerteig gebacken wird, andere wieder, wo eine Säuerung zwar in Anwendung kommt, jedoch nur so gering, daß das Gärungsmittel auf die Form des Brotes kaum einen Einfluß ausübt. Im großen ganzen kann man zwei Stufen in der Brotbereitung unterscheiden, eine ältere mit einfacherer Herstellungsart und ungesäuertem Brote, eine jüngere mit komplizierterer Technik und Säuerung. Für diese Einteilung spricht vor allem die Geschichte des Brotes, welche lehrt,

<sup>1)</sup> Reallexikon der Indogermanischen Altertumskunde von O. Schrader. Straßburg 1901. S. 113. Enthält zahlreiche, in diesem Artikel nicht aufgenommene sprachwissenschaftliche Bemerkungen unter „Brot“.

<sup>2)</sup> Hoops a. a. O.

<sup>3)</sup> Prof. Dr. M. Haberlandt, Die Kochkunst der Primitivvölker. Wien 1913. 53. Jahrg., Heft 2 des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.

<sup>4)</sup> Als Heilbrot hat sich ein uraltes Fladengebäck bis heute im Tirolischen (Eisacktal) erhalten, es ist dies ein aus Mehl und Heidelbeeren zusammengeknetetes fladenförmiges Brot, dem verschiedene Arzneiwirkungen zugeschrieben werden.

daß die Säuerung eine spätere Einführung ist und dann auch, daß bei vielen Volksgruppen das ungesäuerte Brot nur mehr bei kirchlichen und dörflichen Festlichkeiten vorkommt. Wenn, wie in manchen Gegenden, sich beide Formen nebeneinander erhalten haben, so üben da immer die Armen im Volke die alte Art, die Reichen die neue.

Man denke nur an die Balkangebiete, in denen solche Verhältnisse jetzt oft vorkommen; das Überwiegen der einen Gruppe über die andere hängt in diesen Ländern vor allem von der Kulturhöhe des einzelnen Volkes ab. Außer der einen schon gegebenen Einteilung läßt sich noch eine zweite treffen, welche sich auf die Häufigkeit des Backens bezieht. In den südöstlichen Gegenden wird das Brot tagtäglich hergestellt, was sich durch die Raschheit, mit der es austrocknet, erklärt, im mittleren und nördlichen Europa mehrmals im Jahre. Hier wurde ja auch in alter Zeit nur von Fall zu Fall gebacken, wenn der Vorrat zu Ende ging oder an Festtagen. Das ungesäuerte Brot blieb viele Monate lang genießbar und mundete trotz seiner Härte und Geschmacklosigkeit dem noch nicht verwöhnten Gaumen unserer Vorfahren wie ein Leckerbissen.

Was die Form anlangt, so gleicht das Hausbrot im Osten von Europa ganz dem des Westens, die Brote der Bretagne sind ebenso rund und flach wie die Dalmatiens und Albaniens, ebenso rund und flach wie die aus den prähistorischen Pfahlbauten. Diese »Fladenform«, hervorgerufen durch den Wegfall oder nur geringen Gehalt des Sauersteiges, ist dem neu- wie dem alteuropäischen Brote gemein; aus demselben Grund wird das Brot schnell hart, ist von unbegrenzter Dauerhaftigkeit, weshalb man ihm auch den Namen Hart- oder Dauerbrot gegeben hat. Diese Bezeichnung gilt auch für das südeuropäische und orientalische Gebäck, das ja dem anderen völlig verwandt ist und sich nur durch eine von den umgebenden Verhältnissen beeinflusste tägliche Zubereitung unterscheidet. Faßt man alles bisher Angeführte zusammen, so läßt sich die folgende Einteilung entwerfen, die gleichzeitig die geographischen Verhältnisse wiedergibt:

### F l a d e n b r o t

ungesäuert	gesäuert (Dauerbrot)
täglich oder mehrmals im Jahre	mehrmals im Jahre gebacken
gebacken	
Süd-Frankreich, Dalmatien, Bosnien, Balkanhalbinsel(?), Galizien, Litauen, Lappland, Sibirien, Indien, Persien, Armenien, Klein-Asien, Syrien, Palästina, Ägypten.	Dalmatien, Bosnien, Tirol, Kärnten, Schweden.
Bretagne, Spanien, Asien.	

Nach dieser schematischen Darlegung mag nun die Beschreibung der Brotformen und der Herstellungsweisen in den einzelnen Gebieten folgen :

## I. Ungesäuertes, täglich oder mehrmals im Jahre gebackenes Brot.

Das am weitesten gegen Westen vorgeschobene ungesäuerte Fladenbrot findet sich in der Bretagne, wo man es nach Dr. Artur Haberlandt<sup>1)</sup> aus Buchweizen gänzlich ohne Zusatz von Sauerteig herstellt. Es war ursprünglich nieder und breit, während es jetzt mehr und mehr in Krapfenform ausgebacken wird. Als Unterlage trat hiebei ursprünglich eine erhitzte runde Eisenplatte in Verwendung.

Für den täglichen Gebrauch werden weiters von den Basken (Basses Pyrénées, Frankreich) Maisfladen aus kaum gesäuertem Teig zubereitet, indem man dieselben entweder an ein rostartiges Gestell neben das Herdfeuer anlehnt oder sie in eine senkrecht stehende eiserne Klammer einzwängt, welche drehbar an einem eisernen Stiel befestigt ist und solchermaßen es ermöglicht, beide Seiten des Fladens abwechselnd dem Feuer auszusetzen. Die in letzterem Gestell bereiteten Fladen besitzen viereckige Form. Die Gestelle heißen: »arthogoritzeke«.

Bei den Basken ist auch ein hochaltertümliches Kultbrot in Gebrauch, und zwar speziell in Bermeo, Provinz Guipuzcoa. Es wird von den Angehörigen der Verstorbenen an den verschiedenen Gedenktagen auf die in der Kirche befindlichen Gräber gelegt und bleibt dort oft ein Jahr oder länger liegen. Die Bereitung erfolgt durch die Kirchendienerin.<sup>2)</sup> Das Brot selbst ist  $\frac{1}{2}$  cm dick, eine fast durchscheinende Scheibe aus Weizenmehl und schließt sich seiner Beschaffenheit nach fast gänzlich an das von Benndorf beschriebene an. Seinerzeit dürfte nach Mitteilungen von Dr. R. Trebitsch dieses Brotpfer auf der ganzen spanischen Halbinsel verbreitet gewesen sein, heute wird es, abgesehen von den Basken, nur mehr an wenigen Punkten angetroffen.

Petter<sup>3)</sup> berichtet von den Morlaken, armen Gebirgsbauern des Festlandes von Dalmatien, daß sie ein schlechtes, aus Moornhirse und Gerstenmehl zusammengesetztes Brot auf eine ganz primitive Weise erzeugen. Mehl wird mit Wasser vermengt, ein Teig ohne Zusatz von Salz geknetet und dieser auf die heiße Herdplatte gelegt. Eine Backglocke wird darüber gedeckt, Feuer darauf gelegt und nach kurzer Zeit ist das Brot fertig. Wird es die Pfahlbäuerin zu Dolina einst viel anders gemacht haben? — Derselbe Verfasser teilt auch mit, daß dieses Brot vielfach täglich gebacken wird. Im bosnischen Plivatale<sup>4)</sup> wird ein Brot »kuruza« genannt, aus Maismehl

<sup>1)</sup> Dr. Artur Haberlandt, Beiträge zur bretonischen Volkskunde. Wien 1912. Ergänzungsheft VIII (zu Band XVIII) der Zeitschrift für österreichische Volkskunde.

<sup>2)</sup> Freundliche Mitteilung von Dr. R. Trebitsch.

<sup>3)</sup> F. Petter, Dalmatien in seinen verschiedenen Beziehungen. Dargestellt von . . . Gotha 1857. (2 Teile.) I. S. 194.

<sup>4)</sup> Dr. E. Schneeweis, Volksnahrung im Plivatal. Freundliche Mitteilung noch vor Erscheinen der Arbeit.

verzehrt. »Der Teig« wird mit kaltem Wasser angemacht und auf der kurzen Brotschaufel »lopar« gut durchgeknetet. Dann wird neben dem brennenden Herdfeuer eine genügend große Stelle reingefegt, mit Mehl bestreut und der Brotteig daraufgeschoben. Der eiserne oder irdene Backdeckel wird erhitzt, daraufgestürzt und das Ganze mit glühender Asche bedeckt. Zwischen Brot und Deckel wird mitunter auch ein Kürbisblatt gelegt, damit das Brot nicht zu schwarz werde. Nach zirka einer halben Stunde oder später wird es hervorgekommen und so bald als möglich warm gegessen, da es bald hart wird. Ein solches Brot wird gewöhnlich täglich vor der Hauptmahlzeit gebacken. Außerdem bäckt man noch ein drei Tage lang schmackhaftes Brot »Kuruzoo polëzak«, dessen Zubereitung ähnlich der eben geschilderten ist.

Dem ungesäuerten, täglich hergestellten Backwerke der Karstbewohner reiht sich ein ähnliches an, das die Bevölkerung Kleinasiens, Syriens, Palästinas und Ägyptens tagein tagaus verzehrt. Von Benndorf<sup>1)</sup> wird dessen Zubereitung ganz eingehend geschildert. Das dünne, scheibenförmige, aus Wasser und Mehl bestehende Gebäck soll unseren »Fridatten« sehr ähnlich sein, nur daß diese etwas dünner sind. Ähnlich hat man sich die »Maza«, das Gerstenbrot der alten Griechen, vorzustellen, welche auch ungesäuert war, der sie aber durch Beigabe von saftigen Mohnsamen und dergleichen Geschmack verliehen. Es sei erwähnt, daß dem griechischen Ausdrucke Maza das Wort »Mazes«, das bei den Juden ungesäuertes Brot bedeutet, nahe verwandt erscheint; das alte Hellas, das in so vielen Beziehungen zu den semitischen Völkern stand, mag nicht nur die Art, sondern auch die Bezeichnung eines Gegenstandes mit diesen gemeinsam haben.

Aus den folgenden Schilderungen Ami Boués und Dr. Fischers ist nicht ersichtlich, ob das Brot der Montenegriner, Albaner und Rumänen täglich gebacken wird. Ihrer Lokalisierung nach sind die betreffenden Brotsorten zweifellos ein Bindeglied zwischen den in Dalmatien und den von Benndorf erwähnten Brotformen.

Ami Boué<sup>2)</sup> hat an den Meeresstrecken Oberalbaniens, in den Bergen von Montenegro und der Herzegowina ein ohne Hefe bereitetes Weizenbrot gesehen (türkisch genannt »Eschiamur«, serbokroatisch »Koas«), dessen eigentliche Bezeichnung »Pogača« von dem italienischen »Fogaccia« kommt, wodurch seine Herkunft erklärt wird. Die Kunst der Verfertigung von Weizenbrot stammt aus Italien und wenn es hier genau so wie das frühere Roggen- oder Gerstenbrot zubereitet wird, so ist dies eine Übertragung eines alten Brauches. Der Ausdruck »Fogaccia« ist noch viel weiter verbreitet und bedeutet

<sup>1)</sup> Benndorf a. a. O.

<sup>2)</sup> Ami Boué, Die europäische Türkei. Wien 1889. (Nach dem franz. Orig. von 1840.) S. 894. I.

überall einen in der heißen Asche gebackenen Kuchen. Vielfach wird an Stelle des Weizens auch Maismehl genommen. »Wird das Brot zu Hause gebacken, so gibt man den Teig in eine Schüssel aus Ton oder aus Gußeisen. Vor dem Einfüllen des Teiges wird die hohle, runde Schüssel erwärmt, der Teig dann mit heißer Asche und glühenden Kohlen bedeckt; in Ermanglung dieser Formen legen die armen Leute ganz einfach den Teig an eine warme Stelle des Herdes und bedecken ihn mit heißer Asche.« Wie allgemein die Verwendung von Backglocken ist, sieht man daraus, daß Dr. Nopsca<sup>1)</sup> das Vorkommen von 4 Backöfen im Dorfe Wilsa nordöstlich von Skutari besonders hervorhebt. In ganz Albanien wird nach dem erwähnten Forscher »ausnahmslos auf dem Herde mittels einer Backglocke, die den Ofen ersetzt, gebacken«. In Rumänien hingegen gehört eine Backglocke nach Dr. Emil Fischer<sup>2)</sup> nicht mehr unter die Gruppe der oft gebrauchten Hausgeräte, sie dient nur noch bei der Herstellung von Weih- und Festbrot, wie denn alles Altertümliche, für das die neue Zeit keine Verwendung hat, in den religiösen und völkischen Festen fortlebt. Wenn auch aus dieser Notiz nicht hervorgeht, ob die »azima« (Weihbrote) ohne Hefe gemacht werden, so ist dies doch sehr wahrscheinlich, da ja der Name allein schon dies besagt. Einer vorläufigen Mitteilung Prof. Maurizios entsprechend, wird auch bei den Litauern und in Weißrußland gleichfalls ein aus Hafer und Gerste bestehendes Fladenbrot hergestellt. Ein ähnliches steht bei den Bojken in Galizien in Verwendung, das auf einem Holzrost gebacken wird, wie es auch bei den Lappen wieder vorkommt. Weiters soll es noch in Polen ein Fladenbrot geben.

Außerhalb Europas hat das Fladenbrot eine viel größere Verbreitung als hier. Es kommt nicht nur in den erwähnten Gebieten Afrikas und Kleinasiens vor, sondern anschließend daran auch in Armenien, Persien und bei den die Grenzen Persiens bewohnenden Turkvölkern;<sup>3)</sup> auch in Nordindien gibt es ein ungesäuertes Maisbrot und aus Byhans<sup>4)</sup> Schilderung der Polarvölker, der Ostjaken, Jenisseier und Samojeden ist ersichtlich, daß auch diese ihr Brot auf ähnliche Weise wie die Lappen und Ruthenen — vielleicht nur ein wenig unsauberer — herstellen. Fließen auch die Mitteilungen über das ungesäuerte Fladenbrot vorläufig noch recht spärlich, so wird man doch nicht fehlgehen, es auf asiatischem Gebiet als weit verbreitet anzunehmen, besonders wenn man an die vielen noma-

<sup>1)</sup> Dr. Baron Franz Nopsca, Haus und Hausrath im katholischen Nordalbanien. Sarajewo 1912.

<sup>2)</sup> Dr. Emil Fischer, Die Küche des rumänischen Bauern. Archiv für Anthropologie. N. F. VIII. 1909. S. 246 ff.

<sup>3)</sup> Nach Ratzel und Mitt. d. Anthr. Gesellschaft in Wien. Bd. XXII, 1892, S. 125.

<sup>4)</sup> A. Byhan, Die Polarvölker. Leipzig 1909. S. 61.

dischen Stämme denkt, deren Lebensweise die Verwendung eines dauerhafteren Brotes gar nicht zuließe.

## II. Das gesäuerte Brot.

Daß man auch in Dalmatien außer dem schon geschilderten täglich gebackenen ein Festtagsbrot kennt, entnehme ich einer brieflichen Mitteilung des Dr. J. Vranković, in welcher es heißt:

»Nachdem die Hausfrau das Mehl auf der steinernen Mühle gemahlen und gesiebt hat, nimmt sie einen Teil desselben, knetet ihn mit der Hefe, welche sie von dem Teig eines vorhergehenden Backens bekommen hat, und macht den Teig. Diesen formt sie mit den Händen in eine runde Form in der Größe eines gewöhnlichen Anker-, Hammer- oder Bombenbrotlaibes, legt den Laib auf die Brotschaufel, deckt ihn mit einer warmen Decke zu und läßt ihn so 2 bis 3 Stunden, bis sich die Gärung vollzieht.

Unterdessen wird auf einem niedrigen, viereckigen, mit Ziegeln gepflasterten Hausherd Feuer erzeugt, welches die Ziegel erwärmt. Hierauf werden Asche und Glut beiseite gekehrt; auf dem erwärmten Platz wird die Schaufel mit dem Brot umgekehrt und die Schaufel weggenommen, so daß das Brot auf seinem ungezierten Teile liegen bleibt und der gezierte (früher der untere) — welche Verzierung sich durch die Zeit der Gärung vollzogen hat — jetzt der obere bleibt. Jetzt wird der Brotlaib mit einem anderen aus Tonerde gemachten, runden, die Form eines Stanley-Hutes tragenden Gefäß (kroatisch: »criepnja« oder »saksija« — ein Wort wahrscheinlich türkischer Abstammung), das einen Diameter von etwa 40, 50 bis 60 cm hat, bedeckt, auf welches wieder warme Asche und Glut gelegt werden, damit das Brot gebacken werden kann. — Dieses Gefäß hat wieder auswendig verschiedene Verzierungen, welche der volkstümlichen Tonkunst gehören und wird zuletzt durch ähnliche eiserne Geräte ersetzt. Das gezierte Brot wird nur zu Festlichkeiten gebacken, für die Bereitung des gewöhnlichen täglichen Brotes dienen Backöfen, welche für diesen Zweck aus Steinen, Ziegeln, Tonerde u. s. w. erbaut sind.«

Zur Erläuterung diene die Abbildung eines Brotmodels. Es ist bemerkenswert, daß dieses Festtagsbrot unter der Backglocke gebacken wird. Im Plivatal<sup>1)</sup> wird das Sonntagsbrot, aus gesäuertem Gersten- und Weizenmehl bestehend, vorher mit dem Brotstempel verziert. Unverziert, aber unter einer Backglocke, von Vejsil Ćurčić<sup>2)</sup> Brotdeckel genannt, wurde das Brot im rezenten Pfahlbau zu Dolina gebacken.

<sup>1)</sup> Dr. E. Schneeweis, Volksnahrung im Plivatal.

<sup>2)</sup> Vejsil Ćurčić, Rezente Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien. Wien 1913. (Ergänzungsheft IX zu Band XIX der Zeitschrift f. öst. Volkskunde.)

Die Verbreitung des Fladenbrottes in Tirol beschränkt sich hier nach Rhamm<sup>1)</sup> auf das Sarn-, Gieß- und Eggental, den Vintschgau, auf Teile des Pustertales und, wie ich noch hinzufügen kann, auf das Tauferer-, das Grödener- und mittlere Fassatal. Im großen und ganzen ist es sicher weiter verbreitet als man denkt, denn in den vielen einsamen Weilern des Hochgebirges, in den alleinstehenden Gehöften kann ja aus wirtschaftlichen Gründen kein anderes in Gebrauch sein.

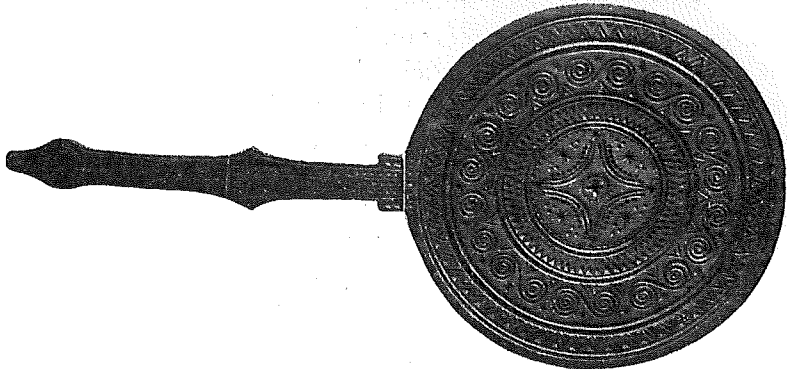


Fig. 18. »Lopare«, verzierte Backschaufel aus der Gegend von Sinj, Dalmatien.

Ich hatte Gelegenheit, im Eggental und im unteren Ötztal beim Brotbacken zugegen zu sein und kann daher aus eigener Anschauung berichten, daß der Vorgang bei der Brotbereitung in beiden Tälern ziemlich ähnlich ist und nur in dem Material eine Verschiedenheit liegt. In Welschnofen im Eggental gelangt Roggenmehl zur Verwendung, in Ötz Maismehl, auch »Türkenmehl« genannt; da im unteren Ötztal ein günstiges Klima den Ausbau der Maispflanze fördert, wird das Türkenmehl nebst einem Zusatz von Weizen- und Roggenmehl von dem ärmlichen Teil der Bevölkerung zur Brotbereitung angewendet. In den oberen Partien dieses Tales ist jedoch nur dunkles Mehl in Gebrauch, da der Maisbau nicht so weit hinauf betrieben werden kann.

Die Zubereitung des gesäuerten Fladenbrottes erfordert Mühe und Zeit; schon aus diesem Grund ist es erklärlich, warum es nicht oft gebacken wird und man lieber gleich einen großen Vorrat für viele Tage anfertigt, als eine geringe Zahl für kurze Zeit. Am Abend vor dem Backtag knetet die Hausfrau aus Roggenmehl (Maismehl) und ein wenig Hefe oder Germ, die vorher mit lauwarmem Wasser aufgelöst wurde, einen Teig, formt kleine, niedrige Laibe und läßt diese auf Brettern über Nacht in einem warmen Raume »gehen«. Am nächsten Morgen sind die kleinen Laibe etwas höher geworden, doch auch nur in geringem Maße, denn das Verhältnis der Hefe zum Mehl beträgt zirka

<sup>1)</sup> Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet von K. Rhamm. Braunschweig 1908. S. 1008 u. s. w.

10 g bei 40 kg! Die Dicke der Brote ist selbstverständlich nicht groß, am Rande 1 cm, in der Mitte höchstens 1½ cm. Hie und da verwendet die Bäuerin nicht ein Ferment in der heute durch den Handel erhältlichen Form, sondern ein Stück Teig vom letzten Backtag, das im Laufe der Zeit sauer geworden ist.

Das Backen selbst erfordert die Tätigkeit von drei Personen. Die eine trägt nacheinander alle Bretter, auf denen die Fladen liegen, in den Backraum; dort reiht die zweite Fladen an Fladen mit Hilfe einer Holzkehle auf eine lange Backstange, auf der sie von einer dritten Frau in den Backofen hineingeschoben werden. Sie verteilt die Brote so geschickt auf dem darin befindlichen Boden, daß sie weder dem Feuer noch einander zu nahe kommen. Der Backprozeß dauert verschieden lang, er hängt meistens von der Güte des Ofens ab; sind die Brote schön braun geworden, so werden sie herausgenommen und auf die Brotgitter gegeben, damit sie auskühlen und trocknen. Im Laufe der Zeit werden die Fladen so hart, daß sie mit einem gewöhnlichen Messer nicht mehr geteilt werden können und sie der Bauer mit einem extra dazu bestimmten Instrument, »Brotgrammel«, auseinanderhackt. In frischgebackenem Zustande schmeckt das Brot, besonders wenn es gesalzen wird, ganz gut; später wird es vor dem Essen zerhackt, in Milch, Kaffee oder Suppe aufgeweicht. Die Aufeinanderfolge der Backtage richtet sich nach der Größe des Vorrates und nach der Zahl der Köpfe, ist also in jeder Familie eine andere; es ist mir aber bis jetzt nicht bekannt geworden, daß zweimal innerhalb eines Monats gebacken würde. Das Brot spielt eine wichtige Rolle bei der bäuerlichen Ernährung. Bevor der Senne Sonntags nach dem Kirchgang auf seine Alm zurückkehrt, erneuert er seinen Brotvorrat für eine Woche bei der Bäuerin. Der Holzhauer schleppt es tagelang im Rucksack herum, wenn er hoch im Gebirge seiner Arbeit nachgeht, und neben dem Speck und den Wassernocken, die er sich selbst bereitet, bildet es seine einzige Zehrung. Der Nährwert dieses »Bauernbrotes«, wie es von den Einheimischen selbst genannt wird, ist ein großer, es ist schwer und durch den geringen Gehalt an Hefe gesünder als das städtische Brot, von dem es allerdings an Geschmack bei weitem übertroffen wird.

Nach Rhamm<sup>1)</sup> aß man früher im Zillertal das sogenannte »Grischenbrot« (Kleienbrot), das seiner ganzen Art nach ein Hartbrot war; diesem verwandt gibt es in Kärnten noch ein »Suppenbrot«, das neben feineren Brotsorten gebacken wird; es dient hauptsächlich den Dienstboten zur Nahrung und ist nach der Meinung Rhamms das in den Alpen am östlichsten vorkommende Hartbrot, da aus Steiermark und Krain von seinem Vorhandensein nichts berichtet wurde.

<sup>1)</sup> Urzeitliche Bauernhöfe in Germanisch-slavischem Waldgebiet von K. Rhamm Braunschweig 1908. S. 1008 u. s. w.

In westlicher Richtung scheint es aber viel weiter verbreitet zu sein; so wird von Anton Dachler<sup>1)</sup> sein Vorkommen in der Gegend von Queyras (Hautes-Alpes) bestätigt, wo es nur in Zwischenräumen von einem oder anderthalb Jahren gebacken wird, in Briançon einmal im Jahre. Derselbe Autor beschreibt auch ein Brotzerkleinerungsmesser, das unserem tirolischen sehr ähnlich ist. Dieses Messer ist auch in den musealen Sammlungen der Schweiz (Zürich, Basel) vertreten, was darauf hindeutet, daß es in diesem Lande, wenn auch nicht mehr heute, so doch in früherer Zeit zu Hause war. Vorderhand mangelt jedenfalls eine Mitteilung hierüber.

Über die nördlichsten Vorposten des Dauerbrottes in Fladenform gibt uns Rhamm Aufschluß, der nach einem schwedischen Pastor über das nordschwedische Bauernbrot berichtet. Dort gibt es zwei Arten: »spisebröd« und »Tunnbröd«, beide sind von geringer Dicke, großem Durchmesser und werden zweimal im Jahre gebacken. Auch sie sind auf ein einstmals viel verbreitetes Hartbrot zurückzuführen.

Überblickt man das Vorkommen des Fladenbrottes, seine geschichtliche Entwicklung, die Zubereitungsweisen und die in Verwendung stehenden Geräte, so läßt sich folgendes zusammenfassen: Gerade dadurch, daß diese Brotart an den verschiedensten Punkten Europas und der angrenzenden Erdteile auftaucht, ist man berechtigt, auf eine viel größere Verbreitung derselben in vergangenen Zeitabschnitten zu schließen. Sie hat sich aus den bestehenden Verhältnissen entwickelt und sich denselben angepaßt, im Süden und Osten als ein täglich erneuertes Backwerk, im Norden, beziehungsweise den Alpenländern, als ein Dauerbrot. Die zur Herstellung dienenden Geräte sind oft höchst altertümlich.

Auf deutschem Volksgebiete diente zum Backen lediglich die Herdfläche als Unterlage, wie aus den oben angeführten Namen hervorgeht, das gleiche ist vielfach in Südosteuropa der Fall.

Die hier in Gebrauch befindlichen Backglocken sind die unmittelbaren Nachkommen der in prähistorischer Zeit hier vorfindlichen Geräte.

In manchen Gebieten ist man wohl unabhängig voneinander darauf verfallen, das Brot beim Backen an einen Zweigrost anzulehnen (Galizien, Lappland, Nordindien); eine interessante Fortbildung hieraus bildet der von den Basken erwähnte Eisenrost zum Anlehnen des Brotes.

Die Zubereitung des Teiges ist höchst einfach und erfordert nur dort größere Mühe, wo sie, wie bei der Herstellung des nordalpinen Hartbrottes, durch den Zusatz von Sauerteig in die Länge gezogen wird. Hier tritt beim Ausbacken auch regelmäßig ein Backofen in Verwendung.

<sup>1)</sup> Anton Dachler, Die bäuerliche Beheizung in Frankreich. Mitteilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien. XLIII. Band. 1913. S. 159.

Das Fehlen einer künstlichen Gärsubstanz stempelt aber auch hier das Fladenbrot zur Genüge zu einem Überrest eines alteuropäischen Nahrungsmittels.

## Zur Geschichte des Kegelspieles (Kegelscheiben).

Von Heinrich Moser, Neunkirchen.

Das beliebteste und verbreitetste Spiel in Stadt und Land, bei jung und alt, ist wohl das Kegelscheiben. Auf dem Lande gibt es kein Wirthaus, wo nicht eine »Keglpudl« (Kegelbahn, Kegelstatt) dabei wäre. Aber auch in den Städten, selbst in Großstädten, sind Kegelbahnen in Gast- und Kaffeehäusern nichts Seltenes. Man unterscheidet zweierlei »Kegelpudl«, eine österrische und eine steirische. Bei letzterer läuft der Laden durch die ganze Kegelbahn bis zum Kegelstand (Kegelkreuz), bei ersterer nur ein kurzes Stück. Auf dem Lande wird das Kegelscheiben, sobald und so lange das Wetter es zuläßt, an den Nachmittagen der Sonn- und Feiertage, oft auch an Wochentagen, von jung und alt mit Leidenschaftlichkeit betrieben. Die beliebteste Form des Kegelscheibens ist das Besserscheiben, wobei oft hohe Einsätze gemacht werden.

Das Kegelspiel, mhd. kegelen, war schon im Mittelalter in Stadt und Land beliebt, namentlich zum Kirchweihfest und auf den Schießplätzen. So erzählt eine Augsburger Chronik vom Jahre 1470: »Es waren auch aufgeworfen fünf Kleinater (Gewinne), darum gemain gesellen kegelten, welcher in drei würfen am meisten Kegeln warf, der gewann das beste und ain baur von Menchingen warf sibem Kegel in drei würfen.« Auch Verbote dieses Spieles kommen schon früh vor, zum Beispiel in Frankfurt a. M. im Jahre 1443. Hildebrand vermutet, gestützt darauf, daß das Wort Kegel ursprünglich so viel wie Schienbein oder Wadenbein bedeutet, daß man aus dem Kegel des tierischen Skeletts einen Kegel machte, womit man an den heidnischen Opferfesten spielte. Daß der Kegel, der zum Spiele diente, von dem dem Wuotan geopfertem Pferde genommen worden war, liegt nahe. Oder stammte der Knochenkegel vielleicht gar von den den Göttern geopfertem Kriegsgefangenen? Denn Wuotan liebte Pferde- und Menschenopfer, und nichts liegt näher als daß man von dem Opfer, wie das Fleisch zu dem Opferschmause, so die Knochen zu den Spielen verwendete. Der wilde Jäger, das ist Wuotan, führt Roßknochen bei sich, und an heiligen Orten, wo sonst die Fastnachtsfeier ihre Stelle hatte, befinden sich nach der Volkssage gespenstische Kegelbahnen. Die Volkssage weiß von vielen gespenstischen, goldenen und silbernen Kegelspielen, ja sogar von Kegeln mit Butter zu erzählen.<sup>1)</sup>

Im Ruprechtsloche auf dem großen Otter, einem Nachbarberge des Semmering, vergnügen sich die Bergmännchen auf einer Kegelbahn

<sup>1)</sup> Alpenburg, Deutsche Alpensagen. S. 59, 65, 343, 353. — Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage. S. 43, 44,

mit silbernen Kegeln und einer goldenen Kugel.<sup>1)</sup> In Trattenbach am Wechsel verschwand der reiche Bergsegen, als die übermütigen Bergleute dem Kegelbuben den Kopf abschnitten und damit kegelten.<sup>2)</sup>

Wenn es donnert, heißt es im Volke scherzweise: »Im Himmel tun s' Kegelscheiben.« Das Kegeln im Himmel gehört ja wohl auch ursprünglich Wuotan an. Die Zahlen, in denen die Kegel beim Spiel auftreten, drei und neun, sind beide heilige Zahlen.

Übrigens scheint das Kegeln ursprünglich nur eine Ausbildung oder besondere Anwendung des alten Steinstoßens, Steinwerfens, das ja wohl mit anderen Kraftübertragungen als Wettspiel die Götterfesttage verherrlichen half.

Mit dem Schießen, das in alter Zeit ein großes Volksfest bildete, war seit jeher das Kegelscheiben, der Glückshafen und andere Belustigungen verbunden. In einem Ratsprotokoll des Stadtrates von Krems vom Jahre 1513 heißt es auf die bezüglich des Schießens vorgebrachte Bitte: »Ist der Herrn antwort, das Schiessen, den Hafen, Kuglstatt wellens In vergonnen.«<sup>3)</sup>

Das Kegelscheiben war in alter Zeit nicht frei, es hatten nur die Schützen das Vorrecht, Kegelstätten zu halten. »Die Khöglstatt ist auf dem Platze abzuschaffen bewilligt und soll dieselbe den Schützen erlaubt sein« (1532).<sup>3)</sup> Auch in Wien wurde (1534) »die Kuglstat auf offen Platze« abgeschafft. An die Verleihung der Kegelstatt wurden Verhaltensmaßregeln geknüpft. So läßt sich der Rat von Krems am 3. Juni 1558 also aus: »Den Supplicanten ist die Keglstat bewilligt und daneben auferlegt worden, das Sy sich dannach beschaidenndlich hallten. Auch das Khöglscheiben über die gebürlich Zeit Noch vil weniger das Gotslestern nit gestatten, unnd sonnderlich darob sein, das die Jungen Khnaben nit spillen noch Khegelscheiben. Die Supplicanten sollen auch die Khugl noch Khegel nit herfürgöben Bis sie Anfahen zu schiessen, und wann die Schützen Aufhören zu schiessen, Sollen Sy die Khugl und Khegl auch wider Aufheben und lennger nit beleiben lassen, Als Sy schiessen.«<sup>4)</sup>

Das Kegelscheiben war sehr häufig mit Besten (Kleinodien, (Klainoten) ausgestattet. 1548 wird den Schützen in Krems erlaubt, »die Kuglstatt mit zwaien Klainoten ain zeitlang zu halten«. Bei dem im Jahre 1650 in Horn abgehaltenen Kirchweihfeste wurde ein Kegelscheiben veranstaltet, das mit sechs Kleinodien ausgestattet war, nämlich:

1. 5 Ellen Maylendisch Tuech,
2. ain Par Zäggelfell,
3. » » grien Englisch strimpf,

<sup>1)</sup> Mose, Aus der Waldmark. S. 78.

<sup>2)</sup> Ebenda. S. 93.

<sup>3)</sup> Muzik, Geschichte des Schützenvereines in Krems. S. 97.

<sup>4)</sup> Ebenda, S. 99.

4. ain zwei ächtering Kandtl,
5. » huedt,
6. » Par hándtschuech.<sup>1)</sup>

Die »Kleinodien« wurden auf einer Stange zur Schau ausgehängt. Dieses Kegelscheiben nahm seinen Anfang am Kirchtage (Anfang August) und dauerte bis Sonntag vor Michaeli. Einlage für 3 Kugeln waren 2 Pfennige, Schreibgeld für 1 Kegel betrug 4 Pfennige. Zwei Männer, die sogenannten Kegelschieberkommissari, waren eigens bestellt, das Geld einzunehmen und über das Spiel ordnungsgemäß zu wachen. Sie bekamen zusammen jeden Sonntag 2 Gulden für ihre Bemühung. Die Zieler der Schützen besorgten das Kegelaufsetzen.<sup>2)</sup>

Die »Ordnung der Altstadt Drosendorf«<sup>3)</sup> vom Jahre 1579 enthält folgende Bestimmung:

»Item, eß soll ain richter zu dem kirchtage sant ulrichstag etlich tag darvor sambt seinen geschwornen und der gemain nachbarn erwellen und die verordnen zu tanzplatz, k ö g l- und wierflstatt wie von alter herkomen. Die sollen darinnen vleißig sein, damit nit krieg und unainigkeit darauß erwaxen.«

In dem Baubüchel über Mühlbach<sup>4)</sup> (bei Meissau) 1586, heißt es:

»Item es ist auch verboten die hacken zu tragen auf die scheibstadt oder zum Wein.«

»Wo einer einen mit einer Kugl auf der scheibstatt wurf, der ist der obrigkeit verfallen 6 Schilling und 2 Pfennige«, so steht es im »Rechte zu Wegscheid« vom Jahr 1682.<sup>5)</sup>

Das Taiding von Lilienfeld (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts) enthält folgenden Passus: »Das Kloster L. hat auch alle Kirchtagehuet in der Klaintzell (Klein-Maria Zell) samt den landgerichtsmäßigen händln und puessen auch durch sein amtbtleut schloreristet und k ö g l- platz aufzurichten.«<sup>6)</sup>

Im Laufe der Zeit versuchte man das Kegelscheiben durch Musik und hohe Einsätze und durch Ausspielen von allerlei Wertgegenständen verlockender zu machen. Gegen diese Neuerungen wendeten die Behörden energische Maßregeln an. So erließ das Kremser Kreisamt im Jahre 1795 ein »Kreisschreiben« des Inhaltes: »Auf den Scheib- und Kögelpätzen dürfen verschiedene Sachen zum Nachteil des Lottogefalles nicht ausgespielt werden.« Zwei Jahre später wird von demselben Kreisamte anbefohlen, »zu machen, daß auf Kögelpätzen keine Effekten ausgespielt werden«.

<sup>1)</sup> Dollmayr, Das Schützenwesen der Stadt Horn etc. Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.

<sup>2)</sup> Ebenda, 1891, S. 215.

<sup>3)</sup> Winter, Ö. Weistümer, II, S. 222.

<sup>4)</sup> Ebenda, S. 695.

<sup>5)</sup> Ebenda, S. 791.

<sup>6)</sup> Ebenda, III, S. 319.

Seither ist das Recht, Kegelstatt zu halten, freigegeben worden. Aber so viele Schützenvereine blieben der Überlieferung insofern getreu, als sie die Kegelbahnen neben ihren Schießstätten bestehen ließen und zuzeiten auf denselben Preiskegelscheiben veranstalteten. So begann am 17. April 1836, am Geburtstage des Kaisers Ferdinand, auf der Schießstätte zu Graz ein Preiskegelscheiben, das die Grazer Schützen in Verbindung mit einem Scheibenschießen und einem Preisbillardspiel veranstalteten.

Als Preise waren:

1. Best 20 Franken,
2. » 1 Dukaten,
3. » 2 Taler,
4. » 1 Taler,
5. » 1 Gulden.

1 Napoleondor von 20 Franken in Gold erhielt als Prämium jener Schütze, der die meisten Schützen legt und der zugleich die meisten Eckkegel bei gleicher Anzahl Schützen hat. Die Spielordnung,<sup>1)</sup> welche bei diesem Kegelscheiben zu beobachten war, enthielt folgende Punkte:

1. Jedermann kann an diesem Preisscheiben teilnehmen.
2. Der ganze Schütz hat 8 Schüsse. Jeder Schuß 3 Schübe. Wer sonach auf einen Schuß die meisten Kegel hat, gewinnt das erste Best und so wird in absteigender Ordnung mit der Verteilung der Beste und den Leggeldern fûrgegangen werden. Es kann also jeder Schuß ein Best oder ein Leggeld gewinnen, nur müssen die Kegel vom Ecke, das ist vom Ersten aus, getroffen werden.
3. Für den ganzen Schützen von 24 Schüben werden 48 Kreuzer K. M. erlegt, wovon 30 Kreuzer auf Leggelder verteilt werden, mithin ist für jeden Schuß mit 3 Schüben oder einfachen Schützen nur 6 Kreuzer zu bezahlen. Alles Einlegegeld muß dem alldort befindlichen Kassier erlegt und vom Schützenschreiber eingetragen werden, wofür ein jeder Herr Schütze einen gedruckten Zettel mit seinem Namen und Nummer erhält.
4. Sollten mehrere Schützen eine gleiche Anzahl Kegel auf einen Schuß haben und die betroffenen Beste fielen nicht auf alle dieselben in der nämlichen Höhe und Wert, so wird der ganze auf sie ausfallende Gewinn zusammengerechnet und unter selbe gleich verteilt werden.
5. Das beim ordentlichen Kegelschießen unerlaubte Vorspringen über das Anstands- oder Querholz wird nicht gestattet und über jede Irrung oder Dagegenhandeln werden die aufgestellten Kommissäre entscheiden.

<sup>1)</sup> Schützenarchiv in Neunkirchen.

Daß bis auf unsere Zeit mit den Schießstätten Kegelbahnen verbunden waren, beweist ein Rechnungsausweis der Schützengesellschaft in Schwechat für das Jahr 1885, worin sich folgende Posten finden:

Einnahmen der Kegelbahn . . . . .	1172 fl. 33 kr.
Pöllerkegel, Hülsen und Kapsel . . . . .	200 » — »
Schreiber und Kegelbuben bei Bedienung der Kegelbahn	60 » 70 »
Für einen gekauften Satzkegel . . . . .	3 » 50 »

## Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen.

Von Robert Eder, Mödling.

Ein papierenes Wiegenband als Hochzeitsgeschenk.

In meiner Besprechung alter Hochzeitsgebräuche im Friedländer Bezirk (»Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, 1906, XII, S. 208 f., und »Mitteilungen des Vereines für Heimatskunde des Jeschken-Isergaues«, 1908, II, S. 117 f.) erwähnte ich ein »Papierenes Wiegenband« aus dem Jahre 1815 als Besonderheit unter den Hochzeitsgeschenken von Seite einer Freundin; dasselbe stammt aus der Familie des dereinstigen Heinersdorfer Kretschambesitzers Max Ressel und ist in meinen Besitz übergegangen. Das seltene volkskundliche Dokument wird nun im k. k. österreichischen Volksmuseum in Wien aufbewahrt.

Der auf dem Wiegenbände verzeichnete Spruch stellt einen Redekampf zwischen einer mit Kindern gesegneten sowie einer kinderlosen Frau dar und der Schluß des Spruches klingt in einer Verherrlichung des Kindersegens aus.

Bevor ich den Text des Spruches bringe, will ich einige Gebräuche, die bei der Hochzeit üblich waren, zu erklären suchen.

Die Hochzeit bedeutet ursprünglich nichts anderes als eine hohe, festliche Feier und ist das höchste Fest menschlichen Zusammenlebens, und die es begehen, stehen in der Kraft ihres Daseins und schauen freudiger Hoffnung voll in die Zukunft, sagt Paul Satori in »Sitte und Gebrauch«, I, S. 48.

Die freudige Hoffnung für die Zukunft bezieht sich indes auf Kindersegen und dieser war schon vom wirtschaftlichen Standpunkt von Bedeutung, da der Bauer durch eine größere Familie Arbeitskräfte gewann.

Aber insbesondere während der Hochzeitsfeier wurden dämonische Mächte und böse Geister gefürchtet, die Unfruchtbarkeit der Ehe verursachen konnten. Deshalb wandte man viele Abwehrmittel magischer Art bei der Hochzeit an, die bezweckten, dem jungen Paare Fruchtbarkeit zu sichern. Manch derartige Überlieferungen aus alter Zeit sind noch derzeit in Übung, ohne daß das heutige Geschlecht den Sinn der Handlung versteht: Das Schießen mit Gewehren und Pöllern bei Hochzeiten vertreibt die Unfruchtbarkeitsdämonen; die

Braut sichert sich durch allerlei Schutzmittel, die sie am Leibe oder in der Kleidung trägt, vor dem schädigenden Einfluß böser Geister, als derartige Schutzmittel galten Rosmarin, Wermut, Raute, Dill, Kümmel, Brot und Salz; sie trägt Geld im Schuh<sup>1)</sup>, aber auch Getreidekörner darin, oder Brot und Salz;<sup>2)</sup> dem Brautpaare wird ein alter Schuh beim Verlassen des Hauses der Braut nachgeworfen;<sup>3)</sup> das Brautpaar wird mit Getreidekörnern oder mit Reis, statt des ursprünglichen Hirses, überschüttet u. s. w.

Als Fruchtbarkeitszauber kann auch das Überreichen der zwei »Brotränftl« (auch »Brautrampfl«) an das Brautpaar gelten, welche die Braut mit einem roten Bändchen bindet (die rote Farbe gilt als stellvertretend für das dereinstige Blutopfer zur Versöhnung der Geister), dann das Überreichen des mit einem roten Bändchen verzierten Schweineschwänzchens, und als Fruchtbarkeitszauber werden die kleinen Gaben zu betrachten sein, die der »Plumpatsch« (Hochzeitsbitter) von den außerhalb des Festlokals stehenden Freundinnen der Braut entgegennimmt und der »Salzmeste« gibt, die sie dann der Braut überreicht; so unter anderem Kinderhäubchen, Strümpfchen, Wickelbänder, wohl auch ein Wickelkind und, wie in unserem Falle, ein papierenes Wiegenband.

Versuchen wir auch die Worte »Salzmeste« und »Plumpatsch« zu erläutern; sie sind außer Braut und Bräutigam die bei der Hochzeit stets vorkommenden Personen.

Die Salzmeste (Meste, mhd. = ein Hohlgefäß, Salzgefäß), die meist schon die Taufpatin der Braut ist und diese daher in religiöser Hinsicht in ihren Schutz genommen hat, ist nun am Hochzeitstage auserwählt, bei der Braut an diesem Tage stets zu verbleiben und sie zu bedienen, und wird die Salzmeste ursprünglich die Aufgabe gehabt haben, die Braut vor schädigenden Geistern zu behüten.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> „Festschrift zum Heimatsfeste“, Neustadt a. d. T., 1910, S. 90: „In alter Zeit mußten es drei-köpfige Groschen sein.“

<sup>2)</sup> Nach Wuttke (Volksaberglaube, 362) bleibt dagegen die Ehe kinderlos, wenn man der Braut Mohn in die Schuhe streut.

<sup>3)</sup> Robert Eder, „Der Schuh im Mythos“ in „Der Forscher“, 1911, Nr. 6 und 7, und „Neue Freie Presse“ vom 11. Juli 1913, Notiz: „Alte Hochzeitsgebräuche“.

<sup>4)</sup> „In der Schweiz weicht die gelbe Frau ‚die Gali‘ nicht von der Seite der Braut, sie wurde wegen ihrer Dämonen verscheuchenden Kleiderfarbe zur Zeremonienmeisterin; denn außer dem Wochenbette ist das Weib niemals von Neidzauber so gefährdet, als bei der Hochzeit, daher die zahllosen Böses abwehrenden Vorschriften im sogenannten Aberglauben.“ Dr. Max Höfler, „Gebildebrote der Hochzeit“. Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XVII, Supplement-Heft VII. — „Die Sechswöchnerin wird von einer besonderen Wächterin gepflegt; diesen Dienst versieht auch die Bey-Frau, die zudem das neugeborene Kind besorgt. ‚Bey uns ist der thörichte Wahn, solange die Sechswöchnerin nicht zur Kirche gegangen, stehe sie mit ihrem Kinde unter der Gefahr der Nacht-Männer und Erd-Weiber, darum sollen sie, ehe sie was anfahren, erst zur Kirche gehen. Ferner soll keine Sechswöchnerin allein gelassen werden, absonderlich in der 12. Stunde wegen der Volande und Gespenster...“ Dr. Alwin Schultz, „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts“, S. 195. (Joh. Christ, Männlingen, Albertäten 181.)

Im Salz liegt nach urältester Auffassung eine geheiligte Kraft, es galt als ein magisches Element. Schon die Juden des Alten Testaments wuschen die Neugeborenen mit Salz, im altchristlichen Taufritual wird dem Katuchumenen Salz gereicht, und später wird es auch bei der Taufe angewendet. Das Salz ist Sinnbild der heiligen Geisteskraft und des ewigen Lebens, ist Symbol des Dauernden und Unzerstörbaren, es galt von alters her als apotropäisch, Geister und Hexen verschleichend.<sup>1)</sup>

Das Wort Plumpatsch, aus plumpsen und patschen gebildet, bedeutet einen Mann, der Geräusche oder einen Schall verursacht. Am Polterabend (von poltern) wird Lärm gemacht, um die Geister zu vertreiben. Auch der Plumpatsch verursacht mancherlei Spektakel, um die Hochzeitsgäste zu belustigen, eigentlich aber um die Geister abzuwehren. Da man aber die Geister durch Lärmen vertreibt, werden am Polterabend auch Töpfe zerschlagen, und als Parallele kann wohl der zur Erheiterung beitragende Vorgang des Plumpatsch gelten, nach welchem dieser beim Beginn des Hochzeitsmahles vorerst mit dem Suppentopf über die Schwelle fällt, den Topf zerschlägt und die Suppe verschüttet, wie dies bei Hochzeiten in der Friedländer Gegend, nach seinerzeitiger Mitteilung des verstorbenen Oberlehrers von Neustadtl Herrn Josef Knesche, oft gepflogen wurde. Unter der Schwelle halten sich die Hausgeister auf und diesen wird die Braut-suppe geopfert.<sup>2)</sup>

Und so finden wir in den erwähnten Gebräuchen, die noch sehr vermehrt werden können, immer wieder den Wunsch zum Ausdruck gebracht, die Unfruchtbarkeitsdämonen zu vertreiben oder sie durch

<sup>1)</sup> Nach E. Samter („Geburt, Hochzeit, Tod,“ S. 152) gibt man in Oldenburg dem neugeborenen Kinde etwas Salz auf die Zunge, damit es nicht behext werde. Nach F. Posselt („Mitteilungen des Vereines für Heimatskunde des Jeschken- und Isergaues“, II, S. 81) wird in der Tannwalder Gegend einer neuerworbenen Kuh vor ihrem ersten Einführen in den Stall ein „Salzbissen“ gereicht; in Oberösterreich wird nach Marie Andree Eysen („Volkstümliches aus dem bayrischen und österreichischen Alpengebiete“, S. 112) derselbe Brauch gepflogen, die Kuh erhielt aber auch Salz, ehe sie zum Stier geführt wird und in das Butterfaß wird von der Bäuerin vor dem „Buttern“ etwas Salz geworfen, am Milchkasten wird ein scheibenförmiger „Salzstein“, in welchem in der Mitte ein Loch eingefügt ist, aufgehängt. — Dr. Max Höfler, a. a. O., S. 20 f., bringt eine Fülle von Beispielen über den Genuß des Braut-Brottes mit Salz und sagt, daß der gemeinsame Genuß von Brotschnitten mit Salz ein Symbol dafür ist, der Aufnahme in die Sippe mit gleichen Seelen- und Totenkult. — Nach Dr. Alwin Schultz, a. a. O., S. 195, findet sich in den „Albertäten“ der Aberglaube erwähnt, wie die Geburt erleichtert werde: „Kömmst es zu der Geburt, so muß die Wehmutter 3 mahl Saltz hinter sich werfen . . .“

<sup>2)</sup> Josef Hofmann, Karlsbad, berichtet in „Deutsche Heimat“, 1906, II, S. 18, daß die Trägerin der „falschen Suppe“ an der Schwelle bei Beginn des Hochzeitsmahles der Länge nach in die Stube hineinfel und dabei den Suppentopf weit von sich warf, so daß er zerschellte, und Alois Orliczek, ebenda, 1913, VIII, S. 60, „Sitten und Gebräuche in der Wischauer deutschen Sprachinsel“, daß das Hochzeitsmahl dadurch eingeleitet wird, indem der „Redemann“ (Hochzeitsführer) einen alten irdenen Topf auf dem Tisch mit lautem Schläge und Schall zerschmettert.

Opfer zu versöhnen. Der Geister und Dämonenglauben, das heißt der Glaube an die Seelen der Verstorbenen, die noch nach dem Tode einige Zeit auf der Erde verweilen, wie der primitive Mensch dies annahm, war mit ein Zweig der Entwicklung zu dem großen Gebäude der Religion, der schließlich im Gottesbegriffe gipfelt, und heute noch wuchert der ursprüngliche Geisterglaube fort und Abwehrmittel werden angewendet.

Das papierene Wiegenband ist 8 m 32 cm lang und 4½ cm breit. Der lange, graue Papierstreifen wird durch grüne und rote wagrechte Linien in zwei Hälften geteilt, und den Mittellinien parallel ziehen sich je am oberen und unteren Rande des Bandes grüne und rote Linien, am Schlusse eine Kurve bildend, hin, zwischen denen der Spruch fortlaufend in Rondschriftlettern geschrieben steht. Vor Beginn der Schrift ist ein Wickelkind gemalt, am Ende des Bandes, hinter der Kurve, steht eine Figur, vielleicht die Wöchnerin darstellend, dann eine Wiege mit dem Kinde und daneben ein das Wiegenband haltender Mann, jedenfalls den Vater bedeutend, alles sehr primitiv gezeichnet. Hinter der Zeichnung, diesmal senkrecht, ist ein kleines Wiegenlied aufgeschrieben.

Das papierene Wiegenband war, die Schrift nach außen gelegt, aufgerollt und mit einem roten Bande zusammengebunden.

Der Spruch lautet:

Geliebtes Brautpaar! ach bildet Euch nicht ein, daß was gelehrtes wird auf diesem Bande seyn. Ihr findet wirklich nichts von hochgelehrten Sachen, Nein! die Invention, die soll das Kraut hier machen. Der Vortrag schicket sich zu Eurem Hochzeilfeste, er ziele ja dahin, was in der Eh' das Beste, und was man eifrig sucht, zu fördern, nicht zu lindern, es handelt, denket doch, von was? von lieben Kindern. Zwei Frauen stellen sich in ihrem Ehestand dar, Matrine fruchtbar ist, Lascine unfruchtbar. Wir wollen mit Bedacht die unterschiednen Lehren, und ihre Meinungen vom Ehestande hören. — (Matrine.) Mich hat der große Gott zur Mutter oft gemacht, und in dem Ehestand mit Kindern wohl bedacht, daran ich meine Lust bei Tag und Nacht kan sehen, wenn wird es denn bei dir, Lascine auch geschehen? Ich wünschte, daß du möcht'st so glücklich seyn wie ich. (Lascine.) Nein! mein' Matrine, nein, behalt' das Glück für dich. Hat Gott mir gleich kein Kind auf dieser Welt beschieden, ist doch mein Mann und ich deswegen wohl zufrieden, und leben ganz vergnügt. (Matrine.) Dir ist nur nicht bewußt, was bey der Kinderzucht für Freude, Scherz und Lust. Ich will dir doch etwas von dem Plaissier erzählen. (Lascine.) Vielleicht, wie du dich mußt bey Tag und Nachte quälen? (Matrine.) Beleihe nicht, du irrst, ich weiß von keiner Qual, schweig nur ein wenig still, und höre doch einmahl, du kanst ja gar nicht hier von Kindern raisonniere: laß du dich vor von mir ein wenig informiren: Wenn ich in Hoffnung bin, und es mein Mann erfährt, thut er weit schöner noch, hält mich mehr lieb und weith, daß ich dirs nicht genug mit Worten kan beschreiben, ey, da bemüht er sich die Zeit mir zu vertreiben, er carressieret mich, er schenkt mir diß und das, und fragt all Augenblick: Mein Kind! begehrt du was? Ich gebs gar gerne her, will keine Kosten sparen, befindst du dich gesund? willst du Spatzieren fahren? Hier hast du Geld, geh hin, und kauffe dir itzt ein, was zu dem Kinder-Kram, etwann wird nöthig seyn: Befehlen darf ich nur, er kan mir nichts versagen, wens möglich, würd er mich gar auf den Händen tragen. Sieh so vergnügt geht es bey guter Hoffnung her. (Lascine.) Ja, das gefällt mir wohl, wenn's immer also wär. (Matrine.) Kommt es denn weiter hin, und giebt Gott seinen Seegen, daß ich ein liebes

Kind, ihm kan vor Augen legen, da geht es erst recht an, da herzt und küßt er mich, bald giebt er mir das Kind, bald nimmt er es zu sich. Vor Freuden will er selbst, Gevattern bitten laufen, und macht die Anstalt gleich, zu dieses Kindes Tauffen, hernachmals ist er auch, wie sichs gebührt, bedacht, daß er mir ein Praesent ins Kindel-Bette macht: Beschenkt das Kinder-Weib und alle die im Hause, schafft ein was nöthig ist zu einem Kindel-Schmause, ist dieser denn vorbey so reiset er nicht weit, und sitzt bei meinem Bett die ganze Wochenzeit. Wird er ja weggeruft, bleibt er doch niemals lange, und so kommt unvermerkt, die Zeit zum Kirchengange, wozu er oft die Tag und Stunden hat gezählt, weil er alsdann mit mir aufs neue sich vermählt, und wieder darf bey mir in einem Bette liegen, was hat man da für Lust, für Freude und Vergnügen. (Lascine.) Sind denn zu solcher Zeit, die Männer alle so? Ich zweifle, mancher ist, mich deucht, nicht gar zu froh. Ja bey dem erstenmahl, so kann es wohl passiren, ein kluger Mann weiß sich allzeit so aufzuführen, und thut was billig ist: Du sagst Matrine mir, zwar bey der Kinderzucht von guten Zeiten für, da ich von andern doch aus unsern Weiber Orden, ganz anders hin berichtet, und auch belehret worden, was Lust und Freude bringt, das hast du wohl erzählt, das Böse läß't du weg, was kümmert plagt und quält. Du sagst nichts von der Angst, von allem Weh und Schmerzen, so du empfinden muß, eh du ein Kind kanst herzen, denkst keiner Krankheit nicht, noch an das Kinderschreyen, kann denn die Kinderzucht ohn dieses alles seyn? Wo bleibt das Aergerniß das man noch früh und spat, mit Mägden, Ammen, Kind und Kinder-Weibern hat? Was Händel setzt es nicht? Nur bloß der Kinder wegen, kommt es bisweilen gar bey Mann und Weib zu Schlägen, wenn sie erwachsen seyn, was hat es da für Noth? Da wird man ihnen gram, wünscht ihnen oft den Tod, wenn sie nicht alsobald nach unserm Willen leben, das mag wohl schlechte Lust und keine Freude geben; bis Dato bin ich noch von diesem Kummer frey, mag auch nicht wissen was die Kinder-Plage sey. — Kinder, muß ein jedes sagen, sind der Weiber gröste Plagen, in dem lieben Ehestand, welcher dir gar wohl bekannt. Kinder bringen schlecht Vergnügen, wenn man sie mit Schmerzen kriegem, und mit Kummer und Verdruß, für ihr Wohlseyn sorgen muß. — (Matrine.) Das war etwas zu hart, ein unvernünftger Schluß, den ein gescheutes Weib mit Recht verdammen muß. Ich kan es wohl gewiß und auch mit Wahrheit sagen, daß mich die Kinder nicht in meinem Ehestand plagen. — Kinder sind die Seegens-Früchte, die man von der Eh' begehrt, und die nach des Wortes Lichte, uns der liebe Gott beschert, die nach der Natur Gesetze, uns ergötzen und erfreun, ja die allerbesten Schätze, hier und dort im Himmel seyn. Geld, Haab und Guth vergeht, die Schätze man behält, sie sind *das einzige so man kan* von der Welt, aus dem Vergänglichem, ins Ewige erheben, und dem der sie geschenkt im Himmel wieder geben. Drum wünsch ich weiter nichts, als daß du solltest wissen, was das für Freude ist, ein liebes Kind zu küssen. —

Gehrtes Brautpaar hört! hier setz ich nun dabey, daß eben diß mein Wunsch auch für Euch Beide sey. Gott wird den Seegens-Wunsch, zu seiner Zeit gewähren, Euch solche Schätze auch zu seiner Zeit beschehren, find't sich denn was Ihr wünscht aus Gottes Seegenshand, so habt Ihr schon darzu, hier dieses Wiegeband. Ist es nicht fest genug, und sollte es zerreißen, will ich auf festere mich künftighin befeissen. Gebt mir nur bald Bericht, wenn ein's wird nöthig seyn, stell ich mich wiederum mit einem andern ein. Wer aber gerne will den Bänder-Würker wissen, wird wie ein Zieler in der Scheibe suchen müssen. — — Bey der Gott gebe glücklich vollzogenen um und Eheverbindung wollte hierdurch bloß ihre freundschaftliche Theilnahme zu erkennen geben eine **nAhe Redliche Nachbarin aus S . . . .** am Verbindungstage, den 11ten Juny Anno 1815.

Schlaf ein mein liebes Kindelein,  
 Und thu dein Aeuglein zu.  
 Der liebe Gott will dein Vater seyn,  
 Drum schlaf in guter Ruh.  
 Schlaf ein, schlaf ein  
 Schlaf ein.

Die Lösung der Frage, wer die Spenderin des Wiegenbandes ist, war für die Beschenkte möglich, sobald sie den Absenderort wußte, und den Namen desselben ergeben die in der Schrift hervorgehobenen Buchstaben A. R. N. S. und die Punkte, diese bilden: Arnsdorf (in Böhmen).

## II. Kleine Mitteilungen.

### Bäuerische Aufzugsmaschinen.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 3 Textabbildungen.)

In den österreichischen Alpengegenden ist bei einfachen Bauern im Ackerbau eine eigenartige Vorrichtung im Gebrauche, wie sie sonst nur in Bergwerken oder bei großen Bauten auf Anhöhen, so bei Burgen, verwendet wird.

Die mitunter bis 30 Grad geneigten Äcker haben bedeutende Nachteile. Je nachdem das Bauernhaus oder der Zufahrtsweg am unteren oder oberen Ende des Feldes liegen, ist entweder der sehr schwere Dünger oder die Ernte aufwärts zu bringen, was bei gewöhnlichen Fuhrwerken für Ochsen schwierig oder unmöglich ist. Besonders beschwerlich aber wird die Hinaufbeförderung der durch das Ackern und noch mehr durch Regen abgeschwemmten Erde, in Oberösterreich Fürhapp genannt.

Bei Bergwerken fahren gewöhnlich die beladenen Wagen abwärts und ziehen die leeren mit Seil und Rad aufwärts, welche Anlage man Bremsberg nennt. Bei hochgelegenen Bauten dagegen ist die schwere Last aufwärts zu befördern und daher eine Betriebskraft nötig. Ähnlich ist unser bäuerischer Aufzug, und es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die bei Burgen und vor allem beim Bau der Schloßbergbefestigung in Graz im 16. Jahrhundert oder später bei Bergwerken verwendeten Aufzüge den Bauern das Beispiel gegeben haben. Die beigegebenen Abbildungen (Fig. 19, 20 und 21) werden die Einrichtung deutlich machen. An dem oberen Ende des Feldes steht ein Gerüst aus drei starken Stangen (Bock), in deren Kreuzung ein Haken befestigt ist. daran hängt mit beweglicher Kette eine „Flasche“ (Spule oder Tasche), in welcher sich ein Rad mit Seilrinne drehen läßt. Die Stellung in Abbildung Fig. 19 ist die freihängende außer Betrieb. Bei der Aufwärtsbewegung des mit Erde oder Dünger beladenen Karrens ist an diesem ein Seil befestigt, welches über den ganzen

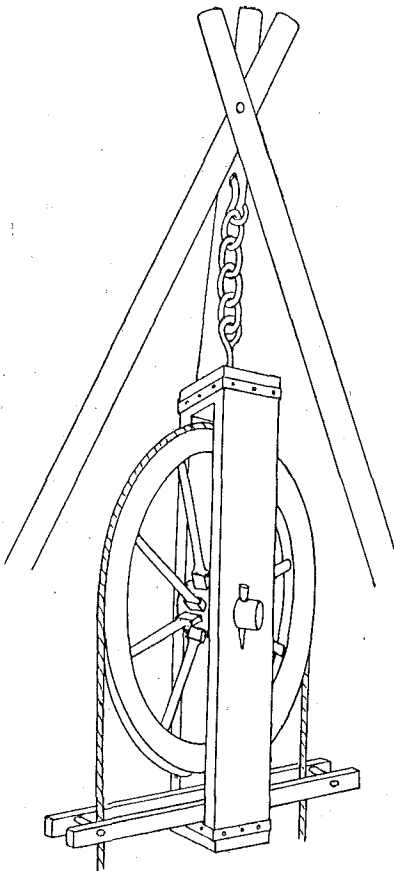


Fig. 19. »Bock« und »Flasche«.

Acker geht, oben um die Rolle gelegt wird, auf der anderen Seite abwärts geht und am hinteren Ende eines leeren Karrens angebunden ist. (Fig. 20.) An diesem sind vorne ein oder auch zwei Ochsenpaare angespannt, welche den leeren Karren abwärts und mittels des Seiles den vollen aufwärts ziehen, was an manchen Orten auch von Menschen geschieht,

Oder man läßt die Ochsen unmittelbar am Seil ziehen und den Wagen leer bergab gehen. Aufwärts wären die Tiere nicht imstande, den beladenen Karren und ihr eigenes Gewicht vorwärts zu bringen, abwärts geht es leicht. Der beladene Wagen wird nach Bedarf auf dem Wege bis nach oben entleert, der unten ankommende leere wieder beladen und

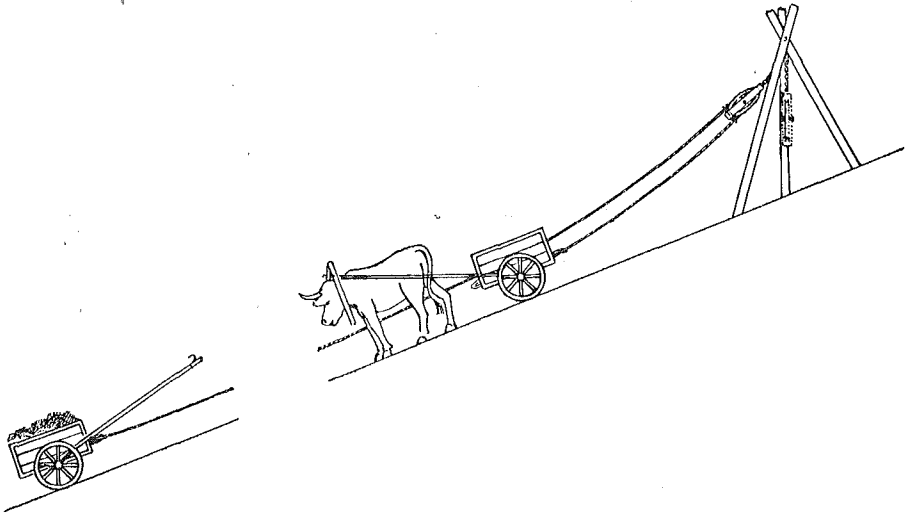


Fig. 20. »Seilfahren« in den Alpenländern.

es wiederholt sich derselbe Vorgang nach Bedarf. Die Radflasche stellt sich beim Anziehen der Tiere nahezu gleichlaufend mit der Neigung des Ackers, das Seil wird durch die unten an der Flasche angebrachten Führungen vor dem Herausfallen bewahrt. Die beiden Seilstücke nebeneinander werden sich in Wirklichkeit fast gleich hoch stellen, während sie

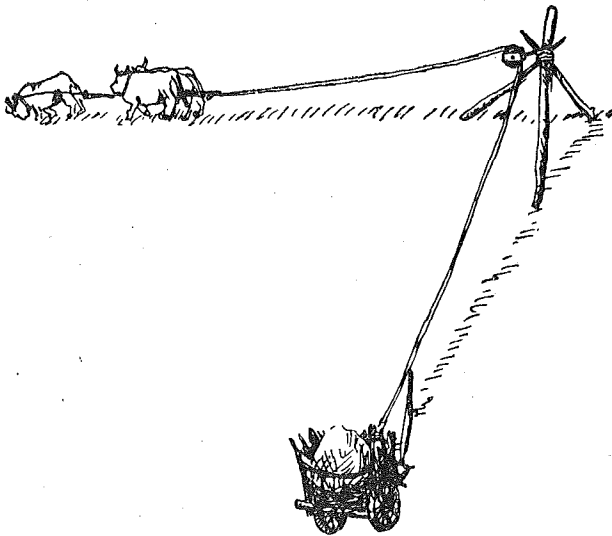


Fig. 21. »Seilfahren« in den Alpenländern.

in der Zeichnung der Deutlichkeit halber verschieden hoch dargestellt sind. Daß die beiden Wagen in der Mitte, wo sie sich begegnen, nicht zusammenstoßen, wird dadurch erreicht, daß die Ochsen etwas zur Seite geleitet werden. Um das jedesmalige, für die Ochsen lästige Aufwärtstreiben zu vermeiden, werden, wie Abbildung Fig. 21 zeigt, sie allein nicht den

Weg des Mistkarrens geleitet, sondern etwa senkrecht dazu, wo es gewöhnlich eben ist.<sup>1)</sup> Den geleerten Karren läßt man dann allein ablaufen. Der Karren hat öfter vorne noch ein kleines Rad. Nach getaner Arbeit wird Gerüst, Flasche und Seil nach Hause gebracht oder anderswo verwendet. Manchmal hängt man die Flasche bei der Arbeit einfach an einen Baum oder Holzstamm.

Diese interessante Einrichtung ist mir aus Oberösterreich, Steiermark, Kärnten und Tirol bekannt, und man heißt sie seilfahren, seilen, gratteln (in Tirol nach dem Namen des Karrens gratten von carozza). Statt Hanf- hat man schon manchmal Drahtseile. In Kärnten verwendet man zum Aufzug auch Wasserräder an bequem gelegenen Bächlein oder eigenen Wassergräben. In Samuna, einem Seitental des Inn bei Finstermünz, doch schon in der Schweiz, geschieht das Hinaufschaffen von Erde oder Mist auch mit der oben beschriebenen Vorrichtung (Abb. 19), nur daß statt der Tiere beiderseits Menschen gehen, aufwärts mit einem gefüllten Korb, abwärts leer, aber zu Tal ziehend. Auch im Pitztal in Tirol ist dieses Verfahren üblich.<sup>2)</sup>

Ärmere, welche eine solche Vorrichtung nicht besitzen, müssen Erde und Dünger in Buckelkörben, die Ernte in Ballen aufwärts tragen und brauchen manchmal noch Steigeisen dazu. Oder der Träger zieht sich zwischen zwei Seilen aufwärts, wird auch von zwei Männern aufwärts gezogen.

### Wegkreuze in St. Ägyd und Umgebung.

Von K. A. Romstorfer, Wien.

(Mit 1 Textabbildung.)

In der sehr waldigen Mittelgebirgsgegend, durch welche die herrliche alte Fahrstraße von Lilienfeld über Kernhof und Gscheid nach Mariazell führt, begegnen dem Wanderer längs der genannten Straße sowohl als auch auf den vielen Nebenwegen zahlreiche Votivkreuze aus Holz, die in Typus und Ausführungsweise unter sich fast gleich oder wenigstens sehr ähnlich sind.

Die nebenstehende Abbildung Fig. 22 zeigt in der Vorderansicht ein derartiges, charakteristisches Wegkreuz, das am Ende des Fahrweges im oberen Unrecht-Traisental, und zwar dort steht, wo dieser Weg in den steilen, nach Gscheid führenden Waldweg übergeht.

Das Wegkreuz ist aus Fichtenholz ausgearbeitet; die Kreuzsäule ist hier etwas breiter als der Querarm gehalten.

Alle am Kreuz vorkommenden Verzierungen sind mit den gewöhnlichen Zimmermannswerkzeugen hergestellt, die den ersteren ihr eigenartiges Gepräge verleihen. Nach Gewinnung der ebenen Flächen und scharfen Kanten mit Hilfe der Zimmermannsschnur und des Breitbeiles wurden die sechs trapezartigen Ausschnitte des Querarmes, und zwar auf die Weise hergestellt, daß man vorerst nahe an den Kanten Löcher vom Halbmesser der Eckabunden vorgebohrt hat. Die eigentliche Form wurde sodann durch schräge, diese Bohrlöcher berührende Sägeschnitte und durch Entfernen des Materials mittels des Stemm- und des Flacheisens gewonnen. — Das Profil der aus Rundstab, Hohlkehle und Schräge bestehenden Abfasung wurde mit dem Hohl-, beziehungsweise dem Flacheisen ausgestochen. — Die vorerst mit dem Zirkel angerissenen Rosetten von den verschiedenartigsten, sehr zierlichen Mustern, worin sich die Zimmerleute als ungemein erfinderisch erweisen, arbeiten sie in Kerbschnittmanier mit dem Flach- oder Stecheisen, zum Teile mit dem Geisfuß aus. Die an der Hauptsäule in sechs Reihen bemerkbaren länglichen, an ihren kurzen Enden halbkreisförmig begrenzten, muldenförmigen Vertiefungen wurden mit dem Hohleisen hergestellt; die kleinen Vertiefungen der Punktreihen ferner mit einem dünnen Löffelbohrer oder Hohleisen erzeugt. Zum Einritzen der Buchstaben I. H. S. mit Kreuz und Kreuznägeln sowie der übrigen Schriftzeichen (J. D. D. B und 1836) endlich wurde der Geisfuß benützt.

<sup>1)</sup> Aus Öst.-ung. Monarchie in Bild und Wort, Tirol, S. 517.

<sup>2)</sup> Schucht in „Zeitschr. d. D. u. Öst. Alpen-V.“, 1900, S. 133.

Die Anfangsbuchstaben der Stifternamen sowie die Jahreszahl sind in vielen Fällen nicht auf der Hauptsäule, sondern am Querarm angebracht.

Diese malerischen Wegkreuze tragen durchwegs eine aus Brettern gefügte Verdachung samt rückwärtiger Verschalung der entstandenen zwei Dreiecke. Diese Ver-

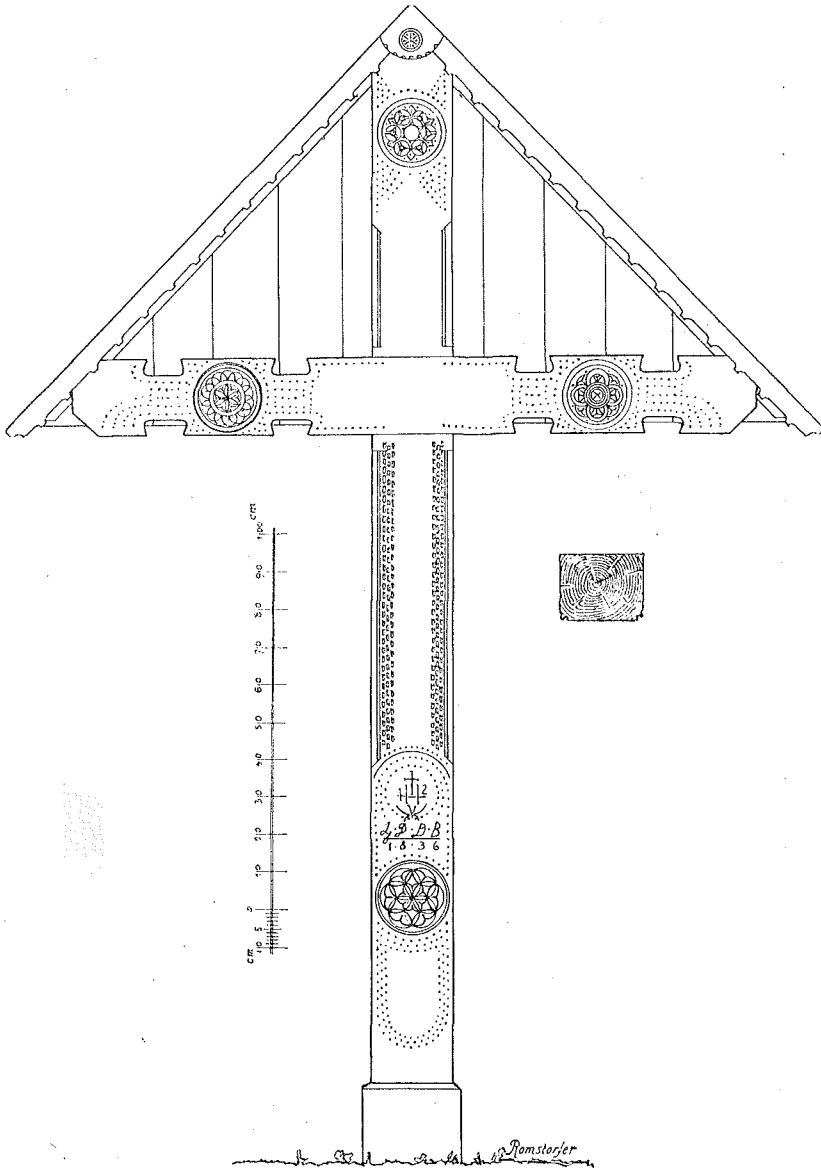


Fig. 22. Wegkreuz im Unrecht-Traisental.

dachungen wurden wohl schon wiederholt erneuert; die nun vorhandene ist gehobelt. Der Anstrich des Kreuzes ist engelrot; manchmal fehlt er.

Der Raum der dreieckigen Vertiefungen wird mit Heiligenbildern in Rahmen, an welchen nicht selten Lämpchen angebracht sind, ausgefüllt. Vor dem Wegkreuz befindet sich ein roh gehaltener Betschemel.

**Wie die Heilkraft eines Heiligenbildes von diesem emaniert.**

Von Dr. M. Höfler, Bad Tölz.

(Mit 1 Textabbildung.)

Dies illustriert in drastischer Weise ein Votivbild aus der Kirche in Walchensee, Bez.-Amt Tölz, Oberbayern. (1736.)



Fig. 23. Votivbild aus der Kirche in Walchensee, Oberbayern.

Die Anastasia Zwergerin, Zwergerbäurin von Zwergern am Walchensee, weist ihr Büblein auf die Hilfe der Maria hin, von deren Bild zwei (gesunde) Augen im lichten Strahlenbündel herabschweben zu dem diese Himmelsgabe empfangenden Knäblein. Der Ausblick durch das Kirchenfenster gibt die Ortschaft Walchensee am gleichnamigen See.

Die Originalphotographie verdankt man dem Photographen Marey in Bad Tölz.

**Kinderlieder und Spiele aus Hallstatt.**

Mitgeteilt von Dr. Richard Heller, Salzburg.

## Kinderlieder.

Dilä, Dilä, san d'Almaküa dä	Auf der Älm
Die schwarz'(e), die braun'(e), die	Sitzt a Schwälbn
gschekert'(e) geht ä.	Läßt a Patzerl äbifalln.
Wo wern mas denn fint'n (finden)	Kummt da Jäga mit 'n Gwehr
Halt a bo da Lint'n (Linden).	Schiaßt dös Patzerl hin und her.
Wo d'Schmälzkua steht.	
Wo d'Sunn aufgeht,	D'Pfannhauserbuam <sup>1)</sup>
Wo das kloa Manderl in Rettenbâ(ch)	Tan Pfeifen beká
geht.	Kimmt der Herr Berigrat
	Mit'n Stecká.
	Übern See, übern See
Muzerl Miau!	Fliagnt meine Täubal he
Wo soll i mei Hausal hinbau(n)	Wolln a mál umifon (fahren)
Zwischen zwoa Berig (Berge)	D'Fedan z'amklaubn.
Da Berig wird brinnat	
S'Muzerl wird springat,	Da Hansl in Bâ(ch)
Springt auf'n Schuasta sein Loast	Hät a Haus ohne Dâ(ch)
Und da Schuasta tuat an e—l—l—e—n—	Hät a Stub'n ohne Tür
lan—gen — Schoas.	San Gräsdaxen für.

## Spiele.

„Vater, Vater leih' mir die Schere“ wird so gespielt:

Frage:	Schneida, Schneida, leih ma d'Schar.
Antwort:	Steht net lar.
Frage:	Schneida, Schneida, leih ma 's Messer.
Antwort:	Mågst da glei in Kropf aufstecha.
Frage:	Schneida, leih ma 's Rumpelfass.
Antwort:	Rumpl zu an ändern Fäß.
Frage:	Schneida, Schneida, leih ma d' Gabel.
Antwort:	Zâbel, Zâbel.

## Farbenerraten.

A.: Bum, bum, bum!	Hat der Betreffende es auf 3 Fragen
B.: Wer is draust?	nicht erraten, so muß er nochmals fragen,
A.: Da Tuiff mi neunaneunzg Bach-	und zwar:
scheita.	
B.: Wås will a habn?	A.: Ging, ging, ging.
A.: A Forib (Farbe).	B.: Wer is draust?
B.: Wås für oane?	A.: An Engel mit 'n goldanen Stab.
A.: Gelib (gelb) zum Beispiel.	B.: Wås will a habn?
B.: Na.	A.: A Forib.
A.: Rot.	B.: Wås für oane?
B.: A net.	
A.: Blau.	etc. etc.
B.: A net.	

## Nägelstock.

Ein Kind steckt den Kopf in den Schoß des anderen. Letzteres trommelt mit beiden Fäusten auf den Rücken des ersteren und singt:

Bumadi, bumadi, Nägelstock,  
Wie viel Hörndln hät da Bock?

<sup>1)</sup> Salzarbeiter, die an der Sudpfanne arbeiten.

Dann hält es entweder einen oder zwei oder drei Finger in die Höhe und zählt:  
Oas, zwoa, drei.

Errät das erstere Kind die Zahl, so sagt das zweite:  
Du bist frei.

Wenn nicht, geht das Spiel von vorne an.

### Opferhaufen.

Von Anton Dachler, Wien.

Über Wunsch der Redaktion dieser Zeitschrift bringe ich von diesem interessanten Gebrauch weitere Ergänzungen zur Literatur. Andree spricht darüber in einem besonderen Werk:<sup>1)</sup> Haufen aus Steinchen oder anderen Gegenständen sind die allgemeinste Art von Denkmälern. Man findet sie in ganz Asien, in Nord- und Mittelafrika und in ganz Amerika, wenn auch nicht durchgehends festgestellt. Wenn ein Mensch in der Einsamkeit in eindrucksvoller Weise durch Mord, Selbstmord oder Erfrieren umgekommen ist, so gibt sich die allgemeine Teilnahme dadurch kund, daß jeder Vorübergehende auf das Grab oder die Stätte des Unglücksfalles aus der Umgebung einen Baumzweig oder in Ermanglung dessen ein Steinchen wirft. Wo weder das eine noch das andere vorkommt, nimmt man Knochen oder auch Pferdehaare (Tibet, bei den Jakuten). Oskar Peschel sagt diesfalls,<sup>2)</sup> „daß die abgelegensten Völker und die am wenigsten sich nahestehenden Rassen in ihren geistigen Regungen auf eine überraschende Weise sich begegnen, daß also in Bezug auf das Denkvermögen die Einheit und Gleichheit der Menschen nicht bezweifelt werden kann“.

Heinrich Ankert berichtet über das Vorkommen dieser Sitte in Europa,<sup>3)</sup> desgleichen Treischel,<sup>4)</sup> andere Fälle sind aus der Provinz Brandenburg, aus Island und von den Kalmüken<sup>5)</sup> und aus der Provinz Posen<sup>6)</sup> bekannt. Hermann Scheffler erzählt von kleinen Steinpyramiden zwischen der Riffküste und Tetuan in Marokko für Erschlagene.<sup>7)</sup>

### Urin, ein Mittel zum — Wäschewaschen.

Urin wurde noch bis vor 8 bis 10 Jahren in Jägerndorf (Österr.-Schlesien) in den Tuchfabriken zum Waschen von sogenannter Schweißwolle (vom ausgeschwitzten Fett und anderen Unreinlichkeiten der Schafe noch nicht befreite Wolle) sowie von Tuchen, wie sie noch durchtränkt von dem zum „Spiken“ (Geschmeidigmachen des Garns) verwendeten Öl vom Webstuhl kamen, allgemein benützt. Zu diesem Zweck waren in der Mehrzahl der Häuser Tonnen aufgestellt, in welchen der Harn angesammelt und von Zeit zu Zeit, wenn bereits Zersetzung eingetreten war, gegen Entgelt (2 Kreuzer für die Kanne) abgeholt wurde. Der Erlös bildete ein kleines Einkommen des Dienstpersonals. Dabei wurde ein Qualitätsunterschied in der Weise gemacht, daß der Harn aus Gast- und Kaffeehäusern wegen seines größeren Wassergehaltes weniger gesucht war. Doch kamen „Pantschereien“, das heißt Vermengung mit Wasser, auch in Privathäusern vor. Trotzdem Soda und Ammoniak als Reinigungsmittel bereits bekannt waren, wurde Harn, abgesehen von seiner Billigkeit, hauptsächlich wegen seiner milden Wirkung, durch welche die Wollfaser nicht angegriffen wurde, den anderen Mitteln vorgezogen.

Auch in Fulnek (Mähren), wo bis gegen Mitte der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts größere Tuchfabriken bestanden und, wie ich glaube, auch in Brünn wurde gefaulter Harn die längste Zeit in gleicher Weise bei der Tuchfabrikation verwendet. Eine Umfrage bei den Genossenschaften anderer Tucherzeugungszentren und bei älteren Fabrikanten daselbst dürfte noch Näheres hierüber zutage fördern.

<sup>1)</sup> Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stein- (Mord-) Haufen. S. 46–58.

<sup>2)</sup> Bei Andree angeführt.

<sup>3)</sup> Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VII, S. 22.

<sup>4)</sup> Zeitschrift für Ethnologie, 1889, S. 24.

<sup>5)</sup> Ebendort, S. 424, 484.

<sup>6)</sup> Ebendort, 1889.

<sup>7)</sup> Gartenlaube, 1913, S. 634 f.

Über die Herkunft dieser Verwendungsart ist mir nichts bekannt, doch dürfte mit Rücksicht darauf, daß die Entwicklung der Tuchindustrie, welche zum Beispiel in Jägerndorf schon im 13. und 14. Jahrhundert bestanden haben soll, für Jägerndorf, Fulnek, Bielitz, Brünn mit der Einwanderung von Vlamen Mitte des 16. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird, die Vermutung gerechtfertigt erscheinen, daß die Niederlande als Ursprungsgebiet anzusehen sind. Die Namen einzelner Familien, in denen die Tuchfabrikation seit alters geübt wurde, wie Flammich in Jägerndorf, Heinz in Fulnek, welche letztere nachweisbar Mitte des 17. Jahrhunderts aus den Rheinlanden dorthin kamen, würden auch dafür sprechen. Es wäre darum interessant, auch in Holland und Belgien (Antwerpen, Lüttich) Erkundigungen über diesen Gegenstand einzuholen. Dr. R. K u l k a.

\*

Zu dem Artikel: Urin, ein Mittel zum — Wäschewaschen, Zeitschrift für österreichische Volkskunde, XIX, 1913, S. 254, erlaube ich mir eine kleine Mitteilung zu machen: Mit Urin wuschen sich in Oberbayern die Bauernburschen ihre bei Raufereien erworbenen Wunden; die Mütter wuschen ehemals damit den Grintausschlag auf dem Haarboden der Kinder; die mit Schanker infizierten Soldaten wuschen sich diese Geschwürestellen. (1870.)

Diese Methoden sind jedenfalls aus der alten einheimischen Urinwaschmethode übernommen. Zu trennen davon ist die Verwendung des Harns als Kochsalzsurrerogat, zum Beispiel bei Belagerungen. Dr. M. H ö f l e r, Tölz.

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

#### Ein volkskundliches Museum im Benediktinerstift St. Lambrecht in Obersteier.

In seinen Studien zur germanischen Volkskunde hat seinerzeit R. Meringer im 23. Bande (1893) der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien auf das große Verdienst hingewiesen, das sich das Stift Admont erwerben könnte, wenn es im Anschlusse an seine berühmte Rauchküche auf Schloß Frauenberg eine Sammlung volkskundlicher Gegenstände aus dem bäuerlichen Besitz seiner Umgebung zusammentragen und zur Ausstellung bringen würde. Dieser Wunsch ist zwar in Admont bisher nicht in Erfüllung gegangen, wohl aber hat ein Benediktiner eines anderen obersteirischen Klosters, nämlich P. Romuald Pramberger in St. Lambrecht, ohne von Meringers Anregung eine Kenntnis zu haben, aus eigenem dieselbe Idee für das Gebiet seines Stiftes nicht nur gefaßt, sondern auch verwirklicht. Seit mehreren Jahren hat P. Romuald (der in heimatkundlichen Blättern unter dem Schriftstellernamen Elfenu nicht unbekannt ist) in der herrlichen Waldgebirgs-umgebung von St. Lambrecht eine ebenso emsige als verständnisvolle Sammeltätigkeit entfaltet. Aber nicht nur, daß er gesammelt, sondern vor allem wie er gesammelt hat, sei dem bescheidenen, von edelster Liebe zur Sache durch und durch erfüllten Priester zur hohen Ehre angerechnet. Die gewisse, noch immer von den alten Raritätenkammern fortwirkende Sucht, vor allem kostbare und möglichst seltene Stücke zu sammeln, muß bei jedem wissenschaftlichen, besonders aber bei volks- und heimatkundlichen Museen überwunden werden. Wenn diese Überwindung schon bei Männern der Wissenschaft und fachlich ausgebildeten Museumsbeamten erfahrungsgemäß sehr oft mit Schwierigkeiten verbunden ist, so sind diese Schwierigkeiten für Laien, zumal am Lande, noch viel größer. Es gehört eine recht fest gegründete Überzeugung, eine hingebende Liebe zur Sache und ein tüchtig Stück — Philosophie dazu, um all die fortwährenden Spötteleien über das unglaublich verrückte „Glump“ und „Gerümpel“ von Seite sämtlicher „kunstverständiger“ Ortsgenossen nicht nur gelassen über sich ergehen zu lassen, sondern dabei auch noch für seine gute Sache Verständnis und Achtung zu predigen. P. Romuald ist all dieser Schwierigkeiten Herr geworden, trotz oder vielleicht gerade wegen seiner seltenen Bescheidenheit und Güte. Daß aber seine Sache zum vollen Erfolge geführt wurde, daß das Stift nicht nur alle Mittel zur Aufsammlung bewilligt,

sondern auch sonst dem Sammelnden alle Förderung zuteil werden ließ und ihm jetzt zur Aufstellung der gesammelten Stücke einen der großen Stiftssäle eingeräumt hat, das ist ein sehr beredtes Zeichen für das hohe Verständnis der maßgebenden Herren Patres und vor allem ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst des für die Sache persönlich mit echter Liebe und völligem Verstehen eintretenden ehrw. Abtes Severin Kalcher. Nicht nur die große Bewegung des Heimatschutzes und nicht nur die nächste Umgebung des Stiftes, sondern auch die gesamte wissenschaftliche Volkskunde wird dafür dem Stifte St. Lambrecht und besonders seinem Abte und P. Romuald aufrichtigen Dank zollen.

Ein kurzer Überblick über die Sammlung wird ihre verständige und von wissenschaftlichem Geiste erfüllte Anordnung ohneweiters klarmachen. Vorausgeschickt sei noch, daß alle Gegenstände nur aus dem Territorium des Stiftes mit seinen zahlreichen, meist uralten Bauernhöfen stammen, daß wir es also mit einem Heimatmuseum im vollsten Sinne des Wortes zu tun haben.

Vor der Eingangstüre finden wir zunächst eine Anzahl von Motivtafeln und Marterln, darunter eine besonders interessante Motivtafel zum Schutze eines neu aufgebauten Bauernhauses. Wenn wir nun den eigentlichen Sammlungssaal betreten, so fällt uns zunächst sehr angenehm das Fehlen jeglicher Glaskästen und Vitrinen auf, die ja fast immer ein notwendiges Übel, hier aber, wo die Besichtigung stets in Begleitung eines führenden Paters vorgenommen werden muß, ebenso wie die Beschriftungszettel überflüssig sind. Unter den Gruppen, in denen die Gegenstände aufgestellt sind, scheinen mir die bäuerlichen Geräte besonders beachtenswert. Da sehen wir Acker- und Feldgeräte (Pflugeisen, Heutreter, Staudensicheln, Hacken, Karste, Krampen und alle möglichen Formen von Heu- und Mistgabeln), dann die Geräte der Heimarbeit des Bauern (Nadlerzeug, Schnitzgeräte, Schindelputzer, Zimmermannsgerät und Tischlerzeug), Wald- und Almwerkzeuge (Holzknechtgerät, Speikkramperln, Schwarzbeerriefeln und daneben das interessante, an die Zunftzeichen erinnernde Wirtstischzeichen der Holzknechte). Eine ganz eigene und sicher sehr nachahmenswerte Idee P. Romualds ist die Ausstellung sämtlicher im Sammlungsgebiete erzeugten Gattungen von Leinwand (Rupfen, Abärschten, Reisten), Schafwollgewebe (Raas, Spanklet), Tuch, Loden und Leder in Probeflecken, die auf Kartons aufgeklebt sind. Daneben stehen die dazugehörigen Werkzeuge (Bandlweber, Werchschüttler, Brechln, Mangln, Schafscheren, Spinnräder, Spinnwirtel (!), Haspeln u. s. w.). — Eine weitere Gruppe bilden die Viehgeräte (Ringstecken, Kuhglocken, Joche, Pferdestriegeln, Gaiskluppen, Bienennürschln, Baumpeche zum Schutze gegen Insekten und ähnliches). — Eine große Gruppe umfaßt die bäuerlichen Beleuchtungskörper der Gegend. Von den primitivsten bis zu den entwickeltsten Kienspanleuchtern ist da alles vertreten. Dazu gesellt sich die große Zahl der Kerzenhälter aus Holz und Eisen, der Laternen und der Kienspanhobeln.

Von der Arbeit leitet eine Gruppe der bäuerlichen Kinderpielereien, die volkskundlich noch viel zu wenig erforscht sind (Grasochsen, Rindenschifferln, papierne Nikolschifferln etc.), zu den Gruppen der bäuerlichen Kunst (Schnitzereien, Lebzeltmodeln, Glasbilder, Keramiken und Töpferwaren, hölzernen Uhren etc.) hin. Weniger nach außen hin sichtbar, aber deswegen nicht minder reichhaltig, ist die Sammlung von Gegenständen der bäuerlichen Religion. Nicht weniger als 1500 Heiligenbildchen liegen schon jetzt wohlgeordnet in Mappen. Eine große Zahl von Handschriften religiöser Volksschauspiele birgt derselbe Schrank. Unter den größeren Tafelbildern verdient eines mit den Darstellungen der Höllenqualen besonderes Interesse. Seltsam ist auch die „Frauentrag“ aus der Karchau (bei St. Lambrecht), eine mit Bändern reichgeschmückte, unter einem Zelt sitzende Muttergottesstatue auf einer bunt bemalten Tragbahre. Vorbildlich und verdienstlich war es, daß P. Romuald ein Holzkistlein eines alten Bauern vom Jahre 1773, das das gesamte „Heiligum“ dieses Mannes enthält, wie es war belassen und aufgestellt hat. Wirft sein Inhalt doch ein ganz helles Licht in die Tiefen jener Bauernseele: da liegen behutsam auf einer Unterlage von Hafer gebettet Mariazellerbildln, Lebenspulver, ein Viehpaß, ein Fläschchen mit Walpurgisöl, Maziazellerkerzen, ein Rosenkranz und dergleichen.

Aus dem engeren Rahmen der Volkskunde heraus fallen die Waffen, Siegelstöcke, Schlösser, Türklopfer des alten Lambrechter Landgerichtbezirks; in dem Museum, das eben nicht nur bauerliche, sondern auch heimatkundliche Bestrebungen verfolgt, dürfen sie aber nicht fehlen.

Den Hauptanziehungspunkt und den eigentlichen Kern des Museums bildet die „Rauchstube“, die bis auf die Decke — die vorläufig noch fehlt — vollständig eingebaut ist. Es ist die erste museale Verewigung dieser interessanten heimischen Raumform!

Wenn wir schließlich einige kleine Wünsche für das verdienstvolle Unternehmen aussprechen dürften, so würden wir vorerst die Vervollständigung der Rauchstube durch Hinzufügung einer richtigen Decke, dann eine auch äußerlich etwas schärfere Trennung der angedeuteten Gruppen und schließlich — trotz des dafür erforderlichen Raumes — die Aufbewahrung von alten Trambäumen in ganzen Exemplaren (nicht wie jetzt nur mit den verzierten, herausgeschnittenen Stücken) empfehlen.

Zum Schlusse noch eine allgemeine Erörterung: Wir können uns im allgemeinen nicht für die Errichtung von sogenannten „Lokalmuseen“ aussprechen, wenigstens nicht nach den Erfahrungen, die man damit in Steiermark gemacht hat. Von zehn steirischen Ortsmuseen sind sieben, nachdem der betreffende Lehrer, oder wer der Gründer gewesen sein mag, gestorben war, einfach zugrunde gegangen und eine willkommene Beute des Antiquitätenhandels geworden. Das Interesse hält bei kleinen Ortsmuseen in der Regel nur so lange, als der eigentliche Spiritus rector, der Gründer und Errichter lebt. So wie dieser seine liebevolle Hand von seinem Kinde abwenden muß, geht das Kind zugrunde; das Museum wird der Gemeinde lästig, Erhaltungskosten werden nicht berücksichtigt und endlich überwiegt die Forderung nach Raum und Geld. So lange wir nicht, wie zum Beispiel in Bayern, einen gesetzlich geregelten Machteinfluß und eine unbedingte Sicherstellung der Ortsmuseen durch die Konservatorenämter und das Zentralkonservatorium erreicht haben, müssen wir vor der Gründung von Ortsmuseen im Interesse der Denkmalpflege und des Heimatschutzes warnen!

Ganz anders steht die Sache in St. Lambrecht. Abgesehen davon, daß der Gründer ein für allemal bestimmt hat, daß dieses Museum im Falle der Auflösung des Stiftes nur wieder an ein wissenschaftliches und heimisches Institut fallen dürfe, ist auch bei einem wohlgeordneten und so gut geleiteten Stift wie St. Lambrecht an die Gefahr eines völligen Schwindens des Interesses nie zu denken. Hier ist es nahezu unmöglich, daß einmal eine Zeit kommen könnte, in der nicht wenigstens einer der Palres Interesse für die Sache empfinden würde; der um die Wissenschaft so hochverdiente Orden Si. Benedicti wird auch hier nicht versagen.

Wir können uns also, von welcher Seite wir die Sache auch betrachten mögen, ehrlich und ohne Rückhalt freuen über diese neueste wissenschaftliche Tat des altherwürdigen Stiftes St. Lambrecht.

Dr. v. Geramb.

### Heimatschutzbestrebungen im Innviertel.

Das im Jahre 1779 zu Österreich gekommene Innviertel, das heute — wenige Striche im Norden und Süden ausgenommen — zu den fruchtbarsten Gebieten Oberösterreichs gehört, ist in seiner Mitte und in seinem südlichen Teile altes Kulturland, das schon um 500 von den Bajuwaren besiedelt wurde. Und es hat seinen bauerlichen Charakter bis auf den heutigen Tag bewahrt — die Industrie dieses Gebietes ist kaum nennenswert — so hat es auch in der Bauart seiner Häuser und Gehöfte manches in die Gegenwart herübergerettet. Freilich, für wie lange noch? Schon die Form des Gehöftes im Innviertel ist eigenartig: es hat einer besonderen Art der Anlage der Baulichkeiten um einen fast quadratischen Hof den Namen („Innviertler Hof“) gegeben. Und diese Anlage wird im allgemeinen auch bei Neubauten immer wieder wiederholt. Was aber nicht wiederholt wird, das ist die Herstellung der Gebäude aus Holz. Und damit schwindet ein weites Feld, auf dem frühere Zeiten ihren Schmuck- und Kunstsinn betätigen konnten. Denn für all jene Zutaten: hölzerne Schrote mit bemalten Brüstungen oder mit Brüstungen aus gedrechselten Säulchen oder Balustern, zierlich ausgeschnittene und bemalte Fenster- und

Türumrahmungen, Hirnholz- und Tropfbrettel der verschiedensten Formen, Pfetten und Knaggen und Giebelaufsätze: für all das ist an so einem neuen, gemauerten Wohnhause kein Platz mehr. Und was man aus Holz machen muß, wie Türen, Hof- und Stadel Tore und dergleichen, das wird heute mit erschrecklicher Phantasielosigkeit, erschrecklicher Gleichgültigkeit gemacht. Wohl aber ist bei älteren Häusern von all diesen Verzierungen, zu denen noch Bemalung der Balken, Fenstergitter, Sprüche und dergleichen hinzukommen, noch eine reiche Menge vorhanden und auf sie hat die volkskundliche Forschung nun ihr Augenmerk gelenkt.

Den Beginn machte für das obere Innviertel schon vor vielen Jahren Hugo v. Preen — auch sonst als Erforscher heimischer Art und als Sammler bekannt — indem er die damals noch in viel reichem Maße vorhandenen Verzierungen getreulich nachzeichnete und malte. Mit der Zeit wurde eine rechte Sammlung daraus, die dann vor einigen Jahren das Linzer Landesmuseum Francisco-Carolinum erwarb. Doch konnte sie hier nicht zugänglich gemacht werden, da es an Platz mangelte, und so ist damals eine stärkere Anregung von dieser Erwerbung nicht ausgegangen. Einem weiteren Kreise wurde sie im Jahre 1912 zugänglich gemacht, als Herr v. Preen Kopien nach den Originalblättern bei der Heimatschutzausstellung in Steyr auflegte. Wirklich anregend und fruchtbar sollte sie aber erst werden, als sie im Innviertel selbst ausgestellt wurde. Das geschah zunächst im Oktober 1913 in Schärding auf Veranlassung des Vereines zur Erhaltung des Stadtmuseums und kurz darauf in Ried i. L., wo der Musealverein im Rathaussaale unter dem Schlagworte: Bauernhausverzierungen im Innviertel eine Ausstellung veranstaltete. Den Kern bildeten auch hier die Blätter Herrn v. Preens, jedoch waren hier auch schon Aufnahmen nach Verzierungen im Bezirk Ried ausgestellt, die Prof. Dr. W. Gärtner durch Schüler des Rieder Gymnasiums hatte herstellen lassen. Der Besuch dieser Ausstellungen, besonders der in Ried, übertraf alle Erwartungen. Ein Lichtbildervortrag führte die Bevölkerung auch wissenschaftlich in dieses Gebiet der Volkskunde ein.

Diese Ausstellungen stellten aber auch Aufgaben. In zweifacher Weise sollte die Arbeit in Angriff genommen werden: von rein volkskundlicher, wissenschaftlicher und von einer mehr praktischen Seite her, die durch den Gedanken des Heimatschutzes angedeutet wird. So haben sich die heimatkundlichen Vereinigungen und die Musealvereine von Ried und Schärding entschlossen, eine möglichst vollständige Sammlung der noch erhaltenen Bauernhausverzierungen auch in ihren Bezirken aufzunehmen. Um einige Anhaltspunkte zu erhalten, wurden im Bezirk Ried — und im Bezirk Schärding soll dasselbe geschehen — Fragebogen an alle Schulleitungen ausgeschiedt und mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit soll dann an die Aufnahme geschritten werden. — Die Verzierungen lenkten aber auch die Aufmerksamkeit in gesteigertem Maße auf das Bauernhaus selbst. Der vor kurzem gegründete Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich will nun auch danach streben, Einfluß zu gewinnen auf die Bauart der Bauernhäuser, die in so hohem Grade den Landschaftscharakter haben, aber auch zerstören können. Da aber rechter Heimatschutz doch nur möglich ist auf Grund einer rechten Kenntnis der Heimat, so erwuchs ihm die Aufgabe, zunächst das Eigentümliche der heimischen Bauweise zu erforschen und darzustellen. Das ist seine nächste Aufgabe. Aber man kann hoffen, daß die Anregung, die Herr v. Preen mit seiner Sammlung gegeben hat, auch nach dieser Seite hin fruchtbar werden wird.

Dr. W. Gärtner.

#### Die keramische Ausstellung in Brünn.

Das Mährische Erzherzog Rainer-Museum hat eine Ausstellung von Fayenceplastiken veranstaltet, die als Jubiläumsausstellung zur Feier des vierzigjährigen Bestandes des Museums am 1. Dezember 1913 eröffnet wurde. Den größten Teil der Ausstellung bildet die keramische Plastik, die ursprünglich auf der Ausstellung ausschließlich vertreten sein sollte. Die aus allen Ländern Europas zusammengebrachte Plastik, die von der höheren keramischen Kunst (Porzellan, Fayence) bis zur Volkskunst reicht, gewährt ein sehr interessantes Bild und hat auch für die Volkskunde große Wichtigkeit, denn sie zeigt,

daß die Volkskunst keine für sich abgeschlossene Welt bildet, sondern daß sie mit der höheren Kunst zusammenhängt und ihre Ausdrucksweise sich ihrem Können anpaßt. Die volkstümliche Wischauer Majolikaplastik, die meistens schon aus der Ausstellung der Wischauer Keramik bekannt war, wird einerseits von der Holtscher und Wiener Porzellanfabrik beleuchtet, andererseits erlaubt sie eine Vergleichung mit anderen Typen der Volksplastik wie mit der aus dem Werke von Prof. Dr. Michael Haberlandt „Österreichische Volkskunst“ bekannten Gmundner Plastik. Schade, daß das Mährische Museum über keine slowakische Plastik verfügte, die in der Volkskunst auch nicht ohne Bedeutung ist. Wäre die slowakische Plastik auf der Ausstellung vertreten, wäre es unmöglich gewesen, einige slowakische Plastiken unter die Wischauer Plastik einzureihen, wie dies mit der Pietà in dem Schreine der Wischauer Plastik neben der Pietà von Ignaz Richter der Fall ist. Auch andere in demselben Schreine befindliche Plastiken verraten durch ihre Farbgebung den slowakischen Ursprung.

Den anderen Teil der Ausstellung bildet die nicht plastische mährische Volksmajolika. Es ist wieder hauptsächlich Wischau und Umgebung, die den Hauptteil der Ausstellung bestreiten. Daneben ist in einem Kasten nach den beiliegenden Bezeichnungen auch Habaner und Stampfener Majolika ausgestellt. Was die Habaner Majolika anbelangt, so ist sehr interessant ein melonenartiges, in Zinn eingefasstes Gefäß aus dem Jahre 1639, besonders durch sein Blumenornament; das Ornament ist nämlich demjenigen sehr verwandt, das man auf echt italienischen Gefäßen findet, und zeigt nebstdem, daß seine untere Blattform aus einem Akanthusblatt sich entwickelt hatte. Auch ein viereckiges (prismatisches) Gefäß mit der Jahreszahl 1649 erweckt unser Interesse, denn es gehört unter die seltenen Wassergefäße, die in den habanischen Verordnungen als „Pixen“ bezeichnet werden. Auch dieses Ornament ist sehr seltsam und zeigt, daß die Habaner Majolika sehr verschiedene Motive in ihrer Ornamentik verwendete. Daß man jedoch alle Gefäße aus dem Ausgang des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts mit stilisierter Blumenornamentik nur als „Habaner Fayence“ bezeichnet, scheint mir nicht richtig zu sein. Denn damals war die Majolikaerzeugung sehr verbreitet und es sind Beispiele dafür vorhanden, daß auch die Nichthabaner Majolika mit stilisierter Blumenornamentik ihre Gefäße bemalten. Ein bloßes Versehen ist es wohl, daß unter die Habaner (oder Stampfener?) Majolika ein Krug gekommen ist, dessen Wischauer Provenienz ganz sicher feststeht.<sup>1)</sup> Auch die Stampfener Fayence, die in demselben Kasten sich befindet, gibt Anlaß zu einigen Erörterungen. Ich finde keines von den Gefäßen, die zu den zwei in Stampfen üblichen Typen gehören. Die großen bauchigen Krüge scheinen mir eher zum ostslowakischen Typus zu gehören. Für aus Stampfen stammend möchte ich eher den Krug mit dem Reiter auf dem Hahne aus dem Schreine mit Butschowitzer Fayence ansehen, der dieselbe Art der Ornamentik und Farbenwirkung zeigt, wie sie auf den Stampfener Gefäßen des „roten“ Typus, die die Stampfener Signatur tragen, zu sehen ist. Die Ornamentik zeigt dieselben schlanken Kronenblätter wie auf den sicheren Stampfener Krügen. Warum man jedoch die modernen Falsifikate (nach dem Muster der im Wischauer Museum befindlichen echten Schüsseln) ohne Bezeichnung als Falsifikate in den Kasten unter die echte alte Majolika eingereiht hat ist unbegreiflich. (Es sind dies die Schüsseln im Kasten der Habaner Majolika, zwei mit den Jahreszahlen 1685 und eine mit 1721. Die Schüssel aus dem Jahre 1687 in dem Kasten der Butschowitzer Majolika ist auch ein Falsifikat.) Wenn die Falsifikate nicht als solche bezeichnet werden, so kann das gewöhnliche Publikum sie für echt halten. Der Schrein mit der Butschowitzer Majolika enthält den echt Butschowitzer Krug aus dem Jahre 1822 von Josef Peninger, über dessen Tradition Dr. Fr. Weiner geschrieben hat. Die übrigen Gefäße sind jedoch nicht sicheren Butschowitzer Ursprungs und man vermißt sehr einen Katalog, in dem die Gründe für die Zuweisung der Gefäße an den Ort Butschowitz angegeben werden.

Prof. Jos. Tvrđý.

<sup>1)</sup> Siehe Katalog Vyškovské keramiky, S. 35, Nr. 56, Tab. XXV, XXVI.

## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

1. **Dr. Ing. G. Baumeister:** Das Bauernhaus des Walgaaues und der walscherischen Bergtöler Vorarlbergs. München. Verlag C. A. Seyfried.

In dem vorliegenden Buche scheint die Saat, welche der Österreichische Ingenieur- und Architektenverein mit seinem großangelegten Bauernhauswerk gestreut hat, auf alpenländischem Gebiete zu schönster Blüte aufgegangen. Dr. Baumeister hat uns mit dieser Arbeit über das Haus des Walgaaues (zwischen Feldkirch und Bludenz) und der von ihm abzweigenden Bergtöler eine Monographie geschenkt, die, was Lebendigkeit der Schilderung, Anordnung des Stoffes und gründliche Behandlung und Verwertung desselben betrifft, jedem ähnlichen Unternehmen als rühmliches Vorbild dienen kann. Speziell für die dort Beheimateten muß es eine wahre Herzensfreude sein, an Hand der von warmer Heimatsliebe diktierten Schilderungen sich einem vertieften Studium altvertrauter Dinge hingeben zu können.

Die systematischen Ergebnisse anlangend, sucht Dr. Baumeister kulturgeschichtliche Erklärungen durchaus nicht ausschließlich für die Grundrisse oder Zellenbildung der Häuser noch aus diesen heraus zu gewinnen, sondern geht ebenso auf die Probleme ein, welche die einzelnen Konstruktionsteile bieten; dabei fallen eine ganze Menge wertvoller technischer Einzelbeobachtungen bezüglich der Entwicklung des Hausbaues nördlich der Alpen seit der Römerzeit ab. Für die Gewölbebauten beispielsweise, die im Walgau noch häufig im Verband neuerer Gebäude vorkommen, stellt Baumeister gewiß mit Recht die Behauptung römischen, jedenfalls romanischen Ursprungs, etwa aus merowingischer Zeit, auf; der Ständerbau war gleichfalls schon in römischer Zeit bekannt und Baumeister hat mannigfache Parallelen aus anderen Erdgebieten für sich, wenn er demselben ein besonders hohes Alter zumißt. Die Bewahrung alter römischer Elemente scheint durch die zähe Bewahrung romanischen Sprachgutes gerade in Vorarlberg bis etwa ins 16. Jahrhundert sehr wahrscheinlich gemacht.

Die Ausnützung der alten Urbare, fortwährende Berücksichtigung der Siedelungsgeschichte und aller einschlägigen Quellen gestaltet das Ganze zu einem sehr lebensvollen kulturgeschichtlichen Bilde.

Dem Typus nach findet Baumeister im Walgau rein deutsche Häuser und solche mit rätoromanischen Traditionen nebeneinander vor. Letztere, die sich auch im Lechtale und Montafon finden, sind durch ausgiebigere Verwendung von Mauerwerk in Vorhaus, Stube, eventuell auch Gaden, Mittelfurlage und giebelseitigen Eingang charakterisiert, wogegen das „erstere grundsätzlich nur den traufseitigen Eingang aufweist“.

Mit der erstgenannten Eigenschaft trifft Baumeister meines Erachtens gewiß das richtige, dagegen scheint die letztere Behauptung doch nicht genügend gestützt, da ein „rätoromanisches“ Haus aus dem Lechtal traufseitigen Eingang besitzt (Grundriß Abb. 26, S. 99), umgekehrt die walscherischen Bauernhäuser giebelseitige Eingänge auch dann, wenn sie keine Doppelhäuser sind (letztere schon gar, vergleiche Tafel IX).

Baumeister führt nun die dreiteiligen rätoromanischen Häuser auf den Typus eines bei Bregenz aufgedeckten römischen Baurestes zurück, der — bedeutend kleiner als die umfanglichen Villenbauten angelegt — als „Verwalterhaus“ gedeutet wird. Sollte dieses faktisch der Typus kleinerer provinzial-römischer oder römisch-alpiner Wohnhäuser gewesen sein, so hätte die Annahme ja gewiß etwas sehr Bestechendes, namentlich für den, der damit rechnet, daß der Bauer zu allen Zeiten von höheren Schöpfungen gelernt hat, allein auch dem, der mit Baumeister jene nordisch-alpenländische Adaptierung römischer Bauweise als gegeben annimmt, darf es nicht entgehen, daß zwischen diesen alten mit Hypokaustum versehenen Häusern und den ersten mit Ofenheizungen, beziehungsweise Stuben, ausgestatteten Bauernhäusern eine technisch wie genealogisch bisher unüberbrückte Kluft von mindestens tausend Jahren liegt, und er darf nicht vergessen, daß Herrenhöfe (auf die

sich Baumeister S. 206 ausdrücklich bezieht) keine Bauernhäuser sind und daß ebensogut die ständig gemauerten Teile der neuen Bauten (Vorhaus und Küche) als einzige Räume in ältester Zeit denkbar wären, wie dies von Laube und Küche im bayrischen Hause gilt. Wie dem auch sei, verdienen die Anregungen Baumeisters außerordentliche Beachtung. Mit dem alemannischen Haustypus und der Berechtigung von einem solchen zu sprechen, setzt sich Baumeister, obwohl er dazu gewiß außerordentliche Kompetenz besitzt, leider nur in eingestreuten Bemerkungen auseinander. Die Zusammenlegung von Herd- und Ofenheizung, soweit sie im „oberdeutschen“ Haustypus sich findet, führt Baumeister auf römisch-alpenländische Gepflogenheit zurück; dem steht Referent etwas skeptisch gegenüber, da sie gerade in Tirol und hier gerade in ladinischem Gebiete auch heute noch sehr selten zu sein scheint, ebenso sind jene Bemerkungen, wo mit Firstdrehung oder „Einschrumpfungen“ gearbeitet wird, um zu ursprünglich anzunehmenden Übereinstimmungen der Grundrißformen zu gelangen, wohl nur als Möglichkeiten zweiter Ordnung gelten zu lassen.

Ein Wort, und damit sei die Kritik erschöpft, noch bezüglich der **Tanzlauben**. Wir möchten dieselben nicht als eine Nachahmung städtischer Bauten ansehen, sondern da dieselben, wenn auch anderwärts, zugleich die Gemeindegerichtsstätten waren — die Argumente Baumeisters lassen Zweifel zu, ob es nicht auch in den walsertischen Tälern so gewesen ist — sie als uralten Volksbesitz betrachten, der mit der Entwicklung der Städte auch in diese überging.

Insgesamt gibt aber die Arbeit nicht nur dem Forscher reichen wissenschaftlichen Aufschluß, sondern wir möchten das Werk mit seinen schönen, zum großen Teil farbigen Abbildungen und seiner warm vorgetragenen Forderung der Weiterführung bodenständiger Bautraditionen jedem Architekten und Künstler als ein Brevier der Heimatkunst ans Herz legen, es kann und muß für ihn eine Fundgrube neuer Anregungen werden.

Ein Werk, von dem dies freiweg gesagt werden kann, hat bei keiner öffentlichen Behörde Österreichs Unterstützung gefunden. Ein Glück, daß es trotzdem arbeitsfrohe Autoren gibt und großzügige Verleger — zumeist in Deutschland. Es stünde unserer obersten Behörde für öffentliche Arbeiten sehr wohl an, wenn sie sich noch nachträglich gleichsam eine Adoptivvaterschaft an dem schönen Buche durch Sorge für seine weitere Zukunft sichern könnte.

Dr. Artur Haberlandt.

**2. Alois Deutschmann:** Zur Entstehung des Deutschtiroler Bauernstandes im Mittelalter. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Deutschirols seit den ältesten Zeiten bis zum Eingreifen der landesfürstlichen Gewalt. Inaugural-Dissertation.

Eine vortreffliche Schrift, die uns in zuverlässiger und klarer Weise mit einem der wichtigsten Kapitel der Bevölkerungsgeschichte Tirols bekannt macht. Von dem reichen Inhalt der vorliegenden Studie erhält man vielleicht den besten Begriff, wenn wir den Inhalt derselben an der Hand des Schlußresumés überprüfen. Für die Volkskunde ist durchaus die ganze Arbeit von Interesse und Bedeutung, besonders die Abschnitte über die Räter, Tirol unter römischer Herrschaft und über die deutschen Einwanderungen bis ins 10. Jahrhundert, die Flurverfassung, die Siedlungsanlage, die archaisch-deutschen Namen und den Bevölkerungstypus seien der Aufmerksamkeit der Fachgenossen empfohlen.

Der Verfasser ist selbst Deutschtiroler und aus dem Bauernstande hervorgegangen; er hat seinem Stamme mit dieser schönen Arbeit wirklich eine dankenswerte Gabe dargebracht.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**3. Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit.** Ihre Herkunft und Zusammensetzung. Von Dr. K. Classen. Mit zwei Karten. (Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde unter wissenschaftlicher Leitung von Georg Buschan. X.) Stuttgart. Verlag von Strecker und Schröder. 76. S.

Ohne volle historische Tiefe kann heute die Volkskunde keiner der europäischen Bevölkerungsgruppen betrieben werden. Bis in die frühesten geschichtlichen, ja in vorgeschichtliche Zeiten reichen vielenorts und in mannigfachen Belangen die Zusammenhänge

mit den gegenwärtig noch anzutreffenden anthropologischen und kulturellen Verhältnissen Europas hinauf. Ein verlässlicher Führer bei der Orientierung in diesen schwierigen frühgeschichtlichen Fragen ist vorliegendes Büchlein, das die noch sehr umstrittene Materie für jedermann faßlich und mit der gebotenen Vorsicht behandelt. In manchen Dingen wäre sogar noch größere Zurückhaltung geboten gewesen. Das Büchlein kann warm empfohlen werden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**4. Ennstalerisch.** Volkstümliches aus der nordwestlichen Steiermark. Von Karl Reiterer. Graz 1913. Deutsche Vereinsdruckerei. S. 143 8°. K 2-50.

Der Verfasser gliedert den Stoff in elf Kapitel: Marterl-, Grab- und Haus-Inschriften; Votive, Weibgaben, Segen, „Briefe“, Zaubermittel und Sympathie im Ennstale; Kultgegenstände im Bauernhause; Kretinismus im Gebirge; Volksglaube, Redensarten und Sagen; Zeit- und Wettersprüche; Bauernhumor, Witz und Spott; Bauernlaszivität; Bräuche und Sitten; verschiedene Volkssprüche und Verse; Wilderer- und Volksbilder. — Diese Gruppen zeigen bereits, daß die Einteilung in scharf getrennte Stoffgebiete nicht gelang, weshalb auch häufig Wiederholungen begegnen; doch zeigt „Ennstalerisch“ in diesem Punkt schon einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem „Waldbauernblut“ desselben Verfassers. Unklar ist, was Reiterer unter „Laszivität“ versteht, wenn er in dem betreffenden Kapitel plötzlich über die Wilderergruppe beim Schladminger Volkstrachtenfest (1910) erzählt (S. 104), ebensowenig stellt er eine Beziehung zur „Laszivität“ her, wenn er vom Perchtentanz und Glöckeln spricht (S. 106), wenn er eine naive Antwort, die als Volksanekdote geht, ohne lasziven Beigeschmack mitteilt (S. 109); wenn die bekannte Strophe „Mein Herz das ist ein Omnibus“ etc. in einem Gasthausstammbuch steht, so hat sie gewiß keinen Bezug zur „Bauernlaszivität“, da sie weder lasziv ist noch — zumal an dieser Fundstelle — aus Bauernmund stammt (S. 116). Warum die ganz gewöhnliche erotische Anspielung „Es gibt ah koan Jager“ (S. 118) „eigenartig“ genannt wird, ist nicht einzusehen. Die Behauptung: „Das Derbe hat sich verflacht, die heutigen jungen Leute haben . . . einen ‚Genierer‘. Es ist nur mehr hie und da ein klobiger Bauernknecht, ein eckiger Holzarbeiter oder ein ruppiges Männlein, die Zotenlieder im angeheiterten Zustande singen“ (S. 102) ist durchaus unrichtig. Die Zote ist nach wie vor die bevorzugte Domäne im bäuerlichen Unterhaltungsstoff (Witz, Rätsel, Lied u. s. w.). Die Beschönigung dieser Tatsache fördert die Sache der gründlichen volkskundlichen Forschung nicht. Genauerer Ausdruck wäre manchmal wünschenswert. So meint der Verfasser (S. 48): „Von dem, der sehr umworben ist, heißt es: ‚Um den geht's an, wie im Sommer um die Patschen und im Winter um d'Hiefeln‘“. Dieser Spruch aber wird in der Regel ironisch gebraucht, was ein Volksfremder aus obiger Notiz nicht entnehmen kann. — Diese und andere gar nicht berührte Mängel gereichen dem Buch nicht zum Vorteil, werden aber wettgemacht durch das Material, das, in Fülle geboten, einen dankenswerten Beitrag zur steirischen Volkskunde stellt. Doch möchte man vielleicht lieber mehr in seiner Gänze mitgeteilt als bloß angeschnitten sehen; der Umfang des Buches hätte deshalb nicht ungebührlich erweitert werden brauchen, wenn zum Beispiel nur jene Bilder nicht gebracht worden wären, mit denen das „Waldbauernblut“ (1910) bereits illustriert ist: „Die vier Landständ“ (S. 26, Waldbauernblut S. 31); „Auseer Rekruten“ (S. 27, Waldbauernblut S. 49); „Schuhplattler-Klub“ (S. 84, Waldbauernblut S. 161); „Admonter Tracht“ (S. 119, Waldbauernblut S. 111); „Inneres einer Almhütte“ (S. 130, Waldbauernblut S. 86); „Buttermodel“ (S. 138, Waldbauernblut S. 157). Diese Wiederholungen von Bildern aus dem Waldbauernblut, die zusammengehen mit einer langen Reihe von Textwiederholungen aus demselben Werklein, sind, abgesehen von der Geschmacklosigkeit, umsoweniger zu verzeihen, als man doch für Obersteiermark ohnehin beide Bücher benutzen muß und der Mangel eines Arbeit ersparenden genauen Index schon sehr enttäuscht. — Im übrigen steht Reiterer so viel Aufgesammeltes zur Verfügung, daß er bei all dem viel Neues bietet; die wertvollsten Abschnitte dürften die ersten drei sein! Teilweise auch der fünfte, zu dem man etwa Höflers Wald- und Baukultur und Schierghofers Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten (1913) wird heranziehen müssen, um den erwähnten Kultorten näher nachzuspüren.

Dr. A. Webinger.

**5. Dr. Gustav Jungbauer:** Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. Prag 1913. (XI. Bd. der „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, geleitet von Prof. Dr. Adolf Hauffen.) XLVIII und 576 S. K 8.

Prof. Dr. Adolf Hauffen in Prag ist zum Mittelpunkt zweier großer Volksliedsammlungen aus Böhmen geworden. Einmal der Ergebnisse der von 1894 bis 1900 dauernden und von ihm geleiteten volkskundlichen Sammeltätigkeit der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“, das zweitemal als Vorsitzender des „Arbeitsausschusses zur Sammlung und Herausgabe des deutschen Volksliedes in Böhmen“ und zugleich Leiter der Sammelarbeit, welche die in den Neunzigerjahren gepflogene wesentlich ergänzte und von 1905 bis 1912 währte. Böhmen ist dazu an bereits in Druck veröffentlichten Volksliedsammlungen reicher als jedes andere österreichische Land.

Um nun vor der Inangriffnahme der wissenschaftlichen Bearbeitung dieser Volksliedschätze (die zudem noch durch die Sammlungen mehrerer deutscher Vereine vermehrt worden waren) eine Übersicht der bereits durch Druck in die Öffentlichkeit gelangten, aber unendlich weit zerstreuten Volkslieder und damit eine geordnete Grundlage für die kommende große Ausgabe deutschböhmisches Volkslieder des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zu gewinnen, wurde Prof. Dr. Gustav Jungbauer, Reichenberg, ein gebürtiger Böhmerwäldler und als Oberplaner ein engerer Landsmann Adalbert Stífers, mit der Ausarbeitung der vorliegenden Bibliographie betraut. Diese soll auch für die geplanten wissenschaftlichen Bearbeitungen des deutschböhmisches Volksliedes, die in den „Beiträgen zur deutschböhmisches Volkskunde“ erscheinen werden, als Hilfsbuch dienen.

Vor allem stellt sie die Geschichte der Volksliedforschung in Deutschböhmen dar, die mit der Sammlung des Schullehrers Karl Kraus aus Lobs bei Falkenan 1816 beginnt und nach einer Unsumme von eifriger Sammelarbeit in dem Unternehmen des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht gipfelt. Die Zusammenfassung aller bisherigen Arbeit aber ist vorläufig die vorliegende Bibliographie, eine schwere Arbeit mehrerer Jahre.

Die Anordnung der Bibliographie erfolgte in großen, stofflich sich zusammenfügenden Gruppen. Den Begriff Volkslied faßte der Verfasser nicht im allerengsten Sinne als volksentstandenes und volksläufiges Lied, sondern er mußte ihn aus praktischen Gründen auf die gesamte in Reimen und gebundener Form abgefaßte Volksdichtung erweitern. Daher sind außer Liedern, auf die natürlich das Hauptgewicht gelegt ist, auch Sprüche und Kinderdichtungen verzeichnet, und auch die in Deutschböhmen so zahlreichen geistlichen und weltlichen Volksschauspiele fanden Aufnahme, schon aus dem Grunde, weil sie vielfach Lieder enthalten.

Vorausgestellt ist eine Übersicht über die auf das deutschböhmisches Volkslied bezüglichen Arbeiten, dann folgen die ihres Alters und dichterischen Gehaltes wegen wertvollen „Erzählenden Lieder“, dann die, welche „Liebe und Ehe“ zum Inhalt haben. In diesem Abschnitt sind auch die Fensterlsprüche und die bei Bauernhochzeiten üblichen Reden und Sprüche verzeichnet. Im vierten Abschnitte finden wir „Geistliche Lieder“ und solche Lieder, Sprüche, Reime und Spiele, die sich entweder an die altüberlieferten heidnischen oder neueren christlichen Bräuche und Feste des Jahres anschließen. Die „Standes- und geschichtlichen Lieder“ und die „Bodenständigen Dichtungen“ sind zum Teile „Kunstlieder“. Die im Lande gesungenen, von den Forschern gern übergangenen volkstümlichen Lieder letzterer Art zeigt der nächste Abschnitt in möglichst vollständiger Übersicht auf. Die Reihe der Lieder im engeren Sinne beschließen die „Lieder der Lebenslust“.

Sorgfältig ist die Art der bibliographischen Behandlung der Volkslieder. Bei den meisten Liedern steht eine Überschrift, welche aus den durch die großen Liedersammlungen eingebürgerten Bezeichnungen oder den Anfangszeilen besteht. Bei vielen Liedern fehlt jede Überschrift; es folgt auf die laufende Zahl gleich die Ortsangabe des Abdrucks. Bei jeder Dichtung ist ferner der Fundort, die Eingangszeile in der Schreibung der Quelle und die Zahl der Gesätze und Zeilen vermerkt. Ist mit dem Liede

zugleich die Singweise in der Quelle angegeben, so ist auch dieser Umstand hervorgehoben. Wichtig und dankenswert ist die Angabe der verschiedenen Lesarten eines Liedes. Bei Liedern, die an entlegenen, den Forschern nicht leicht zugänglichen Stellen abgedruckt sind, werden gewöhnlich die Anfangszeilen aller Gesätze verzeichnet. Wiederholt wird bei erzählenden Liedern oder solchen, die auf bestimmte Ereignisse zurückgeführt werden, die Vorgeschichte und mitunter auch der Inhalt wiedergegeben.

Dieser überaus mühsame Vorgang wurde bei den auf die eigentlichen Lieder folgenden „Vierzeilern“ und der „Kinderdichtung“, ebenso bei den „Sprüchen“ nicht eingehalten, da eine stofflich geordnete Bibliographie bei diesem ungemein zahlreichen Kleinkram gewiß eine zu langwierige Arbeit gewesen wäre. Hier wurden bloß die Stellen und die Anzahl sowie der Inhalt der dort zu findenden Dichtungen nach ihrem zeitlichen Erscheinen aneinandergereiht. Die Sprüche wurden in Untergruppen geteilt.

Zur Erleichterung der Benützung der so auf den Umfang von 382 Seiten angewachsenen Bibliographie dient ein Verzeichnis der Anfangszeilen, dem ein Verzeichnis der Verfasser der Aufsätze und Buchausgaben, ein Sachverzeichnis und endlich eines der Fundorte vorausgeschickt sind. Diese bibliographische Geduldarbeit allein nimmt gegen 200 Seiten im Buche ein.

Bereits bei dieser Vorarbeit ist der Verfasser zu mehrfachen Erkenntnissen über Verbreitung, Gattung u. s. w. des deutschböhmisches Volksliedes gelangt. Die Art und Menge der gedruckten Lieder hing aber doch bisher von Zufälligkeiten ab. Erst bis der planmäßig aus dem Volksmunde gesammelte große handschriftliche Liederschatz veröffentlicht und bearbeitet sein wird, wird das Schlußergebnis ein endgiltiges und gewiß vielfach überraschendes sein.

Mit dieser vorliegenden, nicht genug anzuerkennenden Kärnerarbeit hat Jungbauer den kommenden Arbeitern auf dem Gebiete nicht allein des deutschböhmisches Volksliedes die Forschung sehr erleichtert. Wir aber hoffen, daß der junge Gelehrte, der schon vorher glänzende Arbeiten auf dem Gebiete des Volksliedes geliefert, selber von dieser seiner Vorarbeit für die eigentliche Bearbeitung der heimischen Volkspoesie den größten Nutzen ziehen möchte und so auch selber mitspeise an den Kastanien, die er voll sauren Schweißes der deutschen Forscherwelt aus dem Feuer geholt hat.

Es ist schließlich nicht ohne weittragende wissenschaftliche Bedeutung, daß die vorliegende Arbeit gerade in dem ethnographisch so im Brennpunkte gelegenen Böhmerlande ausgeführt wurde, hier, wo vier deutsche Stämme, der bayrische, der fränkische, der sächsische und der schlesische, mit ansehnlichen und liederreichen Sprachzungen hineinreichen. Wie einerseits bei der kommenden Bearbeitung der Volksdichtung eine deutliche Scheidung nach den Volksstämmen — wenn auch unter starker Betonung der vergleichbaren Beziehungen untereinander und zu den verwandten Nachbargebieten außerhalb Böhmens (auch des slawischen Nachbarvolkes nicht zu vergessen) — eintreten muß, werden diese Bearbeitungen auch für die Gesamtheit der genannten vier Stämme und das ganze deutsche Volksgebiet überhaupt gar nicht absehbare grundlegende Geltung haben. Mit diesen von der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ höchst dankenswerter Weise materiell ermöglichten Studien geht wieder eine starke und zeitgemäße deutsch-wissenschaftliche Bewegung von der altherwürdigen Prager Hochschule und der von ihr zur Sammelarbeit erzeugenen deutschböhmisches Bevölkerung aus.

J. Blau.

**6. Georg Schierghofer:** Altbayerns Umritte und Leonhardifahrten. Buchschmuck von Clem. Thomas, Verlag „Bayerland“, München, Josefplatz 8.

In schlichten, warmempfundenen Worten schildert uns der Verfasser den altherwürdigen Volksbrauch der Umritte und Leonhardifahrten im Bayrischen und in den angrenzenden Gebieten Österreichs. Es ist ihm nach jahrelangen ersten Forschungen gelungen, nicht nur die einzelnen bisher bekanntesten und populärsten Veranstaltungen in Tölz, Stein, Kötzing und Traunstein ins rechte Licht zu setzen, sondern auch den Umritten und Leonhardifahrten im allgemeinen unter besonderer Berücksichtigung des bayrischen

Sprachgebietes gerecht zu werden. Aus den geschilderten, wahrhaft poetischen Volksbräuchen der Ritte und Fahrten geht deutlich hervor, daß ihre Entstehungszeit in das Heidentum zu verlegen ist. Trotz der zum Teil veränderten Gestalt erkennen wir in diesen jetzt christlichen Gebräuchen den alten Natur- und Götterkult.

Da in unserer vaterländischen Literatur eine so umfassende selbständige Behandlung des oben genannten Stoffes bisher nicht vorhanden war, ist diese Arbeit für die Freunde der Volkskunde von großem praktischen Wert. Ich nenne hier die einzelnen Kapitel, damit der Leser einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Buches erhält: Umritte vor Ostern, Osterritte, der Traunsteiner Osternritt, Georgiritte, Georgiritt nach St. Georgen an der Traun, Mairitte, Pflingstreiten, Kötzlings Pflingstritt, von Pflingsten bis Leonhardi, St. Leonhardsritte und Fahrten, Leonhardifahrt in Bad Tölz, Martini- und Stephaniritte. Anhang: Literarische Quellen, Erläuterungen und Ergänzungen.

Ich glaube sicher, daß diese reich mit Bildschmuck versehene Arbeit nicht nur von den Fachgenossen, sondern auch von allen denjenigen, die ein empfängliches Gemüt für alte Volksbräuche haben, aufs lebhafteste begrüßt wird.

H. v. P r e e n.

**7. Namn och Bygd.** Tidskrift för Nordisk Ortnamnsvetenskap, utgiven av Anders Grape, Oskar Lundberg, Jöran Sahlgren. Häft 1.

Die Erforschung der Ortsnamen und ihrer Geschichte hat wohl nirgends in so hohem Maße das Interesse nicht nur der Gelehrten, sondern auch des gebildeten Publikums in Anspruch genommen wie in Schweden. Nachdem während der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Einzelarbeiten die außerordentliche Wichtigkeit und Fruchtbarkeit dieses Wissensgebietes bewiesen hatte, begann vor etwa zehn Jahren unter der Leitung Adolf Noreens und auf seine Initiative hin eine offizielle Sammlung und Bearbeitung aller schwedischen Ortsnamen zu erscheinen. Vor kurzem ist ein neuer wichtiger Schritt auf diesem Gebiete geschehen, indem sich drei junge Gelehrte in Upsala zur Herausgabe einer Zeitschrift entschlossen, deren ausschließlicher Zweck es ist, der Ortsnamenforschung, und zwar nicht nur der schwedischen, sondern der skandinavischen überhaupt, als Organ zu dienen.

Das erste Heft dieser Zeitschrift liegt nun vor und berechtigt in jeder Beziehung zu den schönsten Hoffnungen. Noreen selbst hat einen Aufsatz beigeleitet, der die Zeitschrift eröffnet, und eine ganze Reihe von hervorragenden skandinavischen Forschern haben Beiträge geliefert. Hier kann auf den Inhalt der verschiedenen Aufsätze nicht eingegangen werden, hingegen ist wohl ein Hinweis auf die mannigfachen Beziehungen am Platze, die zwischen der Ortsnamenforschung und der Volkskunde bestehen. In der Benennung der Orte kommen nämlich oft Vorstellungen zum Ausdruck, die für den Folkloristen von großem Interesse sind, und speziell unter den skandinavischen Ortsnamen gibt es eine große Anzahl, die bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an alte heidnische Kultstätten bewahrt haben, also indirekt Zeugnisse zur germanischen Mythologie darbieten. So untersucht J. Sahlgren einige Namen, die die merkwürdige Vorstellung widerspiegeln, es gäbe Seen mit doppeltem Boden, während O. Lundberg, gleichfalls von einem Ortsnamen ausgehend, einen Beitrag zur Kenntnis des altnordischen Fruchtbarkeitskultus liefert.

Für die österreichischen Gelehrten sollten die schönen Erfolge der nordischen Ortsnamenkunde ein Anstoß sein, endlich auch einmal mit der Bearbeitung des einheimischen Materials Ernst zu machen. Auf einem Boden, wo seit den ältesten historischen Zeiten die verschiedensten Stämme aufeinanderstoßen, muß natürlich die Erforschung der Ortsnamen ein beispiellos fruchtbares Gebiet finden. Wenn sich erst einmal die Wissenschaft dieses Gebietes bemächtigt hat, dann können die schönsten Erfolge nicht ausbleiben, und gar manches Problem der Siedlungsgeschichte, der Philologie und der Religionswissenschaft wird sich mit Hilfe der Ortsnamen lösen lassen.

H a n s S p e r b e r.

**8. Bayernbuch.** Hundert bayrische Autoren eines Jahrtausends. Herausgegeben von Ludwig Thoma und Georg Queri. 4. und 5. Tausend. Albert Langen. München 1913. VI und 516 S. Gebunden M 7.—.

Das Buch will, wie die Herausgeber ausdrücklich im Vorworte betonen, keinen Anspruch auf höhere wissenschaftliche Bedeutung machen. Es will das literarische Bayern an Proben des Schrifttums aus dem letzten Jahrtausend beleuchten.

Bei den engen Zusammenhängen zwischen Schrifttum und Volksstamm — schon 1907 hat Prof. Sauer (Prag) in seiner Rektoratsrede <sup>1)</sup> auf die Beziehungen zwischen Literaturgeschichte und Volkskunde“ hingewiesen — muß uns Deutschösterreicher, die wir doch mit zehn Millionen den Hauptstamm des Bajuwarenvolfes bilden, eine Zusammenstellung der vorliegenden Art tief berühren. Dann noch ein praktischer Grund für unsere Teilnahme. Erst heuer wurde in einer Schrift <sup>2)</sup> die Anknüpfung des hochdeutschen Unterrichtes an die Volkssprache gefordert und weiters verlangt, daß die Einführung ins Schrifttum überhaupt und ins alte Deutsch insbesondere mit der Literatur des eigenen Stammes begonnen werde.

Doch nimmt leider das vorliegende Werk auf diese natürlichen völkischen Belange keine Rücksicht. Es hat, was vielleicht auch sonst nicht vorteilhaft ist, die — Landesgrenzen als Einteilungsgrund genommen, die weißblauen Pfähle, die hier auch zum Teil Schwaben und Franken und nicht zuletzt auch die entlegene Insel der Rheinländer als Zaun des Volks- und Schrifttums einschließen.

Zudem nimmt das Schrifttum der älteren Jahrhunderte einschließlich des fünfzehnten mit seinen 25 Vertretern im Buche kaum den Raum von 40 Druckseiten ein (das wichtige Sprachdenkmal „Muspilli“ fehlt ganz), während zum Beispiel der langweiligen Travestie Marzellan Sturms (1760—1812) allein die Hälfte dieser Seitenzahl gewidmet wurde. Der altsprachliche Einschlag dient dem Buche sonach nur als äußerlicher Aufputz. Die übrigen Sprachproben und somit fast das ganze Buch sind, was übrigens auch bei den mittelhochdeutschen Stücken hervortritt, sehr unterhaltend ausgewählt. Das Buch wird einen großen Leserkreis finden und dadurch auch der ohne Beeinträchtigung der Sprachform recht lesbar gemachten älteren Literatur viele Freunde gewinnen. Bis einmal die erwünschte Stoffsammlung zur Literaturkunde des bajuvarischen Stammes zusammengestellt werden wird, werden die betreffenden Herausgeber viel in der letzteren Richtung aus dem vorliegenden auch sonst gediegen ausgestatteten Buche lernen können.

Das Verlangen nach völkischer Bildung und bodenständigem Unterricht pocht immer ungestümer an die Tore der niederen wie der höheren Schulen. Diese sind aber noch vielfach in altem scholastischen Wust und Strupp verfangen. Aber bald werden auch sie sich, wenn auch widerwillig in den Angeln knarrend, öffnen und den (warum gerade vom Schulwesen?) ausgeschlossenen Geist der Neuzeit einziehen lassen. Dann werden wir neben rein heimat- und volkskundlichen auch Bücher im Sinne des Titels des hier besprochenen Werkes haben müssen.

J. Blau.

**9. Unser Egerland.** Monatsschrift für Volks- und Heimatkunde. Begründet und herausgegeben von Alois John, Eger. 16. und 17. Jahrgang. Eger 1912 und 1913.

Die beiden letzten Jahrgänge der in modernem Geiste geleiteten Heimatszeitschrift enthalten wieder eine ansehnliche Reihe gediegener Arbeiten, welche Volks- und Heimatkunde, Kunst, Literatur, Heimatschutz und Wohlfahrtspflege behandeln und mit der angefügten „Egerländer Vereinszeitung“ den geistigen Mittelpunkt, das Herdfeuer der Heimat für die Egerländer Landsmannschaften in der Fremde bilden.

Der altem Bauernstamme entsprossene Herausgeber überrascht uns mit einer vorbildlichen Geschichte seiner eigenen Familie (die seit Jahrhunderten im Egerlande haust) und bringt mit den Aufsätzen „Die Flurnamen“ und „Sächsische Lehnen im Egerlande“ weitere Beiträge zur Volkskunde und Geschichte des von ihm bereits früher in einem selbständigen Buche behandelten Dorfes Oberlohma.<sup>3)</sup> (16. Jahrgang.)

<sup>1)</sup> Siehe unsere Zeitschrift, XIV, S. 149.

<sup>2)</sup> J. Blau, Naturgemäßer Sprachunterricht. A. Haase. Prag 1913. (Preisgekrönt.)

<sup>3)</sup> Oberlohma. Geschichte und Volkskunde eines Egerländer Dorfes. Von Alois John, Prag 1903. „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde.“ IV. Band. 2. Heft. 200 S.

Groß angelegt sind die Forschungen Johann Hoyers über „Die beliebtesten und verbreitetsten Schutzheiligen des Egerlandes“. Von diesen ist (wie schon im 15. Jahrgang St. Johann) im 16. Jahrgang St. Georg und im 17. Jahrgang St. Nikolaus ausführlich behandelt. Praktische Ziele verfolgen die Aufsätze: „Heimatkunde und Volksschule“ von E. Weyrich und „Heimatschutz und Volkskunde in der Mittelschule“ von Adolf Kutschera. Im Zusammenhalte mit den Mitteilungen A. Johns in unserer Zeitschrift, XVI, S. 197, über „Die Hafnerei und Töpferei im Egerlande“ und der in Dr. Siegl's „Egerer Zunftordnungen“ abgedruckten Zunftordnung der Töpfer von Eger aus dem Jahre 1566 (besonders Artikel 12) ist die im 16. Jahrgang enthaltene Veröffentlichung der „Zunftordnung des ehemaligen Töpferhandwerks in Wildstein vom Jahre 1588“ von besonderer Bedeutung für die Geschichte der heimischen Keramik. Im 17. Jahrgang setzt Joh. Kirchner seine bereits früher begonnenen „Beiträge zur Egerländer Wortforschung“ fort. A. John veröffentlicht das ohne Beziehung zu anderen Dichtungen ähnlicher Art stehende Weihnachtsspiel des Egerers Andreas Schubert (16. Jahrgang). Eine wichtige Bereicherung der Beschreibung des deutschböhmischen Volksliedes bildet der Aufsatz von John über eine in seinen Besitz gelangte größere Sammlung „Fliegender Blätter“ aus Alt-Eger, ferner der Aufsatz von Dr. Gustav Jungbauer: „Das Volkslied im Egerlande. (Übersicht über das bisher Gesammelte und Aufgezeichnete.)“

Andere wichtige volkskundliche Beiträge:

16. Jahrgang. G. Hammerlik: Votivtafeln im Egerlande. — Dr. M. Müller: Der Fluß- und Ortsname „Eger“. — G. Kutschera: Die mit dem Namen Eger zusammenhängenden Flurnamen. — J. Bergner: Sitte und Brauch aus der Duppauer Gegend. — W. Stopfkuchen: Handwerkerurkunden aus alter Zeit. — A. Blobner: Das St. Wolfsgangs-Lied.

17. Jahrgang. Dr. A. Jesinger: Von den Egerländer Vierzeilern. — J. Köferl: Hochzeitsreden. — A. Blobner: Ein uraltes Volksfest (die Schauerfeier) im Tachauer Bezirk. — A. Svoboda: Wortsammlung aus der Tachauer Gegend.

Einen Schmuck der beiden Jahrgänge bilden Bilder nach Aufnahme des bekannten Karlsbader Heimatforschers Josef Hofmann, dessen neue Sammlung volkstümlicher Schwänke, Sprüche und Lieder aus dem Egerlande „Hausbacken Brot“ im 17. Jahrgange angekündigt und besprochen wird.

J. Blau.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde  
für das Jahr 1913.

Zum schmerzlichsten Bedauern der Vereinsleitung und des gesamten Vereines für österreichische Volkskunde muß der diesjährige Bericht mit einer Trauernachricht beginnen: am Schlusse des Jahres 1913 ist unsere Gesellschaft, ist unser Museum von dem harten Schlage betroffen worden, in seinem Präsidenten, Seiner Exzellenz dem Grafen V. Baillet de Latour, des tatkräftigsten Förderers und Vertreters seiner wissenschaftlichen und patriotischen Bestrebungen beraubt zu werden. Der Verein und das k. k. Museum für österreichische Volkskunde schulden dem verewigten Präsidenten für die in den vier Jahren seiner Präsidentschaft mit unermüdlicher Tatkraft erwirkte

Sicherung ihrer Stellung und die energische Vertretung ihrer Interessen unverlöschliche Dankbarkeit; alle Kreise der Bevölkerung, die an dem Gedeihen der österreichischen Volkskunde und ihren Aufgaben Interesse nehmen, werden ihm mit uns allen stets ein dankbares und verehrungsvolles Gedenken bewahren.

Wir dürfen hoffen, daß es gelingen werde, mit höchster Zustimmung des erhabenen Vereins- und Museumsprotectors in kurzer Zeit wieder eine hochgestellte Persönlichkeit, welche der österreichischen Volkskunde das regste Interesse und die verständnisvollste Förderung entgegenbringt, an der Spitze unserer Vereinigung und unseres Museums zu begrüßen.

Mit ehrerbietigster und untertänigster Dankbarkeit haben wir vor allem der huldvollen und unausgesetzten Förderung zu gedenken, welche Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Protector Erzherzog Franz Ferdinand den bedeutsamen Angelegenheiten des Vereines und Museums, insbesondere dessen Hausfrage im Berichtsjahr ange-deihen zu lassen die Gnade hatte. Dank höchstdessen huldvoller Fürsorge haben wir begründete Aussicht, durch das verständnisvolle und wohlwollende Entgegenkommen der hochlöblichen Stadtverwaltung zu einer endlichen befriedigenden und hocherfreulichen Regelung dieser brennenden Lebensfrage unseres Museums zu gelangen, und die Hoffnung besteht, daß in den Jahren 1915/16 das im Gemeindebesitz befindliche ehemals gräfllich Schönbornsche Palais, VIII. Laudongasse 17, unter wohlwollenden Bedingungen dem Museum für österreichische Volkskunde eingeräumt werden wird, wodurch unsere Sammlungen endlich in ihrem vollen Umfange zu einer würdigen Aufstellung gelangen können und womit für Österreich und seine Reichshauptstadt eine bedeutungsvolle Sehenswürdigkeit ersten Ranges geschaffen werden wird. Wir rechnen dabei mit voller Zuversicht auf die hohe Einsicht der Regierung, welche anläßlich dieses endlichen Überganges unseres Museums aus seinen derzeitigen gänzlich unverdient engen und unhaltbaren Verhältnissen in ein eigenes umfangreiches Gebäude mit dem entsprechenden Verwaltungsapparat die unbedingt erforderliche finanzielle Hilfe nicht versagen wird. Staat und Reichshauptstadt werden diesem epochalen Abschnitt in der Entwicklung einer dem patriotischen Fühlen der Bevölkerung so nahestehenden Bildungsinstitution in gleichem Maße ihre ausgiebige Unterstützung leihen müssen, um das k. k. Museum endlich zu seiner vollen Bedeutung und Wirksamkeit emporsteigen zu lassen und damit ihrer unabweislichen und zweifellosen Verpflichtung gegen den teuersten Besitz der österreichischen Völkerstämme zu entsprechen.

Die Tätigkeit unseres Vereines und Museums ist im abgelaufenen Jahre neuerdings wieder weit über den Rahmen ihrer bisherigen bedeutenden und vielseitigen Wirksamkeit hinausgewachsen. Immer

mehr gelangt die zentrale und vermittelnde wissenschaftliche Stellung unseres Unternehmens zur Wirksamkeit, und wenn nicht die uns zur Verfügung stehenden Mittel und Kräfte ehebaldigst eine angemessene Steigerung erfahren, ist es ganz unmöglich, den wissenschaftlichen an uns gestellten Anforderungen zu genügen. Wir haben in dieser Richtung dem Ministerium für Kultus und Unterricht für die Gewährung einer außerordentlichen Subvention im Betrage von *K* 1000 behufs Ausdehnung des Inhaltes der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« und eines weiteren Betrages von *K* 1000 pro 1913 zur Erwerbung einer Anzahl der in der Adria-Ausstellung (Abteilung Volkskunde) exponiert gewesenen albanischen Ethnographica auf das wärmste zu danken, müssen aber bitten, diese Zuwendungen nicht als einmalig gewährte außerordentliche Subventionszuschüsse auffassen zu müssen, sondern hoffen, sie auch in den nächsten Jahren zugesprochen zu erhalten. Ein Blick in den reichen Inhalt des XIX. Bandes der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, der im Berichtsjahre zur Veröffentlichung gelangte, aus welchem besonders die bedeutungsvolle Abhandlung von Prof. Dr. Georg Graber: »Der heilige Mann in der Niklai«, die »Studien über das russische Haus und Dorf« von Prof. Dr. E. Schneeweis, die »Beiträge zum Ehe- und Familienrecht der Rumänen« von Dr. Nico Cotlarciuc sowie die Veröffentlichung zweier Volksschauspiele aus Steiermark durch J. R. Bünker hervorgehoben seien, belehrt über die von der Schriftleitung seit jeher angestrebte und erreichte Vielseitigkeit der geleisteten wissenschaftlichen Arbeiten unseres zahlreichen Mitarbeiterkreises. Mit der Veröffentlichung der bedeutungsvollen Studie über die rezenten Pfahlbauten Bosniens von Donja Dolina, an der Hand eines überaus reichen Abbildungsmaterials, aus der Feder des Kustosadjunkten V. Čurčić in Sarajewo, die als IX. Ergänzungsheft erschienen ist, wünschte unsere Gesellschaft ihr bereits seit 1896 für die Volkskunde des Annexionsgebietes betätigtes lebhaftes Interesse aufs neue nachdrücklich zu bekunden. Gerade für die bosnische Volkskunde hat die vergleichende, auf die kulturhistorischen Zusammenhänge dringende Richtung unserer Arbeiten besondere Bedeutung.

Seit Beginn des Berichtsjahres erfreut sich unser Museum eines eigenen, auf das vornehmste ausgestatteten Organs, das, durch die Tatkraft der Museumsdirektion ins Leben gerufen, neuerlich die führende Rolle, welche Österreich durch die Tätigkeit unseres Museums in der Volkskunstbewegung Europas zugefallen ist, unbestritten erweist. Es ist dies die Vierteljahrsschrift »Werke der Volkskunst«, mit 40 Lichtdrucktafeln und 112 Seiten reich illustrierten Textes auf das glänzendste ausgestattet, die sich sowohl durch ihre Mitarbeiter — Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski, Direktor A. Ritter v. Walcher, Museumsdirektor Dr. H. Ubell, Prof. Fr. Donat, Dr. Karl v. Radinger und andere — wie durch den wissenschaft-

lichen Gehalt der Beiträge und das prächtige Abbildungsmaterial wohl auf das verheißungsvollste eingeführt hat. Möge diesem vielversprechenden Unternehmen das verdiente Interesse aller Freunde und Interessenten der Volkskunst nicht fehlen!

Eine ganze Reihe belangreicher wissenschaftlicher Veröffentlichungen ist bereits im Berichtsjahre begonnen, aber in ihrer Vollendung bedauerlicherweise durch den Buchdruckerstreik verzögert worden. Es ist dies zunächst die Herausgabe von zwölf steirischen Volksschauspielen, mit literarhistorischen Einleitungen von J. R. Bünker, die als nächster Ergänzungsband unserer Zeitschrift hoffentlich nunmehr in kurzer Zeit wird ausgegeben werden können.

Weiters befindet sich eine umfassende vergleichende Darstellung der slawischen Verlobungs- und Hochzeitsbräuche, eine Abhandlung von 180 Seiten Umfang des Slawisten Dr. Johannes Piprek, die von Geheimrat Prof. Dr. Otto Schrader in Breslau und Prof. Dr. E. Bernecker in München warm empfohlen wurde, bereits im Druck und wird zunächst ebenfalls im Rahmen unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangen, um dann weiterhin in den Verlag der ethnographischen Verlags-händler Strecker & Schröder in Stuttgart überzugehen. Belangreiche Arbeiten von Demeter Dan, R. Löwe, Dr. W. Bugiel, Dr. Artur Haberlandt, Fräulein Hella v. Schürer, Dr. O. Menghin, Anton Dachler, Prof. Dr. E. Schneeweis, Prof. J. Tvrđý, Direktor Dr. Edm. Braun, Prof. Dr. K. v. Spieß, Josef Blau und vielen anderen liegen der Schriftleitung vor, und wenn nicht durch vermehrte Mittel die Möglichkeit, allen diesen reichen Früchten wissenschaftlicher Betätigung seitens unserer österreichischen Volksforscher Platz und Unterkunft zu gewähren, beträchtlich erweitert wird, ist der bedauerliche Fall gegeben, daß wir tüchtige Arbeiten, die der heimischen Volkskunde zur Ehre gereichen, ins Ausland verweisen müßten. Hoffentlich wird dies aber bei wohlwollender Unterstützung aller Faktoren, die unserer Tätigkeit ja stets so viel Einsicht und richtige Würdigung entgegengebracht haben, der Hauptsache nach vermieden werden können.

Über die umfassende Betätigung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde im Berichtsjahre, welche sich in der glänzenden allseitigen Bereicherung und fortwährenden wissenschaftlichen Bearbeitung unserer Sammlungen, in der Veranstaltung verschiedener Fachausstellungen und besonders auch in einem äußerst regen Parteienverkehr äußerte, wodurch unser Museum sich als eine Fundgrube von Belehrung und Anregung für zahlreiche wissenschaftliche, künstlerische und gewerbliche Kreise und zumal für die studierende Jugend erweist, sei auf den nachfolgenden Tätigkeitsbericht der Museumsdirektion verwiesen.

Die Mittel zu dieser vielseitigen Wirksamkeit sind uns im Berichtsjahr dank der verständnisvollen Würdigung der Bedeutsamkeit der uns gestellten Aufgabe durch die Öffentlichkeit in reichem Maße zugekommen, und die Vereinsleitung erfüllt eine sehr angenehme Pflicht, indem sie den hohen Ministerien für Kultus und Unterricht und für öffentliche Arbeiten, der Gemeindeverwaltung der Stadt Wien, dem hohen niederösterreichischen Landtag, der hochlöblichen niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, besonders aber auch den hochsinnigen und vieljährigen Gönnern unseres Museums Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, Philipp Ritter v. Schoeller, Dr. Rudolf Trebitsch den ergebensten und wärmsten Dank für die gütige und wohlwollende Unterstützung unserer Bestrebungen zum Ausdruck bringt.

Die Leitung der Vereinsgeschäfte wurde im ersten Halbjahr 1913 noch auf das tatkräftigste durch weiland Seine Exzellenz den Herrn Präsidenten Grafen V. Latour geführt, im zweiten Halbjahr übte der erste Herr Vizepräsident Hofrat Prof. Dr. Ritter v. Jagiő, unterstützt vom Herrn Vizepräsidenten Truchseß Oskar Edlen v. Hoefft, die präsidialen Funktionen aus. Unter den Herren Ausschußmitgliedern haben wir besonders Herrn Anton Dachler, Oberbaurat Julius Koch sowie Herrn Regierungsrat K. A. Romstorfer für ihre wichtige Unterstützung bei allen der Hausfrage unseres Museums geltenden Schritten wärmstens zu danken.

In der auf Befehl Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand erfolgten Ernennung unseres Museumsdirektors Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt zum Generalkonservator der K. k. Zentralkommission für Denkmalpflege (für die Denkmäler der Volkskunst und im besonderen für die Angelegenheiten von Tirol) dürfen auch unser Verein und Museum nicht nur eine ehrenvolle Anerkennung ihrer analogen Bestrebungen, sondern zugleich das Unterpfand dafür erblicken, daß Staat und Öffentlichkeit unter der huldreichen Initiative Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand mit ihren viel größeren Machtmitteln nunmehr ernstlich gewillt sind, der weiteren Zerstörung unseres von den Vätern ererbten heimischen Volksbesitzes materieller und geistiger Art nicht länger tatenlos zuzusehen, sondern mit allen Mitteln das Erhaltungswürdige unserer Volkskulturen so weit als möglich ungeschmälert zu bewahren. Dazu muß nun gleichmäßig die Volkskunde als Wissenschaft, das in immer weitere Kreise getragene Verständnis für die volkstümlichen Güter, die sorgsame Bewachung und Pflege aller bodenständigen Zeugnisse des Volkstums (in Ortsbild, Hausformen, Volkskunst, Volkstracht, Festen, Liedern, Tänzen u. s. w.) verhelfen.

Als einen zentralen Mittel- und Stützpunkt solch wissenschaftlicher und vaterländisch-erhaltender Tätigkeit hoffen wir unser Museum für österreichische Volkskunde in seinem neuen Hause und seiner neuen entsprechend erweiterten Organisation aufrichten zu können. Möge vor allem die Lösung der Hausfrage in diesem Jahre in erwünschtem Sinne gelingen, dann kann zu solchem Amt die weitere Blüte und wünschenswerte Entwicklung unseres Instituts nicht ausbleiben.

## Tätigkeitsbericht des k. k. Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1913.

Erstattet vom k. k. Museumsdirektor **Prof. Dr. M. Haberlandt.**

Das abgelaufene Jahr 1913 stand gänzlich unter dem Zeichen der Hausfrage unseres Museums, die nunmehr zur brennenden Lebensfrage desselben geworden ist. Wie im vorausgehenden Jahresbericht mitgeteilt wurde, konzentrierten sich die Bemühungen des Vereinspräsidiums und der Museumsdirektion unter der huldvollen Agide Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand und mit dankenswertester Unterstützung der hohen Regierung darauf, die löbliche Stadtverwaltung zur Überlassung des ehemals gräflich Schönbornschen Palais (VII, Laudongasse 17) an unser Museum zu bestimmen. Dank dem einsichtsvollen Entgegenkommen Seiner Exzellenz des Herrn Bürgermeisters Doktor R. Weiskirchner und dem gütigen Eintreten der Herren Stadträte H. A. Schwer und Rain sowie der Bezirksvertretung des VIII. Bezirkes, mit Herrn Bezirksvorsteher Johann Bergauer an der Spitze, besteht begründete Hoffnung, daß der in Rede stehende Plan mit Ende des Jahres 1915 zur Verwirklichung kommen und die Sammlungen unseres Museums endlich in den Besitz günstig gelegener und ausreichender Räumlichkeiten gelangen werden, die durch mannigfaltige Gliederung und ihren historischen Baucharakter mit der Eigenart unserer Museumsobjekte vortrefflich übereinstimmen. Bei dieser Gelegenheit sei auch allen den zahlreichen befreundeten wissenschaftlichen, künstlerischen und gewerblichen Vereinigungen Wiens auf das wärmste gedankt, welche sich unserer Bitte um Überlassung dieses Hauses an unser Museum beim Gemeinderate der Stadt Wien mit größter Wärme angeschlossen haben. Wir dürfen darin einen überaus erfreulichen Beweis dafür erblicken, wie großer Sympathien sich unser Institut in all diesen maßgebenden Kreisen erfreut und wie sehr dasselbe im patriotischen Empfinden der Bevölkerung Wurzel geschlagen hat.

Die außerordentlich zahlreichen und vielfach in großen Objekten, bauerlichem Mobiliar, Getäfel, Holzskulpturen, größeren Modellen etc. bestehenden Erwerbungen der letzten Jahre, welche in den derzeitigen Museumsräumlichkeiten absolut nicht mehr unterzubringen waren, konnten dank dem gütigen Entgegenkommen der Stadtverwaltung und besonders des Herrn Stadtrates H. A. Schwer sowie des Herrn Bezirksvorstehers J. Bergauer in drei großen lichten und vollkommen trockenen Depoträumen im Hause des Bezirksamtes Josefstadt, VIII. Schlesingerplatz, bis auf weiteres magaziniert werden. Die Museumsdirektion spricht hierfür allen Persönlichkeiten, welche diese räumliche Entlastung, ohne welche der Betrieb des Museums schon hätte sistiert werden müssen, ermöglichten, den wärmsten und verbindlichsten Dank aus.

Infolge bedeutender Aufsammlungen in verschiedenen Gebieten der Monarchie und zahlreicher Gelegenheitserwerbungen belief sich die Vermehrung der ethnographischen Hauptsammlung im Berichtsjahr auf nicht weniger als 2230 Nummern, die zum größten Teil durch Ankauf in den Besitz des Museums gelangten. Diese Sammlungstätigkeit erstreckte sich nahezu auf sämtliche Volksgebiete der Monarchie und zog auch insbesondere das Balkengebiet sowie das schweizerische Alpengebiet zu wissenschaftlichen Vergleichs-

zwecken in ihren Bereich. Insbesondere bemühte sich die Direktion, den Grundstock zu einer ethnographischen Sammlung aus Albanien zu beschaffen, wofür das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht und Ihre Exzellenzen Herr und Frau Graf Leopold Berchtold die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellten. Die Direktion spricht hierfür den ergebensten Dank aus. Bei der Beschaffung der reichen diesjährigen Erwerbungen fand ich wie in den Vorjahren bei zahlreichen Freunden unseres Museums willkommene Unterstützung, wofür ich insbesondere Frau Baronin Stephanie Rubidovichy in Abbazia, Herrn Direktor Alfred v. Walcher, Direktor Alois Menghin in Meran, Dr. K. v. Radinger in Innsbruck, Fräulein Eugenie Goldstern, den Herren Konrad und Stephan Mautner, Kurt Freiherrn v. Weiser, Ingenieur Franz Richter Direktor Gustav Funke, Hofrat Dr. Diehl und anderen zu verbindlichstem Dank verpflichtet bin.

Für diese Aufsammlungen (inklusive Bibliothekskosten) wurde der namhafte Betrag von K 22.229-67 verausgabt, während für Transportkosten und Sammelreisen der Betrag von K 1796-29 aufgewendet worden ist. Der Stand der ethnographischen Hauptsammlung belief sich zu Ende 1913 auf 33.035 Nummern eigenen und 4103 Nummern fremden Besitzes.

Auch die Photographien- und Bildersammlung des Museums erfuhr eine starke Vermehrung, indem nicht weniger als 1259 Nummern zuwuchsen. Ihr gegenwärtiger Stand beträgt zu Ende 1913: an Photographien 3143 Nummern, an sonstigen Abbildungen 2338 Nummern. Die Büchersammlung stieg um 110 Nummern und den stattlichen Zeitschrifteneinlauf.

Gelegentlich der Adria-Ausstellung richtete die Museumsdirektion auf dringendes Ersuchen der Ausstellungsleitung und auf besonderen Wunsch des Herrn Statthalters von Dalmatien Grafen Rudolf Atems eine sehr reich beschickte Abteilung „Volkskunde“ ein, welche eine bedeutende Anzahl Trachten, Bilder und volkskünstlerischer Objekte aus Istrien, Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina und Albanien umfaßte. Bei den Aufstellungsarbeiten hatte sich die Direktion in dankenswertester Weise der Unterstützung der Frau Baronin Hedwig Haas-Teichen, Frau Natalie Bruck-Auffenberg und Frau Generalkonsul Teresina v. Lipich-Limburg zu erfreuen.

Trotz der Beschränktheit der Museumsräumlichkeiten gelang es den Bemühungen der Direktion, eine im Sommer 1913 im Grödener Tale erworbene Sammlung von alten Grödener Holzschnitzereien dem Publikum auf die Dauer von mehreren Monaten zugänglich zu machen. Die reichen zusammengebrachten Bestände wurden durch die liebenswürdige leihweise Überlassung der einschlägigen Sammlungen des k. k. Technologischen Gewerbemuseums in Wien und einzelner Stücke aus dem Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck für die Dauer der Ausstellung noch wesentlich ergänzt und erweitert. Beiden Instituten sei für ihr Entgegenkommen der verbindlichste Dank abgestattet.

Durch eine vom hohen Arbeitsministerium gewährte Subvention ist es möglich geworden, das zusammengetragene Material auch einer zusammenfassenden wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehen. Dieselbe wird in Form einer ausführlichen Monographie über die Grödener Holzschnitzerei schon im I. Heft des neuen Jahrganges unserer Zeitschrift „Werke der Volkskunst“ gedruckt vorliegen.

Auch die von Herrn Dr. R. Trebitsch auf einer Reise im Baskenlande im Sommer 1913 zusammengebrachte und dem Museum geschenkwise überlassene ungemein reiche und mannigfaltige Kollektion baskischer Ethnographica wurde in einem eigenen Raume zur Ausstellung gebracht. Dieselbe erfreute sich eines sehr regen Interesses und wurde unter Führung des Herrn Dr. R. Trebitsch von mehreren gelehrten Korporationen, der k. k. geographischen Gesellschaft, der Wiener anthropologischen Gesellschaft, dem Wissenschaftlichen Klub und anderen besichtigt.

Endlich hat sich die Direktion des k. k. Museums über Einladung der k. k. Statthalterei von Mähren auch an der Ausstellung mährischer Fayenceplastiken im Erzherzog Rainer-Museum in Brünn durch Überlassung einer Anzahl auserlesener Objekte beteiligt. Dieselben wurden nach Schluß der Ausstellung dem Museum in unversehrttem Zustande zurückgesandt.

Wie aus den oben erwähnten Daten über die Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“ hervorgeht, wird von Seite der Direktion besonderes Gewicht auch auf die Veröffentlichung der Sammlungsgegenstände als fast der einzigen bisher möglichen Art, dieselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen, gelegt, wobei die dankenswertere Mithilfe auswärtiger Museumsvorstände und Fachleute es ermöglicht, der wissenschaftlichen Vergleichung mit fast sämtlichem einschlägigen Material in breitem Ausmaße zu dienen. Der erste Band der Publikation liegt bereits abgeschlossen vor, die Herausgabe des zweiten erscheint dank der gütigen Gewährung einer Subvention von K 1200 von Seite des hohen Ministeriums für Kultus und Unterricht wie im Vorjahre gleichfalls sichergestellt; die ersten Hefte desselben befinden sich in Vorbereitung; als wichtigste zu publizierende Arbeiten seien, abgesehen von der Monographie über die Grödener Schnitzerei von Kustos Dr. A. Haberlandt, ein Aufsatz von Direktor Alfred Ritter v. Walcher über die Erzeugung emailleierter Glasflaschen in Oberösterreich, von Prof. Josef Tvrđý (Wischau) über mährische Fayenceplastik, von Prof. K. v. Spieß über Trinitätsdarstellungen, von Direktor Dr. E. Braun (Troppau) über schlesische Weihnachtskrippen genannt.

Bei den mannigfachen Agenden der Direktion, welche durch die näher und näher heranrückende Übersiedlung einen immer größeren Umfang annehmen, erscheint es nunmehr als dringend notwendig, die künftige Ausgestaltung des Verwaltungsapparats des Museums ernstlich ins Auge zu fassen, um denselben, wenn auch nur schrittweise, auf jene Höhe zu bringen, welche bei der bevorstehenden Neuorganisation der Sammlungen als unabänderliche Notwendigkeit erscheint.

In diesem Sinne wurde die Stellung des Museumskustos Dr. A. Haberlandt zunächst in eine vertragsmäßige umgestaltet, wobei das Präsidium des Vereines die Verpflichtung übernommen hat, die ehebaldigste Übernahme des Museumskustos in den Staatsdienst zu erwirken. Auch Fräulein stud. phil. M. Schmidl ist seit Beginn Oktober 1913 als Volontärin im Museum tätig; Herrn Fachlehrer J. Thirring oblag wie in den Vorjahren die Besorgung der Bibliotheksgeschäfte.

Ich danke allen genannten Mitarbeitern auf das wärmste für ihre mit freudigem Eifer geleistete unermüdete Mitarbeit an den mannigfaltigen, zeitraubenden und schwierigen Aufgaben, welche der Verwaltungsdienst des Museums mit sich bringt.

Die Benützung der Museumssammlungen in allen ihren Abteilungen durch die wissenschaftlichen, künstlerischen und kunstgewerblichen Kreise der Residenz und namentlich die studierende Jugend, von den Hörern der Universität bis zu den Schülern der Bürger- und Gewerbeschulen, nimmt fortwährend zu und ist eine so rege, als sie — entsprechend den engen Verhältnissen, unter denen der Museumsbetrieb steht — nur gewünscht werden kann. Nicht weniger als 51 Schulen, Vereine und sonstige Korporationen haben im Berichtsjahr in mehreren Abteilungen unter Führung von Lehrpersonen und Museumsfunktionären die Sammlungen besichtigt. Auch die Zahl der zahlenden Besucher hat sich wie bisher gestaltet (1827) und wir verzeichnen mit Vergnügen die Tatsache, daß unter ihnen das gebildete Fremdenpublikum in stets wachsender Zahl sich einstellt. Durch verschiedene Führungen und Vorträge aus dem Gebiete der Volkskunde an der k. k. Universität, im Volksheim, in der Adria-Ausstellung haben ich und Kustos Doktor A. Haberlandt das Verständnis und Interesse weiterer Kreise für unsere Wissenschaft zu erwecken und zu beleben gesucht.

An wissenschaftlichen Arbeiten der Museumsfunktionäre sind zu nennen:

Prof. Dr. M. Haberlandt: Volkskunde von Österreich in „Mein Österreich, mein Heimatland“, Bd. I (mit zahlreichen Abbildungen).

- Die Werke des J. G. Kieninger, mit 5 Tafeln und 8 Textabbildungen („Werke der Volkskunst“ I, 1).
- Ein sardinischer Hirtenbecher, mit 1 Tafel und 3 Textabbildungen (ebenda, I, 2).
- Wirkdecken aus Tirol, mit 1 Tafel und 1 Textabbildung (ebenda, I, 2).
- Ein istrianisches Holzkästchen, mit 1 Tafel und 1 Textabbildung (ebenda I, 2).
- Figurale Bienenstöcke aus Mähren und Böhmen, mit 2 Tafeln und 3 Textabbildungen (ebenda, I, 4).

**Dr. A. Haberlandt:** Prähistorisches in der Volkskunst Osteuropas, mit 1 Tafel und 7 Textabbildungen.

- Keramische Arbeiten aus den Alpenländern, mit 1 Farbentafel (ebenda, I, 1).
- Einige Arbeiten der Habaner und Winterthurer Keramik, mit 1 Tafel und 2 Textabbildungen (ebenda, I, 2).
- Die vorgeschichtlichen Denkmäler der österreichisch-ungarischen Monarchie. („Mein Österreich, mein Heimatland“, Bd. I.)

Das k. k. Museum für österreichische Volkskunde ist im Berichtsjahre dem **Verband der österreichischen Museen** beigetreten; in der Verbandskonferenz am 3. Dezember 1913 erstattete Direktor Prof. Dr. M. Haberlandt ein Referat über die volkskundlichen Aufgaben der österreichischen Landes- und Kunstgewerbemuseen. — Ebenso trat das Museum als Mitglied dem **Verband der österreichischen Heimatschutzvereine** bei und führte eine Reihe diesbezüglicher Aktionen für Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Mähren und Dalmatien durch. In seiner Eigenschaft als Generalkonservator der k. k. **Zentralkommission für Denkmalpflege** unternahm der Museumsdirektor vier Inspektionsreisen nach Kärnten und Tirol, wobei die Museen in Brixen, Bruneck, Bozen, Innsbruck, Klagenfurt und Villach besichtigt wurden. Desgleichen unternahm Prof. Dr. M. Haberlandt eine Reise nach Istrien und Dalmatien behufs Besichtigung einer Privatsammlung in Sebenico, bei welcher Gelegenheit die Museen und Privatsammlungen in Zara und Spalato einem genauen Studium unterzogen wurden.

Mit besonderer Dankbarkeit sei zum Schlusse dieses Berichtes der hochherzigen und munifizenten Unterstützung gedacht, welche die Museumsdirektion seitens der großmütigen Förderer unserer patriotischen Bestrebungen, Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein sowie des Herrn Philipp Ritter v. Schoeller auch im laufenden Jahre erfahren hat. Es wurde nur durch die freigebigen Spenden dieser Gönner möglich, die oben erwähnten überaus wertvollen und zahlreichen Erwerbungen für die Museumssammlungen durchzuführen.

Möge die vielseitige wissenschaftliche und gemeinnützige Wirksamkeit des Museums für österreichische Volkskunde als Gewähr dafür gelten, daß dieses Institut auch in Hinkunft der Förderung aller berufenen Faktoren und seiner zahlreichen bewährten Freunde sich würdig erweisen wird. Angesichts der bevorstehenden verheißungsvollen Lösung seiner Hausfrage wird das Museum für österreichische Volkskunde jetzt mehr als je an die verständnisvolle Teilnahme aller Kreise zu appellieren haben, welche in der Erforschung und Erhaltung der österreichischen Volkstumsschätze einen äußerst wichtigen Faktor unserer staatlichen und nationalen Entwicklung erblicken.

## Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1913.

Bestand am 31. Dezember 1913 (laut Ausweis der Union-Bank) . . . . .	K 23.365·67
An Zinsen bis 30. Juni 1913 . . . . .	„ 483·40
An Zinsen bis 31. Dezember 1913 . . . . .	„ 460·87
	K 24.309·94
Entnahme für Transporte . . . . .	„ 300—
Spesen . . . . .	„ 1—
	Saldo . . K 24.008·94

Wien, 2. Jänner 1914.

**Prof. Dr. M. Haberlandt**  
Schriftführer.

**Prof. Dr. V. Ritter v. Jagié**  
Erster Vizepräsident.

Geprüft und richtig befunden:

**Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Robert Eder**  
als Revisoren.

# Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

Einnahmen. Ausgaben.  
für das XIX. Vereinsjahr 1913.

	Kronen	Heller		Kronen	Heller
Kassarest vom Jahre 1912 . . . . .	3.191	38			
<b>I. Ordentliche Einnahmen.</b>					
1. Mitgliederbeiträge und Bezugsgebühren . . . . .	3.508	80			
2. Subventionen:					
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht . . . . .	K 8.000.—				
b) Hohes k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten . . . . .	1.000.—				
c) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer . . . . .	800.—				
d) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien . . . . .	1.200.—				
e) Hoher niederösterreichischer Landtag . . . . .	200.—				
f) Erste österreichische Sparkassa . . . . .	100.—				
3. Museumseinnahmen . . . . .	11.300	70			
4. Zinsengutschrift . . . . .	745	35			
<b>II. Außerordentliche Einnahmen.</b>					
1. Spenden:					
a) Se. Durchlaucht Fürst Liechtenstein . . . . .	K 3.000.—				
b) Herr Philipp Ritter v. Schoeller . . . . .	10.000.—				
c) Herr Dr. Rudolf Trebitsch . . . . .	5.400.—				
d) Graf und Gräfin Berchtold . . . . .	400.—				
e) Aus dem Nachlaß Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer . . . . .	40.—				
f) Bankhaus S. M. v. Rothschild . . . . .	100.—				
g) K. k. Polizeipräsident . . . . .	30.—				
h) Herr Robert Eder . . . . .	20.—				
2. Sonstige verschiedene Einnahmen:					
a) Verkauf von Tauschgegenständen . . . . .	K 669.—				
b) Verkauf von Druckschriften . . . . .	731-28				
c) Refundierungen . . . . .	414-40				
d) Installationsbeitrag aus dem Baufonds . . . . .	300.—				
Summe der Einnahmen . . . . .	39.886	99			
<b>I. Museum.</b>					
1. Personal, Remunerationen und Gehälter . . . . .	5.723	20			
2. Ethnographische Sammlung und Bibliothek . . . . .	22.229	67			
3. Installation und Konservierung . . . . .	495	21			
4. Beleuchtung und Beheizung . . . . .	228	51			
5. Frachten, Transporte und Reisen . . . . .	1.796	29			
6. Mietzins und Versicherung . . . . .	2.190	34			
<b>II. Verein.</b>					
1. Kanzleiauslagen (inklusive Gebühren und Stempel) . . . . .	340	28			
2. Porti . . . . .	430	31			
3. Zeitschrift:					
a) Klischees und Zeichnungen . . . . .	K 421-10				
b) Honorare für Mitarbeiter . . . . .	514-33				
c) Buchdruckerei (inklusive Drucksorten für die Kanzlei) . . . . .	3.891-31				
4. Versammlung . . . . .	4.826	74			
Summe der Ausgaben . . . . .	38.320	55			
Kassarest auf neue Rechnung . . . . .	1.566	44			
Summe der Ausgaben . . . . .	39.886	99			

Wien, am 2. Jänner 1914.

**Anton Dachtler**  
Geschäftsführer.

**Prof. Dr. V. Ritter v. Jasie**  
Erster Vicepräsident.  
**Julius Thirring**, Kassier.

Geprüft und richtig befunden:  
**Alfred Waleher Ritter v. Moltke**, **Robert Eder**  
Rechnungsrevisoren.

**Protector:**

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr  
Erzherzog **Franz Ferdinand.**

**Die Vereinsleitung**

im Jahre 1912:

Seine Exzellenz Herr **Graf Vinzenz Latour** †.  
Präsident. (1910.)

**Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagié**      **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**  
Erster Vizepräsident. (1894.)              Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. k. Regierungsrat Prof. Dr. **Michael Haberlandt**  
Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**  
Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Oberingenieur **Anton Dachler**  
Geschäftsführer. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**  
Kassier. (1898.)

**Ausschußräte:**

*a) In Wien:*

<b>Dr. Artur Breycha</b> , k. k. Sektionschef a. D. (1912.)	Prof. Dr. <b>Paul Kretschmer</b> . (1899.)
<b>Robert Eder</b> , Oberkurator a. D., Mödling. (1905.)	Generalkonsul <b>Hans Edler v. Medinger</b> . (1908.)
Architekt <b>Hartwig Fischel</b> . (1907.)	Prof. Dr. <b>Eugen Oberhummer</b> . (1907.)
Direktor <b>Gustav Funke</b> . (1907.)	Prof. Dr. <b>Milan Ritter v. Rešetar</b> . (1901.)
Prof. Dr. <b>Valentin Hintner</b> . (1903.)	Stadtpfarrer Chorherr <b>J. Schindler</b> . (1894.)
Chefarzt Dr. <b>Oskar Edler v. Hovorka</b> . (1907.)	Hofrat Prof. Dr. <b>Josef Strzygowski</b> . (1911.)
K. k. Oberbaurat <b>Julius Koeh</b> . (1906.)	Direktor <b>Alfred Walcher Ritter v. Moltheim</b> , k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)
	Regierungsrat <b>Karl Romstorfer</b> . (1894.)

*b) In den Königreichen und Ländern:*

Dr. med. <b>Richard Heller</b> , Salzburg. (1897.)	<b>Josef Lukašek</b> , k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)
Prof. Dr. <b>R. Meringer</b> , Graz. (1897.)	Notar <b>J. Palliardi</b> , Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. Dr. <b>Mathias Murko</b> , Graz. (1900.)	Prof. Dr. <b>L. Niederle</b> , Prag. (1894.)
Hofrat Dr. <b>V. Pogatschnigg</b> , Graz. (1899.)	Prof. Dr. <b>A. Hauffen</b> , Prag. (1894.)
Hofrat Dr. <b>Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort</b> , Innsbruck. (1894.)	Direktor Dr. <b>E. Braun</b> , Troppau. (1901.)
Prof. Dr. <b>Otto Jauner</b> , Laibach. (1902.)	Direktor <b>Roman Zawiliński</b> , Tarnow. (1894.)
Direktor <b>J. Šubić</b> , Laibach. (1901.)	Prof. <b>V. Szuchiewicz</b> , Lemberg. (1901.)
Direktor <b>F. Bulić</b> , Spalato. (1901.)	Dr. <b>Iwan Franko</b> , Lemberg. (1907.)
	Hofrat <b>A. Ritt v. Vuković</b> , Makarska. (1901.)

## Mitteilungen aus dem Verein.

### 1. Auszeichnungen.

Seine Majestät der Kaiser hat den ihm unterbreiteten XIX. Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ sowie das IX. Ergänzungsheft der Allerhöchsten Annahme für die Ah. k. k. Familienfideikommissbibliothek zu würdigen geruht. — Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat das ihm unterbreitete 4. Heft der Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“ mit bestem Dank entgegenzunehmen geruht.

### 2. Subventionen und Spenden.

Von den regelmäßig bezogenen Subventionen sind bisher eingelaufen: Vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht: K 3000 als erste Halbrate der regelmäßigen Subvention von K 6000; K 600 als erste Halbrate des Förderungsbeitrages für die Herausgabe der Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“; K 200 vom hohen niederösterreichischen Landtag; K 200 von der hohen k. k. niederösterreichischen Statthalterei (pro 1913); an Spenden: K 2000 von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein; K 1000 von Herrn Großgrundbesitzer Anton Dreher in Schwechat; K 100 vom Komitee des Industriellenballes. Für alle diese gütigen Zuwendungen wird auch an dieser Stelle der wärmste und ergebenste Dank ausgesprochen.

### 3. Herausgabe des X. Ergänzungsbandes zur „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Als X. Ergänzungsband zum XX. Jahrgang der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ wird binnen kurzem erscheinen: Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche von Dr. Johannes Piprek mit einem Vorwort von Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić (195 und VI Seiten). Der Subskriptionspreis für Mitglieder des Vereines und die Tauschgesellschaften beträgt bis zum 1. Juni d. J. K 5.50. Nach diesem Zeitpunkt wird nur mehr der Ladenpreis von M. 9 gelten, da am 1. Juni d. J. dieser Band in den Verlag von Strecker & Schröder in Stuttgart übergeht. Bestellungen zum Preis von K 5.50 wollen ehealdigst an die Vereinskasse, 1/4. Wipplingerstraße 34, gerichtet werden, worauf die Zusendung des Bandes kostenlos erfolgen wird.

### 4. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind seit dem letzten Ausweis 3, ausgetreten 4, neu eingetreten 4 Mitglieder.

### 5. Tauschverkehr.

Der Zeitschriftentausch wurde ausgedehnt auf die nachfolgenden Vereine: 1. Verband deutsch-völkischer Akademiker für Mähren und Schlesien, Brünn. 2. Kunsthistorische Fachgruppe des Vereines „Volksheim“, Wien. 3. Alpenvereinsbücherei des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, München. 4. Norsk Folke-Museum, Kristiania, Norwegen.

### 6. Verkehr mit verwandten Gesellschaften und Instituten.

Zur fünfzigjährigen Gedenkfeier des Vereines für niederösterreichische Landeskunde sendete das Präsidium ein Glückwunschsreiben und delegierte den Museumsdirektor Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt zur Festfeier, die aus diesem Anlaß am 29. März im großen Festsaal der Universität stattfand. Bei derselben begrüßte der Delegierte in der Reihe der zahlreichen Vertreter wissenschaftlicher Vereinigungen die jubelnde Gesellschaft auf das Wärmste im Namen des Vereines und k. k. Museums für österreichische Volkskunde. — Aus dem gleichen Anlaß begrüßten unser Verein und sein Museum das k. k. Österreichische Museum für Kunst und Industrie durch ein Glückwunschsreiben und die persönliche Teilnahme an der Festfeier am 31. März d. J., wobei Hofrat Ritter v. Jagić und Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt den Verein vertraten.

## Mitteilungen aus dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### 1. Hausfrage.

Mit größter Freude und Genugtuung kann mitgeteilt werden, daß der Gemeinderat der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien in seiner Sitzung am 27. März d. J. beschlossen hat, das im Gemeindebesitz befindliche ehemals gräflich Schönbornsche Palais, VIII. Laudongasse 15—19, ab 1. August 1917 für die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde gegen einen in Anerkennung der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Museums ermäßigten Jahreszins von K 10.000 zu überlassen. Nach Möglichkeit wird die Räumung einzelner Teile des Gebäudes, beginnend mit 1. Mai 1915, bereits zu früheren Terminen erfolgen, so daß mit den Übersiedlungsarbeiten bereits im Jahre 1915 wird begonnen werden können. Damit erscheint die dringende Hausfrage des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in höchst befriedigender Art gelöst. Das Präsidium und die Museumsdirektion schulden in erster Linie Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand, der hohen Regierung sowie insbesondere Seiner Exzellenz dem Herrn Bürgermeister Dr. B. Weiskirchner nebst dem Herrn Referenten Stadtrat Hans Arnold Scherwieser wie dem Herrn Bezirksvorsteher Joh. Bergauer den ergebensten und wärmsten Dank für die glückliche und die schönsten Aussichten für die Zukunft unseres wissenschaftlichen Instituts eröffnende Lösung der musealen Raumfrage, welche die wichtigste Lebensfrage für unser Museum bedeutete. Es wird nun die dringende Aufgabe der Vereins- und Museumsleitung sein, mit Unterstützung der hohen Regierung und der gesamten Öffentlichkeit, für die bedeutenden Mittelvorsorge zu tragen, welche anlässlich der Übersiedlung und Neuinstallation der Museumssammlungen sowie für den um so viel ausgedehnteren Museumsdienst im eigenen umfangreichen Gebäude erforderlich sein werden. Es ist bestimmt zu hoffen, daß alle berufenen Faktoren und die gesamte Bevölkerung sich opferwillig zusammenfinden werden, um dieses vaterländisch-wissenschaftliche Institut auch finanziell zu kräftigen und für alle Zukunft auf eine würdige und gesicherte Grundlage zu stellen.

### 2. Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Von dieser von der wissenschaftlichen Fachwelt Europas und den österreichischen Volkskunstinteressenten mit großem Interesse und warmem Beifall aufgenommenen periodischen Veröffentlichung erscheinen demnächst Heft 1 und 2 des II. Jahrganges. Dieselben werden enthalten: 1. Die Holzschnitzerei des Grödnertales, von Dr. Artur Haberlandt, mit 14 Tafeln (davon 3 farbig) und 19 Textabbildungen. 2. Altertümliche Trinitätsdarstellungen, von Prof. Dr. K. v. Spieß, mit 2 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen. 3. Bemalte Glasgefäße aus Oberösterreich, von Alfred Ritter v. Walcher, mit 2 Tafeln und 5 Textabbildungen, nebst kleineren Mitteilungen über eine albanesische Kupferkanne und niederösterreichische Faßböden (mit 2 Tafeln). Der Bezugspreis beträgt per Jahrgang (40 Lichtdrucktafeln und zirka 100 Seiten illustrierter Text) K 50. Bestellungen sind an die Kanzlei des k. k. Museums für österreichische Volkskunde oder an den Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien, III. Parkgasse 17, zu richten.

### 3. Vermehrung der Sammlungen.

#### Ethnographische Hauptsammlung.

Die Zahl der bis 30. März d. J. gemachten Neuerwerbungen betrug 973 Nummern, worunter sich eine bedeutende Anzahl größerer Objekte — zumeist in häuerlichen Mobiliarstücken bestehend — aus den Alpenländern, zumal Tirol, ferner eine figurenreiche Weihnachtskrippe aus Schlesien, eine Reihe von Kostümen aus Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Mähren, Bulgarien, ein Fastentuch bez. 1640 mit 36 Darstellungen, häuerliche Altäre, Krippenfiguren sowie verschiedene Serien aus den Alpen- und Sudetenländern, Istrien, Dalmatien und Bosnien befinden.

An Geschenken wurden der Sammlung zugewendet: 1. Taschenfeitel und Aderlaßmesser aus Mödling, von Herrn Oberkurator a. D. Robert Eder in Mödling.

2. Mustertücher und Webmuster aus Tirol, Beinlöffel aus Lappland, von Frau Marietta Thirring. 3. „Ohrstein“ in Silberfassung, gegen Ohrenleiden getragen, Oberösterreich, von Dr. Adolf Mahr in Linz. 4. Zwei Holzfiguren, Bursche und Mädchen, gefaßt, Oberösterreich, von Herrn Konrad Mautner. 5. Hängeleuchter aus Holz gedrechselt. Nachbildung eines in Eisenerz erworbenen Leuchters. Von Herrn Stephan Mautner. 6. 3 Paar Holzpantoffel und Opanken, Bohrer und Roßhaargurt aus Bosnien. Geschenk des österreichisch-bosnisch-herzegowinischen Interessentenverbandes in Wien. 7. Holzbecher, südslawisch, Schnupftabakschiffchen, Tabakpfeife, 2 Druckmodel, Steinzeugkrug, Kesselhäl, Gürteltasche, Gußeisenplatte mit Reliefdarstellung, von Herrn Emil Karpeles, Chef der Speditionsfirma Schenker & Co. 8. 24 Gegenstände aus Bessans, Savoyen, von Fräulein stud. phil. Eugenie Goldstern. 9. Hobel, Zierstück einer Vertäfelung, Kachel aus Tirol, von Herrn Michael Konzert in Innsbruck. 10. Nonnengeißel aus Buchenstein, von Frau Henriette Feilchenfeld. 11. Baskische Sammlung, bestehend aus 412 Gegenständen, von Herrn med. et phil. Dr. Rudolf Trebitsch.

#### Photographien und Abbildungen.

Der Zuwachs an Photographien betrug im Jahre 1914 bisher 111 Nummern, darunter Geschenke von Frau Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy und den Herren Dr. Artur Haberlandt, Dr. Rudolf Trebitsch, Max Hintze, Michael Konzert, Direktor Gustav Funke, Kurt Freiherrn v. Wieser, Robert Eder, Dr. Edmund Braun, Generalkonsul Hans Edler v. Medinger.

Die Vermehrung der Abbildungen betrug 209 Nummern, darunter Geschenke von den Herren Dr. Rudolf Trebitsch, Robert Freiherrn v. Heinegeldern und Fräulein Marianne Schmidl sowie Fräulein Edith Haberlandt.

#### Bibliothek.

Zuwachs — abgesehen von dem regelmäßigen Einlauf an Fachzeitschriften — 37 Nummern, darunter Geschenke von Frau Major Richter in Baden, Dr. Fritz Netolitzky, Prof. Dr. J. Wimmer, Frau Irene Thirring, dem Steiermärkischen Landesmuseum in Graz, der k. k. Zentralkommission für Denkmalspflege, den Herren Dr. V. v. Geramb, Graf A. A. Bobrińsky, Prof. Dr. K. v. Spieß, Prof. Dr. J. Pommer, H. Berkusky.

Sämtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank für ihre sehr willkommenen Gaben ausgesprochen.

#### 4. Museumsarbeiten.

Zu Anfang des Jahres erfolgte die Neuherausgabe des Museumsführers, der nunmehr der stark vermehrten und veränderten Neuaufstellung der Museums-sammlungen in allen Stücken entspricht und voraussichtlich die letzte Ausgabe des Führers in den alten Museumsräumlichkeiten darstellt.

Der vorausstehend ausgewiesene reiche Einlauf wurde ordnungsgemäß gebucht, wo nötig restauriert und zum größten Teil weggepackt, um in den von der Gemeinde Wien zur Verfügung gestellten großen Magazinsräumen, VIII. Schlesingerplatz, untergebracht zu werden.

Durch die Neuanschaffung von sechs großen Bibliothekskasten wurde eine vollständige Neuordnung der Bibliothek, der Photographien- und Bildersammlung ermöglicht und durchgeführt. Die Bezeichnung der Schausammlungen wurde ergänzt und zum größten Teil vollständig erneuert.

Die Ausstellung der baskischen Sammlung wurde nach Inventarisierung und wissenschaftlicher Durcharbeitung derselben, wobei eine große Zahl der hervorragendsten Stücke abgebildet worden ist, abgeräumt, die Sammlung ordnungsgemäß verpackt und magaziniert. Herr Dr. R. Trebitsch bereitet eine mit zahlreichen Abbildungen unterstützte wissenschaftliche Bearbeitung der Sammlung vor.

Zahlreichen Gelehrten und Studierenden, Künstlern und Kunstgewerbetreibenden wurde bei der Benützung der Sammlungen hilfsbereit an die Hand gegangen.

Schluß der Redaktion: 15. April 1914.

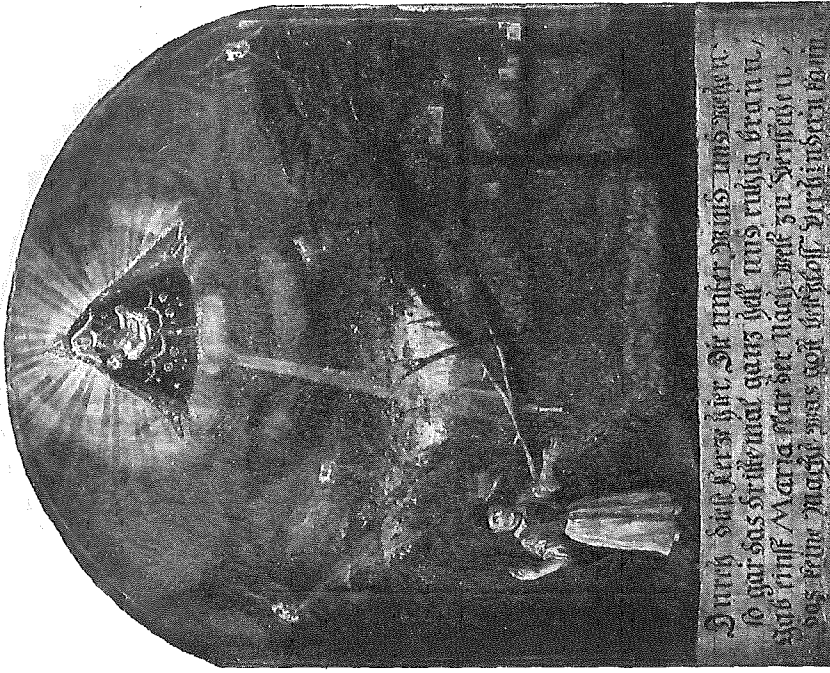


Fig. 2. Gründungsbild Nr. 2 aus Maria Luggau (Kärnten).

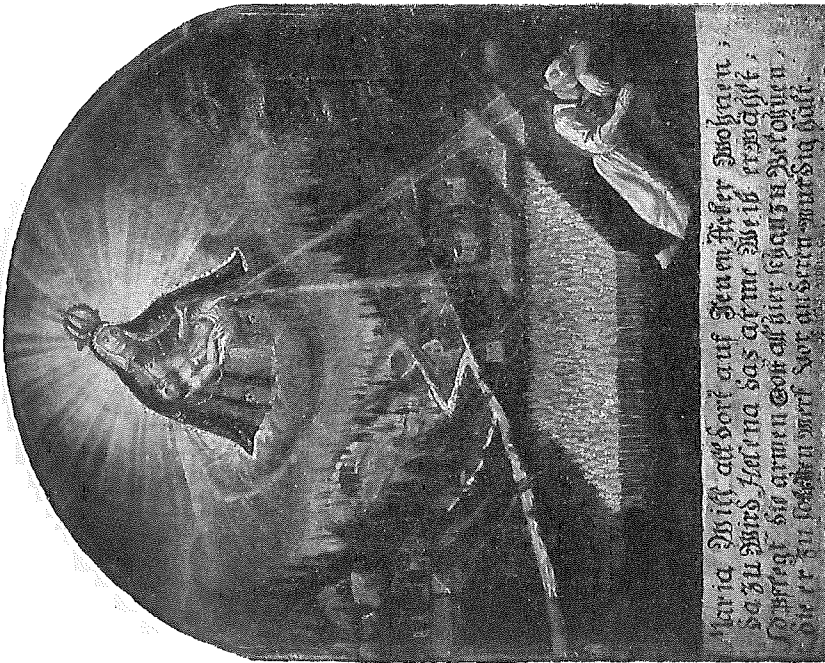


Fig. 1. Gründungsbild Nr. 1 aus Maria Luggau (Kärnten).

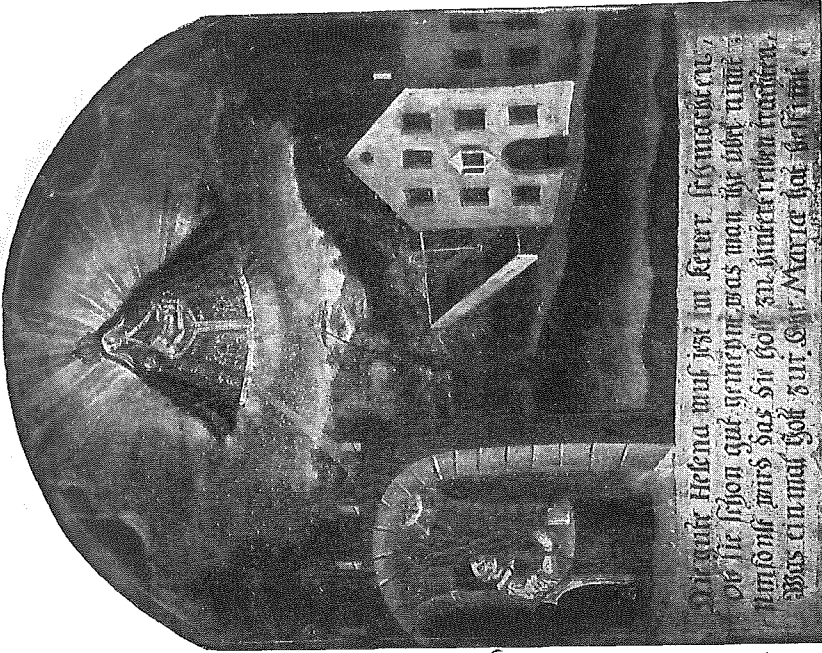


Fig. 4. Gründungsbild Nr. 4 aus Maria Luggau (Kärnten).



Fig. 3. Gründungsbild Nr. 3 aus Maria Luggau (Kärnten).



Fig. 5. Gründungsbild Nr. 5 aus Maria Luggau (Kärnten).

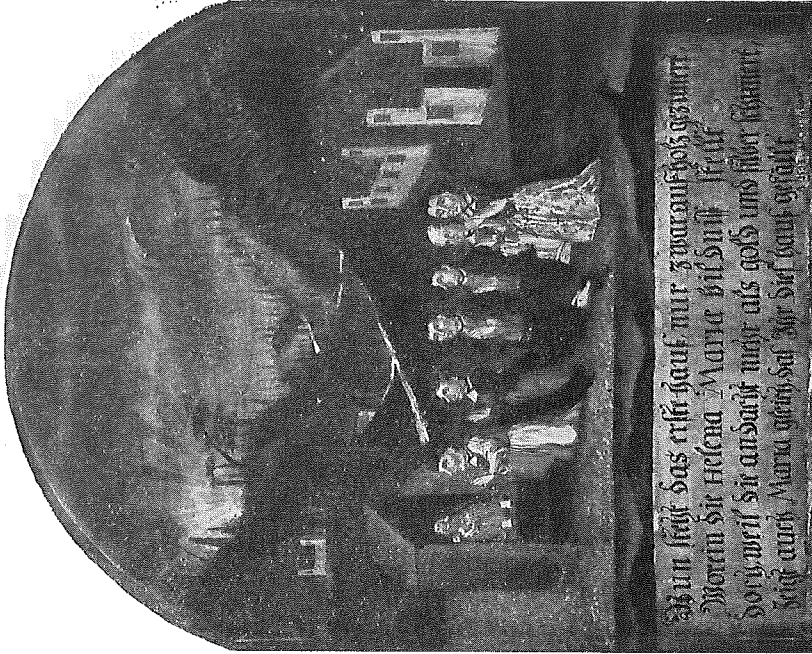


Fig. 6. Gründungsbild Nr. 6 aus Maria Luggau (Kärnten).

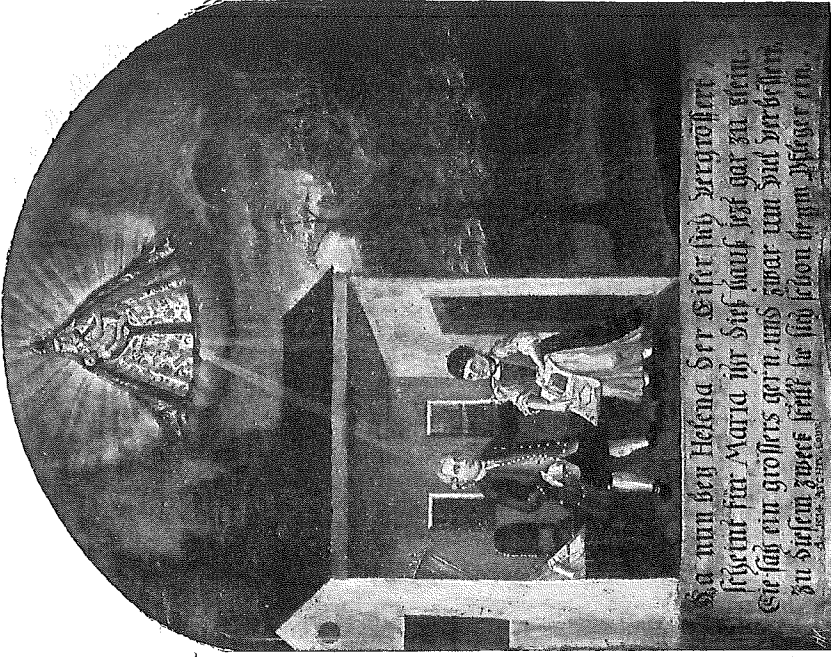


Fig. 8. Gründungsbild Nr. 8 aus Maria Luggau (Kärnten).



Fig. 7. Gründungsbild Nr. 7 aus Maria Luggau (Kärnten).

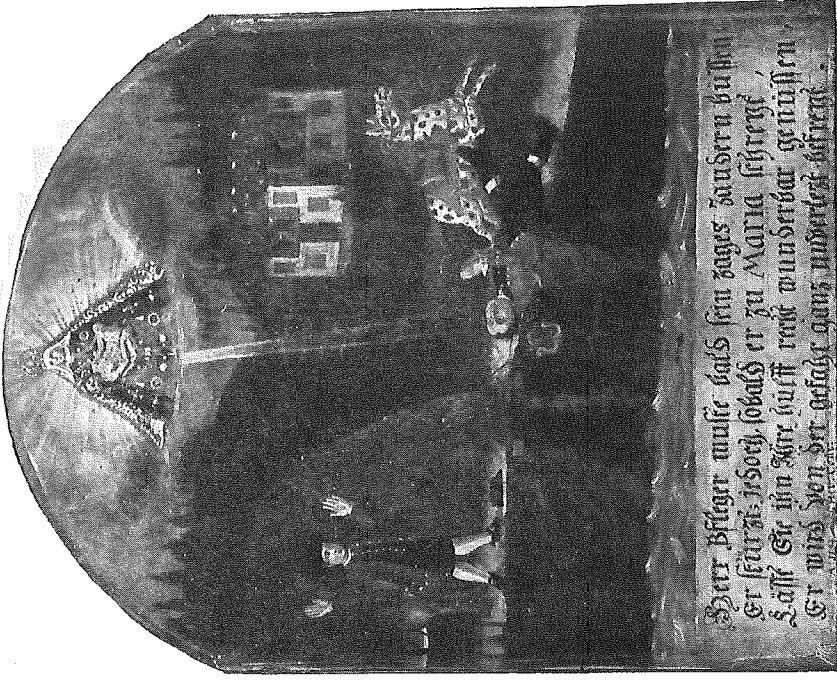


Fig. 10. Gründungsbild Nr. 10 aus Maria Luggau (Kärnten).

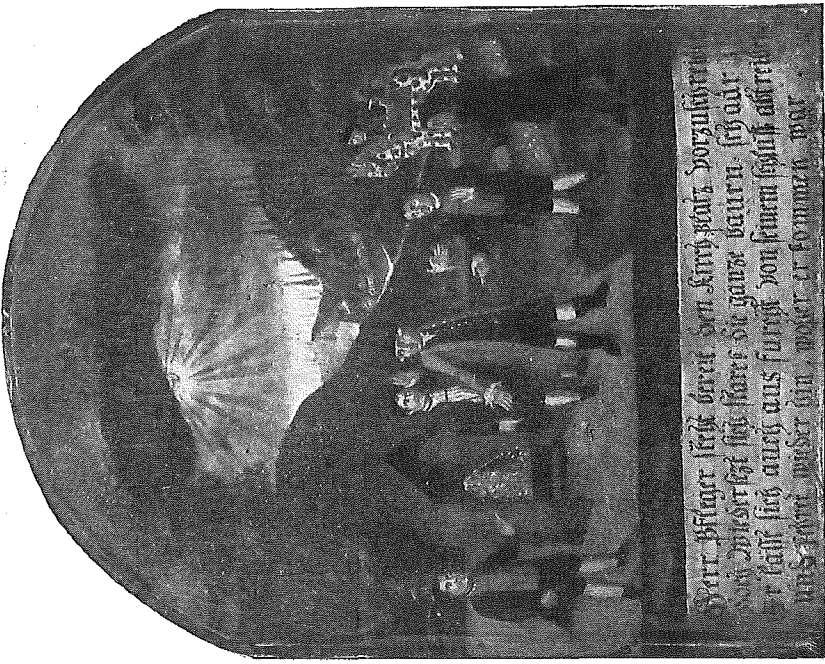


Fig. 9. Gründungsbild Nr. 9 aus Maria Luggau (Kärnten).

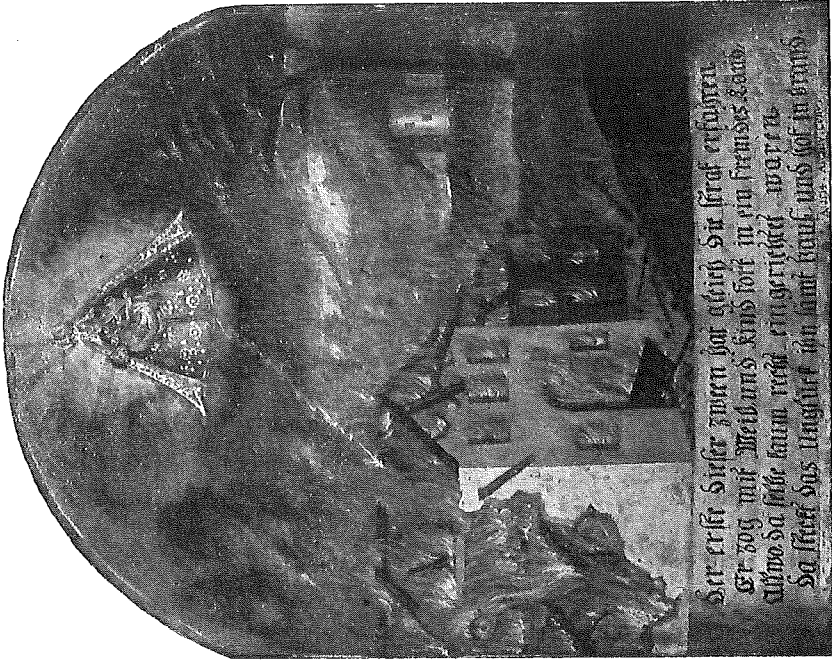


Fig. 12. Gründungsbild Nr. 12 aus Maria Luggau (Kärnten).

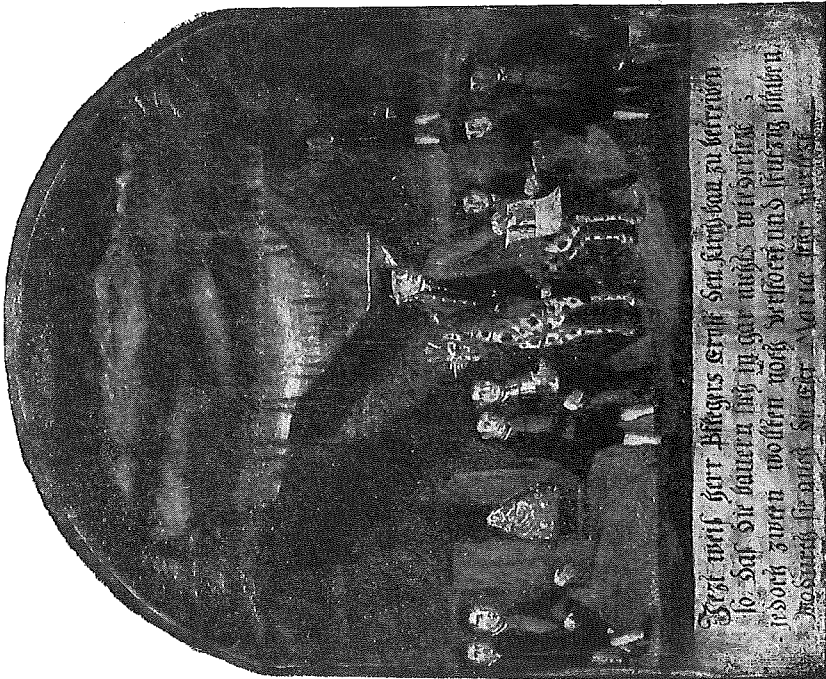


Fig. 11. Gründungsbild Nr. 11 aus Maria Luggau (Kärnten).

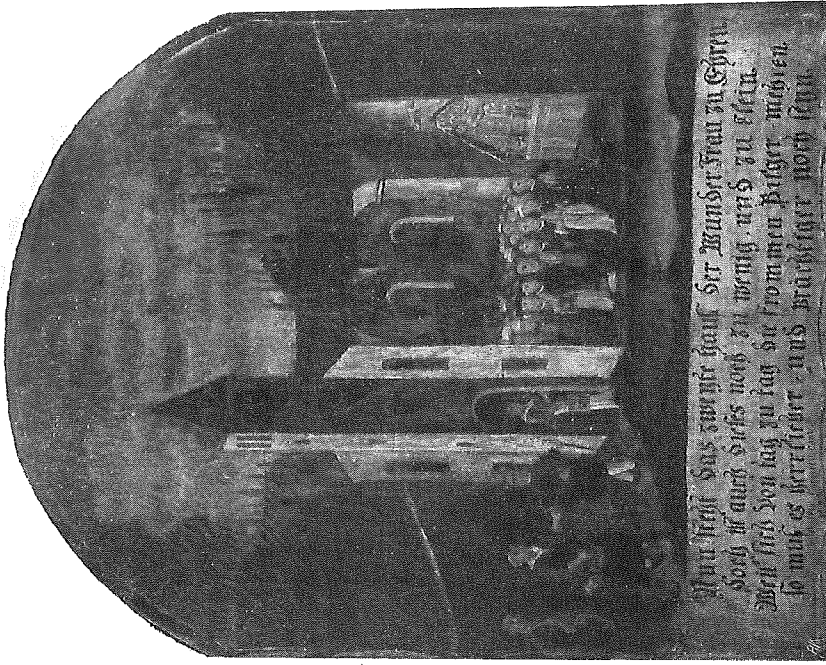


Fig. 14. Gründungsbild Nr. 14 aus Maria Luggau (Kärnten).

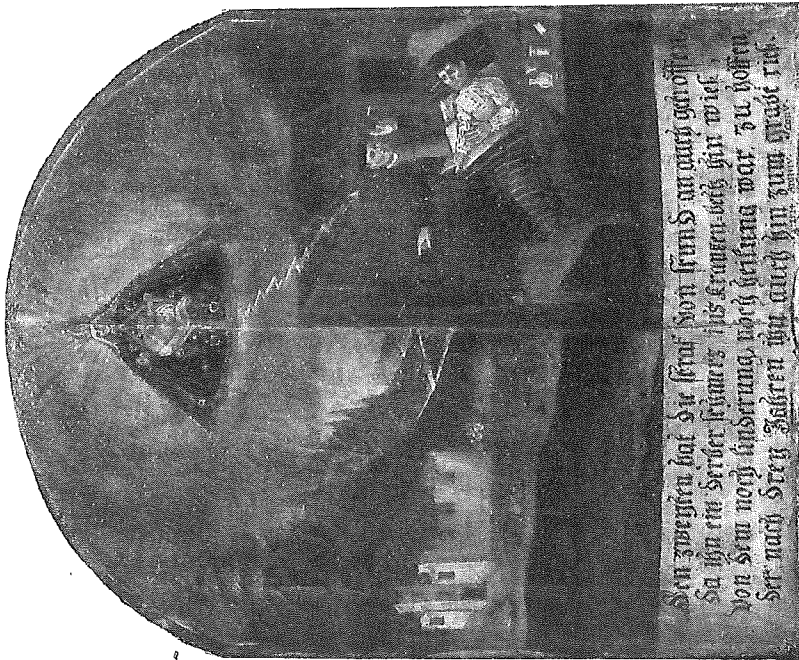


Fig. 13. Gründungsbild Nr. 13 aus Maria Luggau (Kärnten).

## Der erhabene Protektor

des Vereines und des k. k. Museums für österreichische Volkskunde

Seine k. u k. Hoheit der durchlauchtigste Herr

# Erzherzog Franz Ferdinand

ist am 28. Juni 1914 zu Sarajevo einem fluchwürdigen Mordanschlag erlegen.

Die österreichisch-ungarische Monarchie, alle Völker des Reiches, Kunst und Wissenschaft betrauern tieferschüttert den jähen Tod des edlen Fürsten und begraben mit ihm die stolze Hoffnungen.

Unser vaterländisches und wissenschaftliches Unternehmen verliert in Seiner k. u. k. Hoheit den edelsinnigsten und mächtigen Schirmherrn, höchstwelcher der österreichischen Volkskunde seine Huld und seinen Schutz immerdar angeidehen ließ.

Wir bewahren Seinem erhabenen Andenken unverlöschliche Dankbarkeit und bekräftigen in dieser feierlich-ernsten Stunde das Gelöbniß, im Sinne des hohen Verewigten unserer wissenschaftlichen Aufgabe unentwegt, treu und mit allen Kräften dienen zu wollen.

**Das Präsidium**

des

**Vereines für österreichische Volkskunde.**

## I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

### Engelbrot (Not- und Hungerbrot).

Von Dr. Max Höfler, Bad Tölz.

(Mit 1 Textabbildung.)

Unser Bild (Fig. 24) stammt als Ölgemälde eines alten florentinischen Malers aus Cortona, wo es neben einem zweiten, den Tod der heiligen Katharina von Siena darstellenden Bilde gleicher Größe auf der Epistel-, beziehungsweise Evangelienseite des Altars stand. Im Refektorium eines Frauenklosters (III. Orden der Franziskanerinnen), in welchem die heilige Margareta von Cortona (geb. 1247) Oberin war, sitzt in der Mitte des Konventtisches diese Heilige; ein schwebender, fliegender Engel überreicht ihr in einem Tuche Brotklöße, die sie



Fig. 24. Die Überbringung des Engelbrotes an die heilige Margareta. Florentiner Malerei.

ohne besondere mimische Erregung aus den Händen des herbeischwebenden Engels in Empfang nimmt, während die beiden Ordensschwwestern zu ihrer Rechten und Linken zum Teil erschreckt, zum Teil erstaunend Zeugen dieses Ereignisses sind; das Ganze stellt also die in Klosterlegenden öfters wiederkehrende Sage vom Engelbrot dar; hier soll nach der Volkslegende (1840 wurde das Bild in Florenz gekauft) im Kloster wegen plötzlichen Schneefalles das Speisebrot des Klosterbäckers ausgeblieben sein und ein Engel dies Notbrot gebracht haben.

Solche Volkssagen und Klosterlegenden über »Speisewunder und Speisezauber« hat Dr. Otto Mausser (»Münchener Neueste Nachrichten«, September 1912) für verschiedene Klöster Bayerns 1662, 1521, 1632, 1493 etc. nachgewiesen. Der »Engel in der Not« ist in

solchen Legenden nicht bloß ein »geflügelter« (Engel) Mensch, sondern auch ein geflügelter Vogel (meist ein Rabe).

Die geflügelte Menschenfigur wird auch vertreten durch ein »schönes kleines Knäblein, mit einem grauen Röcklein angetan, mit gelb-weißlich gekrausten, sogenannten Christkindlhaaren« oder »eine schöne Jungfrau mit einer Dienstmagd« oder »eine ehrliche Frau, aber ohne Namen- und Herkunftangabe«, »einen schönen Jüngling mit zwölf Jahren«, »einen Diener des Allerhöchsten«, »einen sehr schönen Knaben«, »einen Zwerg«, kurzum durch die jedem Volkskundeforscher bekannten elbischen Gestalten des Seelenglaubens.

Manche Züge dieses das Engel-, beziehungsweise Notbrot betreffenden Volksglaubens übernehmen die sogenannten Brotheiligen in ihren Legenden.

Solch weibliche Brotheilige sind zum Beispiel Sta. Batildis, Königin von Frankreich († 609), Sta. Eugenia, Äbtissin von Hohenburg († 8. Jahrhundert), die biblische Abigail, die römische Sta. Agatha, die ägyptische Maria, die sich mit nur drei Broten ernährte, die Heiligen Naemi, Notburga, Elisabeth (Rosenbrote in der Schürze), Sarah, Rosa von Viterbo etc.

Männliche Brotheilige sind unter anderen: der biblische Melchisedek, die Propheten Obadjah und Habakuk, der heilige Maurus, dem ein Rabe Brot bringt, die Einsiedler Paulus und Antonius, ebenfalls von Raben mit Brot versehen, die Einsiedler Gottfried, die Äbte St. Bertold, St. Gallus († 640), St. Comgallus († 601); ferner St. Nikolaus von Kari, der Gallier Bertulf, der heilige ägyptische Einsiedler Onufrius (4. Jahrhundert), dem ein Engel Brot bringt, der heilige Christophorus, der heilige Blasius, der heilige Felix von Cantaliccio, St. Germanus († 448), die von Raben mit Brot genährten Einsiedler St. Elias und St. Erasmus, der von Hunden mit Brot versehene St. Rochus etc.

Am volkstümlichsten sind die Worte des bekannten Wiener Hofpredigers Abraham a Santa Clara, der (Gesamtausgabe, I, 343) folgendermaßen die sogenannten Brotheiligen anführt:

»Der H. Abt St. Gevardus hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd sihe! solches ist ihme im Ofen gewachsen. Der Heil. Apollonius hat Brodt vonnöthen gehabt; gedenke! solches ist ihme in einem Korb gewachsen. Der H. Bischoff Richardus hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd schau! solches ist ihme in der Hand gewachsen, daß er mit einem Stück 3000 Arme gespeist. Der H. Onophrius hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd betrachte! solches haben ihme alle Tag die Engel gebracht. Der H. Nicolaus von Tolentino meines Ordens hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd erwöge! solches hat ihme die Mutter Gottes gebracht. Der H. Einsidler Paulus hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd sihe! solches hat ihme ein Raab gebracht. Der H. Mann Capistranus hat Brodt vonnöthen gehabt; vnd gedencke! solches

haben ihm die Engel gebracht. Rochus der Heil. Beichtiger hat ein Brodt vonnöten gehabe; vnd solches hat ihm GOTT geschicket durch einen Hund.«

Auch St. Apollonius ist schon früh ein Brotheiliger (Lucius, Anfänge des Heiligenkults, 389), ebenso St. Benediktus, dessen Rabe auf des Heiligen Befehl vergiftetes Brot fortträgt. Dem Propheten Elias brachten die Raben Brot.

Engel, Raben und Hunde sind also hauptsächlich in der Volkslegende die Vermittler des Notbrotes, das in Hungersnöten den Menschen und vorwiegend den Einsiedlern und Mönchen zur Aushilfe dient.

Daß hinter diesen Gestalten der verschiedenen Lokal-, Provinzial- und Landesheiligenlegenden weit ältere, den verschiedensten Völkern Europas gemeinsame mythische Vorstellungen liegen, dürfen wir als sicher annehmen; daß es sich um elbische Seelengestalten dabei handelt, ergibt sich schon daraus, daß diese Notbrotbringer meist Vögel (schwarzer Rabe) und gerade die Vögel Seelengestalten im Volksglauben sind. Dazu kommt, daß der Volksmund gewisse wildwachsende Pflanzen, die heute von Kindern gegessen werden, — und in den Spielen der Kinder spiegeln sich die Taten der Alten wider — mit solchen tierischen Seelengestalten in Beziehung bringt, namentlich aber wieder mit Vögeln, die zum Teil als Frühlingsboten die neue Vegetation verkünden (Kuckuck, Lerche, Storch). Dr. Heinrich Marzells lehrreiches und zuverlässiges Buch »Die Tiere in deutschen Pflanzennamen« (1913) führt solche von Kindern heute gern gegessene Pflanzen (S. 160 ff.) genau auf.

Wie weit nun solche Brotpflanzen mit tierischen Namen (Gauchbrot, Kuckucksbrot, Adebarsbrot, Hasenbrötchen, pain d'oiseau, cuckoo-meat, pan-dal-kük, pan-cuculis etc.) früher ein »Notbrot« waren, läßt sich heute nur vermuten. Nach des langen Winters kargen Tagen war oftmals jedes zuerst grünende Pflänzchen eine von den holden Geistern im Himmel geschenkte Speise (Gemüse); näher rücken wir dieser Frage schon mit der Beantwortung einer anderen Frage:

Welche Pflanzen werden als Notbrot verwendet oder als sogenanntes Hungerbrot gegessen?

Vor allem sind es die gegen den Winterskorbut tatsächlich wirksamen Pflanzen:

*Rumex acetosa* (»Hungerampfer«) und

*Oxalis acetosella* (Gauchbrot, Kuckucksmoos, Kuckuckskohl, Kuckuckssalat etc.). Beim sogenannten Sauerampferbrot (schwedisch: syrgräs-bröd) wird der Samen des abgeschnittenen Sauerampfers mit einigen anderen Kräutern, die getrocknet und gepulvert wurden, und mit etwas Mehl und Hefe verbacken; bisweilen wird diesem Brote auch etwas gemahlene Lindenrinde zugesetzt. (Zeitschr. »Die Mühle«,

1913, Nr. 40, S. 881.) Nach der deutschen Volkssage (Daehnhardt, III, 378) entstand das Kuckucksbrot aus der brüderlichen Träne eines Schafes; wie rührend ist doch dieser Gedanke! Die Erinnerung an karge Hungerszeiten armer Leute bewahrt noch der Züricher Spruch: »Wer Sauerampfer mitsamt dem Fruchtkolben ißt, bekommt Läuse« (wie die armen Leute). (Messikomer, »Aus alter Zeit«, 171.) Die Isländer machen mit dem Sauerampfer (»njóli« = Hohlstengel) das njólagrautur (= Sauerampfergrütze), ein jedenfalls ganz altertümliches Gericht. In der Pilsner Gegend werden auch die Sauerampferblätter zu Brei zerklopft und als »Ampferbrot« gegessen. Sauerampfer ist auch ein antiskorbutisches Gemüse der Eskimos; kurzum, es würde vollständig zutreffen, wenn der Sauerampfer als »Engelbrot« im Volksmunde irgendwie zu finden wäre; in St. Gallen heißt er tatsächlich »Himmelbrot«.

*Gagea arvensis* ist auf der schwäbischen Alp ebenfalls ein »Himmelbrot« (Hegi, »Flora«, II, 207), das vermutlich auch elbischen Geistern (norwegisch *fúgle-lok* = Vögellauch) seine Verwendung zuschreiben könnte; vielleicht wurden die Zwiebeln oder die Blüten gegessen.

*Ranunculus ficaria* ist nach dem deutschen und dänischen Volksglauben ein Antiskorbutmittel und heißt wegen seiner weizenkornähnlichen Knöllchen in Österreich »Himmelmehl«, in Sachsen (Freiberg) »Wundermehl«; nach verschiedenen Volkssagen (s. Meiche, »Sagenbuch des Königreiches Sachsen«, 1903, S. 625 ff. u. Anm.) ist es sicher, daß solches Wurzelmehl (»Mehltheuer« heißt im Schönburgischen dessen Standplatz) als Notbrot Verwendung fand. Ungeahnt, wie vom Himmel gefallen, fand das hungrige Volk nach Regen dasselbe im Erdboden.

*Trifolium pratense* ist in Memmingen und Tübingen ein »Himmelsbrot«, das nur mehr dem lieben Vieh zuteil wird.

*Tragopogon pratensis* ist ein »Gauchbrot«, dessen süßer Milchsaft von Kindern gern »gesutzelt« wird; es heißt auch in Oberbayern »Himmelbrot«, ebenso die süßlich schmeckenden Blütenstände von *Luzula campestris* (»Hasenbrot«); doch ist es kaum glaublich, daß sie als Notbrot verwendet wurden.

Ob *Fraxinus ornus* als »Himmelsbrot« (Pritzel-Jessen, 155) jemals volksüblich in Deutschland war, ist sehr fragwürdig.

Dagegen ist es sicher, daß auch *Rumex obtusifolius*, »der wilde Mangold«, als »Hungerkraut« zur Gemüsenahrung diente, wohl nur als Ersatz für *Beta vulgaris*.

Rolland, *Flore pop.* VII, 11, und auch Matthiolus, 220 B, erzählen, daß das Innerste des Blütenstandes der Eberwurz, gesäubert von den schuppigen Krautblättern und den wollartigen Samenhülsen, daß also der Fruchtboden (wie bei der Artischoke) in Italien in

Zucker oder Honig eingemacht gar lieblich zu essen sei; andere gemeine Leute brauchen diese Pflanze auch wohl roh. Diese *Carlina acaulis*, das heißt deren Blütenboden wird von deutschen Kindern gegessen (*Carduus arvensis* s. *sativus*) (»Zeitschr. des Vereines f. Volkskunde«, 1901, S. 53); ein Engel soll nach der Volkssage dem Heere des Kaisers Karl des Großen dieses Mittel verraten haben, das eine ausgedehnte volksmedizinische Verwendung und fast ans Mystische streifende Verehrung erfuhr, wie ein Engelbrot.

Ein wirkliches Notbrot war und ist noch auf Sardinien das Eichelbrot, über welches La Marmora (»Voyage en Sardaigne«, Paris 1826, S. 238) berichtet.

»Le plus singulier de tous pains est celui, qu'on fait encore dans 4 ou 5 villages de l'Ogliastra (Baunei, Triei, Ursulei, Arzana et Gairo im Osten der Insel); ce pain ne consiste qu'en une pâte de glands bien cuits et réduits en bouillie. On y mêle de l'eau imbibée d'une argile onctueuse, qu'on tire de canton (cette terre provient de la décomposition des chistes talqueux de cette contrée). On en forme des gâteaux plats et minces que l'on saupoudre d'un peu de cendre, afin qu'ils ne se collent par contre la table. Pour les rendre un peu plus mangeables on les humecte avec du lard fondu.« »Le chêne, dont on tire ces glands n'est pas, comme on la cru, d'une espèce particulière; ce n'est pas le *Quercus ballota*, qui donne des fruits doux et qui a été si utile aux armées d'Espagne, c'est tout simplement le *Quercus Ilex*, dont l'espèce est très répandue dans ces contrées« (in der *Macchia*.) Durch Eingraben der Eicheln in die Erde oder durch das Vermengen des Eichelbreies mit Mergelwasser sollen diese Früchte der *Quercus Ilex* entbittert und so angenehmer im Geschmacke werden. (Österlen, »Handb. d. Heilmittellehre«, 1861, S. 247.)

In den Zeiten, in denen der Hagel die Ernte vollständig zerstört hatte, lebten die Lehenleute des Klosters Chiemsee (1642) im Gebirge von einem aus Feldblumen, Bucheckern und Här-Bollen (Leinsamenskapseln, *Linum usitatissimum*) hergestellten Notbrote (Hartwig Peetz, »Die Chiemsee-Klöster«, 1879, S. 213). Die Leinölpreßkuchen haben sicher auch als solches einmal gedient. Die Russen stellen auch aus dem Preßkuchen bei der Sonnenblumen-(importierter *Helianthus tuberosus*)-Ölbereitung ein solches Notbrot (38 Prozent Eiweiß, 13·5 Prozent Fett) her (Maurizio, 377).

Wenn nach dem Volksglauben die Störche die Alantwurzel (*Inula helenium*) zur Stärkung eintragen und verzehren, so erscheint dies deutbar mit der Volksannahme, daß die elbischen geflügelten Geister auch diese nahrhafte (alere = alant) Wurzel dem Menschen vorbildlich verrieten (Mizald, »Arcana«, I, 45, II, 62), das heißt, daß die Ahnen solche Wurzeln als Notbrot genossen haben. In Rußland werden zu Notbroten verwendet (Maurizio, »Getreide, Mehl und Brot«, 377):

a) *Chenopodium album* (15 bis 16 Prozent Eiweißstoffe, 5 bis 8 Prozent Fett, 48 bis 50 Prozent Stärke und Zucker), in Deutschland und Österreich unter dem Namen »Melde« bekannt, auch »wilder Brein« (= Ersatz für den Hirsebrei), da seine Samen als Grütze benützt werden können. »Überhaupt spielten die Melden früher eine größere Rolle als heute. In den südöstlichen Gegenden von Rußland werden in Zeiten der Hungersnot noch heute »Hungerbrote« gebacken, welche nebst Roggen und Unkräutern einen großen Gehalt an *Chenopodium* besitzen. Da sich die Samen von *Chenopodium album* und (spärlicher) *polysermum* auch in den steinzeitlichen Pfahlbauten in großer Menge angehäuft vorfinden, so ist anzunehmen, daß sie bereits damals im Haushalte eine Rolle spielten.« (Hegi, »Illustr. Flora«, II, 227.) Russisches Brot aus *Chenopodium*samen enthält 11·3 Prozent Eiweiß, 4 Prozent Fett, 43 Prozent Stärke und Zucker (Maurizio, l. c. 377, 379); es ist bröckelig, schwarz wie Torf, hart wie Stein; nur 41 Prozent des darin enthaltenen Stickstoffes werden ausgenützt.

b) *Polygonum convolvulus* (13·3 Prozent Eiweiß, 3·9 Prozent Fett, 59·3 Prozent Zucker und Stärke), eine archäophytische Pflanze, welche erst seit prähistorischer Zeit als Unkraut auf Stoppelfeldern, Äckern etc. auftritt und früher, das heißt vor dem Anbau anderer Nährkräuter, schon als wildwachsende Nahrungspflanze Verwendung gefunden haben dürfte und später erst sich als Unkraut in neuere Kulturen einmengte. In Rußland werden die Fruchtkörner mit Roggenmehl gemischt und zu einem schlecht ausnützbaren Brot verbacken, das wie das *Chenopodium*brot geradezu abstoßend aussieht; es werden aber in Rußland Hungerbrote weit schlechterer Qualität noch benützt; nur 46 Prozent des darin enthaltenen Stickstoffes werden vom Menschen ausgenützt.

Eine andere *Polygonum*art, *Polygonum bistorta*, soll bei den waldfischfangenden Eskimos, die sie »Masku« heißen, als Wurzelknollen (»Kagmallikkartoffeln«) verzehrt werden. (Roald Amundsen, »Die Nordwestpassage«; »Meine Polarfahrt auf der Gjøa«, 1908, 462.) Da sie auch als Heilmittel der Schlange im deutschen Volksglauben auftritt (Crollius Osw., »De signaturis«, 1608, 69) und eine *Benedicco super colubrum* (Franz, »Die kirchlichen Benediktionen«, 1909, I, 421) nachgewiesen ist, so dürfte auch eine ehemalige Verwendung der Wurzelknollen beim deutschen Volke wahrscheinlich sein.

c) Die Baumrinde der Ulme (3·8 Prozent Eiweiß, 3·7 Prozent Fett und Harz, 42·2 Prozent Zucker) *Ulmus campestris*. Nach Prof. Schuchardt (Graz) sollen die spanischen Kinder die Flügelfrucht der Ulme, für welche die Römer den Kelten den Namen *samara* (= gleichflügelig) entlehnten, essen; sie heißt dort auch »pan y queso« (= panis et caseus). Wie groß muß die Not sein, wenn sogar die Rinde zum Notbrote dienen muß. Die *Cortex ulmi interior*, die vom

Baste befreite, im Frühjahr von den mittleren Stämmen gewonnene Rinde war früher sogar offizinell. Nach Dioskurides, I, 112, wurden die frischen, gekochten Blätter als Zukost wie ein Gemüse verwandt.

d) Die Verwendung der Lindenrinde (*Tilia europea*) haben wir oben schon beim Sauerampferbrote erwähnt.

Rehe und Hasen nagen oft im Winter den Bastteil von saftreichen Bäumen an, vielleicht war dies ein Vorbild für die Verwendung anderer Baumrinden als Notnahrung für den Menschen (vergl. das Anbohren der Birkenbäume).

»Die Mühle«, 1913, Nr. 40, S. 881, schreibt über das schwedische bork-bröd = Borkenbrot: »Man legt die weiche Rinde der Kiefer (*Pinus silvestris*) etwa 14 Tage lang in fließendes Wasser, trocknet, zerpulvert und verbäckt sie mit so viel Mehl, daß dadurch ein Zusammenhalten bewirkt wird. Hefe kommt nicht hinein, eine Zutat von etwas Salz wird schon als Luxus betrachtet. Das durch v. Berg (1854) mitgebrachte Rindenbrot stammte aus der sogenannten Finnmark im nördlichen Wermland, einer sehr armen Waldgegend; es wird indessen zu Zeiten der Hungersnot in den weiter nach Norden zu liegenden Provinzen Helsingland, Jemtland u. s. w. ebenfalls gegessen.«

Dieselbe literarische Quelle (S. 880) und die »Prähistor. Zeitschr.«, 1912, IV, 166 bis 169, berichten von einem Brotfunde aus einem östergöthlandischen, sogenannten Wikinger Grabe (800 bis 1050 n. Chr.): Ein dichtes, verkohltes, 6 *cm* im Durchmesser fassendes und 1·7 *cm* dickes, flachscheibiges Brot bestand aus grobgemahlener Ackererbsen (*Pisum sativum*) und Fichtenrinde. Im »Zentralblatt für Anthropologie«, 1912, 386, wird ein sogenanntes »Schaubrot« in diesem Wikinger Brote vermutet, aber mit Unrecht, nachdem doch Ulmen- und Kieferrindenbrote als wirkliche Nahrung nachgewiesen sind, Schaubrote aber auf germanischem Boden bislang noch nicht; es war eben ein Notbrot wie das schwedische Borkenbrot (s. o.).

Die schon seit der Tertiärzeit in Europa heimische Wassernuß (*Trapa natans*) hat sich schon seit prähistorischen Zeiten immer mehr vermindert; sie war damals wild wachsend im ganzen mittleren und nördlichen Europa verbreitet (Hoops, »Waldbäume und Kulturpflanzen«, 335); sie diente den Thraziern als Brot: »*Thraces ipsi nucleo tribuli vivunt panem facientes prædulcem*« (Plinius, XXII, 27). Dioskurides (IV, 15) bestätigt diese Angabe. Soranus (I, § 77) benützte deren Mehl wie einen Brotteig zu Kataplasmen. Matthiolus, 334 B, sagt (1626): »Das arme Volk ißt die Wassernuß wie Kastanien und sonderlich in der theueren Zeit kochen sie diese Frucht oder dörrens und stoßens zu Pulver und backen Brot daraus.« Im 18. Jahrhundert wurde die Wassernuß von den Mönchen des Klosters Sittich in Krain in ihren Teichen kultiviert. (Hoops, l. c.) Wasserkästen (=Kastanie) heißt sie in der Steiermark, aber als »Engelbrot«,

»Himmelsbrot« etc. ist sie nirgends in Deutschland erwähnt; da aber Matthiolus ein zuverlässiger Gewährsmann ist, so können wir nicht zweifeln daran, daß das Mehl der Wassernuß als Notbrot verwendet wurde.

Schließlich sind noch zu erwähnen die winzigen Hungerbrötchen, wie sie in manchen Familien und Museen aus der Zeit wirklicher Hungersnot oder Teuerungen zur Erinnerung aufbewahrt werden. Wenn dieselben auch sehr klein sind und ehemals teuer im Preise standen, so haben sie doch das Rationelle, daß sie aus einem gut ausnutzbaren Material bestanden. Die physiologische Chemie hat nachgewiesen, daß es für den Konsumenten angenehmer und ökonomischer ist, das Brot, wenn es auch wenig ist, in seiner gewöhnlichen Form, das heißt ohne fremde Beimengungen zu genießen und die wegen der Kleinheit des Brotes mangelnde Nahrungsmenge durch irgendeine andere Speise (Grütze von Erbsen, Hirse, Mais etc.) zu ersetzen, als das Getreidemehl mit solchen Ersatzmehlsorten zu vermischen und die Mischungen zu verbacken, die doch nur einen »Hungerleiderkuchen« zustande bringen.

Unser obiges Bild zeigt, daß der Engel als Notbrot anscheinend Klöße bringt; der rettende Engel war eine vernünftige Küchenmeisterin, welche an Stelle des ausgegangenen Bäckerbrotes eine tüchtige Portion Brotknödel oder Semmelknödel von altgebackenen Überresten herzustellen wußte.

Der Leser wird bis nun selbst bemerkt haben, daß die Notbrote der verschiedensten europäischen Völker die Aufgabe haben, die vegetabilischen Zerealien zu ersetzen, das heißt, daß diese Völker ohne die letzteren im Stoffhaushalte des menschlichen Körpers nicht auskommen. Die animalische Nahrung spielt nicht die gleiche Rolle; ohne die letztere kann der Mensch lange leben, nicht aber in gemäßigten Klimaten ohne die Stärke, Fett und Zucker liefernden Pflanzen; das Suchen nach solchen dürfte dem primitiven Menschen unserer Zonen auch die ersten Erfahrungen über narkotisch wirkende Mittel aus dem Pflanzenreiche gebracht haben (solche aus dem Tierreiche wurden nicht bekannt). Die ältesten Heilpflanzen sind nicht die stark farbigen oder riechenden, sondern die an Amylum, Fett und Zucker reichsten Nährpflanzen, sie sind die häufigsten und ältesten Schwindsuchtmittel des Volkes.

Heutzutage ist die Hungersnot nur noch in kulturärmeren Gegenden denkbar; um unsere eigenen kulturärmeren Zeitperioden im Rückblicke kennen zu lernen, müssen wir auf die Legenden, Sagen und Kinderspiele zurückgreifen; die Volkskunde und die Völkerkunde sind uns dabei die besten Führer.

## Antike Motive in Volksbrauch und Sage.

Von Universitätsprofessor Dr. Stephan Braßloff, Wien.

### I. Antiker Hochzeitsbrauch in Kärnten.

Bei der slowenischen Bevölkerung am Wörtherseegestade haben sich bis auf den heutigen Tag ganz eigenartige Hochzeitsbräuche erhalten. So gilt hier noch immer der Brauch, daß man bei der Überführung des Brautkastens sich aneignen kann, was einem in die Hände fällt. Es erinnert dies, wie ein Kenner der in dieser Gegend herrschenden Sitten und Gebräuche ausführt,<sup>1)</sup> an ein in alter Zeit einigen Kärntner Familien zustehendes Privileg; diese hatten nämlich das merkwürdige Recht, während der Herzog auf dem steinernen Stuhle am Zollfelde die Vergebung der Lehen vornahm, zu rauben, zu sengen und zu brennen. An eine auch in anderen Ländern vorkommende Sitte — ich füge zu den längst bekannten Fällen noch den der Hochzeit bei den Deutschen in Galizien<sup>2)</sup> und die Tartarenhochzeit<sup>3)</sup> hinzu — gemahnt der Brauch, bei jenem Akt der Überführung des Brautkastens einen roten Faden über die Straße zu spannen und durch diese »Klause« (Mautschranke) die Kastenführer aufzuhalten. Eine solche »Klause« errichten mitunter auch die Mädchen, wenn der Bräutigam eine Braut aus einem anderen Dorfe erwählt, offenbar zum Zeichen des Unmutes über diese Exogamie.

Das Charakteristische bei der Trauung ist aber, daß dem Bräutigam und der Braut eine kleine Krone aus Flittergold auf das Haupt gelegt wird. Die Brautleute müssen sich ruhig verhalten und achtgeben, daß die Krone nicht vom Kopfe herabgleite; fällt sie herab, so ist dies nach der Volksanschauung ein Zeichen dafür, daß die Braut bereits defloriert ist.<sup>4)</sup> Es liegt hier ein antiker Hochzeitsbrauch vor, antik der Form und der Idee nach, welche die letztere beherrscht.

Die Krönung von Braut und Bräutigam bei der Trauung ist alter Rechtsbrauch bei den Juden gewesen; sie entspricht der Rolle, welche die Brautleute während der Hochzeitsfeierlichkeiten spielen, sie werden als König und Königin behandelt.<sup>5)</sup> Nach der Eroberung Palästinas durch die Römer ist die Koronation des Bräutigams weggefallen, die Krönung der Braut hat sich bis auf den heutigen Tag

<sup>1)</sup> Franziszi, Tracht, Sitten und Bräuche am Wörtherseegestade in „Veldens Ehrenbuch“, herausgegeben von Karl Krobath (1905), S. 178 f.

<sup>2)</sup> Kaendl, Sitten und Lieder der Schwaben in Galizien in der „Österreichischen Rundschau“, XXXII, S. 141 f.

<sup>3)</sup> Choteok, Tartarenhochzeit in Westsibirien in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“, XXXIV, S. 567.

<sup>4)</sup> Franziszi a. a. O., S. 179.

<sup>5)</sup> Vgl. zum folgenden: Braßloff, Zur Kenntnis des Volksrechtes in den romanisierten Ostprovinzen des römischen Kaiserreiches, S. 89 f.

bei der syrischen Bauernhochzeit erhalten.<sup>1)</sup> Die Stephanosis beider Nupturienten ist auf dem Gebiete, welches zum Herrschaftsbereich der byzantinischen Rechtsbücher (in der Zeit nach Justinian) gehört, in Geltung geblieben und bildet noch heute ein Charakteristikum der Eheschließungsform in der griechisch-orientalischen Kirche.<sup>2)</sup> Die Zeremonie der Krönung setzt, wie bei anderer Gelegenheit nachgewiesen worden ist, die Virginität der Braut voraus, gilt also nur für die Protogamie.

Antiken Ursprunges ist auch die in Kärnten begegnende Auffassung, die in dem Herabfallen der Krone von dem Haupte eines der Brautleute ein Zeichen für die mangelnde Jungfräulichkeit der Braut erblickt. Es ist ein antiker Gedanke, daß dem Unwürdigen das Zeichen der Würde vom Haupte fällt. Wir finden ihn zum Beispiel im römischen Sakralrecht verwirklicht. Der *flamen Dialis*, der mit seiner ganzen familia der Gottheit zu eigen gegeben ist und daher auch von allen bürgerlichen Pflichten eximiert ist, trägt auf seinem Haupte als Zeichen der Würde einen spitzen Hut (*pileus*); läßt er sich nun in Ausübung seines Amtes eine Nachlässigkeit zu schulden kommen oder fällt ihm der *pileus* vom Haupte, so gilt das als Zeichen seiner Indignität, er muß abdizieren.<sup>3)</sup> Unwürdig ist nach alter Anschauung die Braut, der die Virginität abgeht, unwürdig auch der Mann, der eine Frau von geminderter Würdigkeit heiratet; die religiösen Vorschriften verbieten dem Diener der Gottheit die Ehe mit einer Witwe oder deflorierten Person, und vermutlich ist die Virginität ein Erfordernis für die altsakrale römische Ehe, die konfarierte, deren Spuren in den Balkanländern neuerdings zutage getreten sind,<sup>4)</sup> gewesen.

<sup>1)</sup> Mit jenem Hochzeitsbrauch hängt auch die Entstehung des noch heute üblichen Freitagabendgebetes der Juden (*Lechodaudigebet*) zusammen. Das Motiv der dem 16. Jahrhundert angehörenden Dichtung, in welcher der Sabbat als Braut begrüßt wird, ist, wie Steintal (*Über Juden und Judentum*, 2. Auflage, S. 256) richtig bemerkt hat, den Schlußworten des Dialogs zweier jüdischen Gelehrten aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. entnommen, von welchen der eine am Freitag vor Sonnenuntergang gesagt hat: „Komm, laß uns der Königin Sabbat entgegengehen“, worauf der andere mit den Worten einfiel: „Komm Braut, komm Braut“. Die Entstehung der Gedankenassoziation, welche die *prima causa* für die jenes Gebetes bildet, ist mir klar. Der Hinweis darauf, daß der Gedanke derselbe sei, der sich auch sonst im Alten Testament findet, wo, um das innige Verhältnis Israels zu seinem Gotte zu charakterisieren, dieses als ehelicher Bund gedacht wird (*Lazarus, Das jüdische Haus*, S. 73), bietet allerdings keine ausreichende Erklärung. Jene Antwort auf den Zuruf: „Komm, laß uns der Königin Sabbat entgegengehen“, erklärt sich vielmehr aus dem oben geschilderten Hochzeitsritus der Koronation der Braut. Es begreift sich so, wie die Vorstellung der Königin in einem Manne, der den Volksbrauch bei der Eheschließung täglich wahrnehmen konnte, sofort die der Braut erweckt.

<sup>2)</sup> Zustimmung zu meinen Ausführungen über diesen Punkt Partsch, *Neue Rechtsquellen der nestorianischen Kirche in der Zeitschr. der Sav.-Stiftg. rom. Abt.*, XXX, S. 388 f.

<sup>3)</sup> Marcquardt-Wissowa, *Röm. Staatsverwaltung*, III<sup>2</sup>, S. 331.

<sup>4)</sup> Draganescu, *Rumänische Hochzeitsgebräuche in Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft*, XXIII, S. 77 ff.

## II. Deutsche Parallelen zur Ariadne-Sage.

Eine alte, den Sagenforschern bekannte mecklenburgische Sage<sup>1)</sup> berichtet von einem verwegenen Räuber, der auf dem Kellerberge bei Wismar zum Schrecken der Bewohner der umliegenden Dörfer lange Zeit sein Unwesen trieb; er hatte hier viele miteinander in Verbindung stehende Höhlen mit zahlreichen, nur ihm bekannten Eingängen und Ausgängen, welche seine Ergreifung unmöglich machten. Eines Tages entführte der Räuber ein Mädchen aus dieser Gegend. Es waren schon viele Jahre ins Land gegangen, als die Verschollene unvermutet auf dem Jahrmarkt zu Grovesmühlen erschien; der Räuber hatte ihr gegen die eidliche Zusage, nichts über den Ort, an dem er sie gefangen hielt, zu verraten, gestattet, auf kurze Zeit zu ihren Angehörigen zurückzukehren. Daheim drang man in sie, ihren bisherigen Aufenthaltsort bekanntzugeben; sie weigerte sich anfangs im Hinblick auf das dem Räuber geleistete eidliche Versprechen, fand sich aber schließlich doch bereit, dem Ofen ihr Geheimnis anzuvertrauen. Die Angehörigen des Mädchens, welche die Erzählung mit angehört hatten, ersannen nun ein Mittel, zur Höhle des Räubers zu gelangen; sie gaben ihm bei der Rückkehr Erbsen mit, welche es auf dem Wege bis zu dem Ort, wo es gefangen gehalten wurde, hinstreuen sollte. Das Mädchen tat, wie ihm geheißen. Eine Schar bewaffneter Männer folgte auf dem durch die hingestreuten Erbsen bezeichneten Wege, drang in den Berg ein und befreite die Entführte aus der Gefangenschaft.

Wir finden in dieser mecklenburgischen Sage den gleichen Gedanken wie in der bekannten altgriechischen Sage vom Knäuel Ariadnes,<sup>2)</sup> durch welchen Theseus nach der Tötung des Minostieres den Rückweg aus dem Labyrinth findet; sie stimmt auch in der Idee mit der maltesischen Sage vom Kugelchen<sup>3)</sup> überein, welches mit seinen Geschwistern zweimal in einen von einem Menschenfresser bewohnten Wald gebracht wird, um dort verloren zu gehen, beidemal aber einen Rückweg zu den Eltern findet, das einmal durch hingestreute Kieselsteine, das anderemal durch Brotkrümchen, die es auf den Weg fallen läßt. Der Gedanke, der diesen beiden letzteren Volkserzählungen aus der mecklenburgischen Sage zugrundeliegt, ist der gleiche: »Jemand versichert sich frühzeitig eines Mittels, um aus einer Gegend, aus welcher für ihn ein Entkommen unmöglich scheint, den Rückweg zu finden.« Die Differenzen im einzelnen sind nicht sehr bedeutend. Statt des Fadens, der sich auch in einer Tiroler Sage findet, der Kieselsteine (Brotkrümchen) in der Erzählung vom

<sup>1)</sup> Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, I n. 344.

<sup>2)</sup> Das ist unter Heranziehung eines reichen Materials aus der volkstümlichen Erzählungskunst ausgeführt von Radermacher, Der Knäuel Ariadnes im Wiener Eranos, Festschrift zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, 1909, S. 285 ff.

<sup>3)</sup> Darüber Radermacher a. a. O., S. 286 f.

Kugelehen, dienen in der Mecklenburger Sage Erbsen als Wegweiser, an Stelle des Labyrinths, respektive des schaurigen Waldes, tritt hier ein Berg mit zahlreichen Höhlen und Schlupfwinkeln, das Gegenstück zum Minotauros, welchen die griechische Phantasie als Bewohner des Labyrinths erdacht hat, respektive zum Menschenfresser in der deutschen Sage bildet der vorwegene Räuber, der die Umgebung des Kellerberges unsicher macht.

Eine von der volkskundlichen Forschung bisher unbeachtet geliebene interessante Parallele zu jener Mecklenburger Sage findet sich in der Darstellung des bekannten Pädagogen Friedrich Polack über die Besteigung des Bergriesen Helderstein.<sup>1)</sup> Ein Reisegefährte, der in dieser Gegend zu Hause ist, erzählt dem Autor auf dem Wege folgende Sage:

»In den Runsen der turmhohen Felswände (in ‚Hennigs Loch‘) ... hatte lange ein Räuber gehaust und die Gegend in Schrecken gehalten. Aus einem Dorfe hatte er ein Mädchen geraubt, sie eingesperrt und zu allerlei Diensten gezwungen.

Nach Jahren gelang es ihren inständigen Bitten, die Erlaubnis zu einem Besuche bei den Ihrigen zu erlangen. Vorher mußte sie aber mit einem heiligen Eide geloben, nichts zu verraten und stumm wie das Grab zu bleiben. Man empfing die Totgegläubte mit tausend Freuden, forschte und fragte, wo sie gewesen und wie es ihr ergangen sei. Sie hielt aber treulich ihren Eid und plauderte nichts.

Als sie aber fortging, füllte sie ihre Taschen mit Erbsen, ließ eine nach der anderen fallen und verriet so den Weg zu Hennigs Loch. Der Räuber wurde überfallen, gebunden und dem Henker überantwortet, das arme Mädchen aber bis an ihr Ende in großen Ehren gehalten.«

Der Parallelismus ist ein vollständiger: Hier wie dort ein Räuber, der ein Mädchen entführt und es jahrelang in seiner unzugänglichen Höhle gefangen hält, hier und dort Bezeichnung des Weges auf der Rückkehr zum Räuber durch hingestreute Erbsen. Eine Differenz besteht lediglich darin, daß in der hier mitgeteilten Erzählung ein direkter Bruch des Gelöbnisses nicht stattfindet und das Mädchen aus eigenem Antrieb auf die Idee verfällt, Erbsen als Wegweiser für seine Retter zu verwenden. Es fehlt auch die Feinheit, die ich in der mecklenburgischen Fassung darin erblicke, daß das Mädchen dem Ofen, der im Volksbrauch so oft als trauer Hausfreund erscheint,<sup>2)</sup> ihr Geheimnis mitteilt.

Wir haben mit der Sage vom Helderstein ein neues Zeugnis für die Verbreitung des Typus, den die Mecklenburger Sage darstellt, gewonnen. Es ist nicht anzunehmen, daß das Interesse, welches der Verfasser der »Brosamen« der Werragegend und ihrer Geschichte

<sup>1)</sup> Brosamen, I<sup>3</sup>, S. 289.

<sup>2)</sup> Siehe darüber die schönen Ausführungen von Haberlandt, Kultur des Alltags, S. 95 ff.

entgegenbrachte, seinen Reisebegleiter dazu verleitet habe, eine ihm aus Lektüre oder mündlicher Überlieferung bekannte Sage aus Mecklenburg in das Gebiet des Heldrastein zu lokalisieren; das stimmt gar nicht zu der harmlosen Natur, die nach Polacks Schilderung des Jünglings, ohne Falsch war, und auch ein Irrtum des Berichterstatters selbst, der über die Erlebnisse seiner Jugendjahre wohl nicht aus der Erinnerung allein geschrieben hat, ist nicht zu präsumieren.

## Unsere Bastler und Holzschnitzer.

Ein Bild aus dem Erwerbs-, Kultur- und Kunstleben des Böhmerwaldes.

Von Josef Blau.

(Mit 3 Textabbildungen.)

Ein bildhauer, wenn er wil ein bild hauen und machen, so nimpt er ein lindenbaum oder ein ander holtz und thuot nüt, dann das er hinweg thuot: stets hauwet er davon . . . der Maler, der muoß zu thuon, wil er ein bild malen.  
Geiler v. Kaisersberg (Brösamlin 1517).

Geologisch gedacht nennt man die Alpen das Kind, den Böhmerwald den Greis unter den europäischen Gebirgen; auch in Hinsicht auf seine durch Menschenhand, Stürme und Käferschaden arg hergenommenen Wälder und die stellenweise bedenklich kahlen Scheitel hätte das Gleichnis einige Berechtigung; aber die Werke der in seinem Berglande hausenden Menschen zeugen für seine Kindheit. Längst ist der letzte Ton der für schwacher Menschen Ohr und Sinn unfaßbaren Fuge tobend schreitender Naturgewalten verklungen, der brausende Orgelton des Urwaldes ist verrauscht und nun steht der Mensch am Notenpult; aber ach! in ihm ist der Böhmerwald noch ein Kind. Um so besser, so hat er noch eine Zukunft.

Während das Berchtesgadner Kunsthandwerk, begünstigt durch Fremdenzug, Schulen und Bahnverbindungen, weit vorgeschritten ist und einen angesehenen Zweig der heimischen Volkskunst bildet, auf den das ganze Bayerland stolz ist, liegt das unsere, was Holzarbeit angeht, noch in der Wiege, wenn es auch an einigen Stellen bereits über deren Rand hinausguckt.

Reich ist unser Wald in seiner unerreichten Mannigfaltigkeit an Erzeugnissen der Holzhausindustrie; langsam beginnt sich über all diese Arbeiten deren edelste Ausblüte, die Schnitzerei, zu erheben. Die im Böhmerwäldler, diesem Angehörigen des kunstfreudigen Bajuwarenvokes, seit jeher lebendige Lust am Formen des ihm so überreich zuteilten bildsamen Stoffes, die sich unter dem Druck der ärmlichsten Verhältnisse durch Jahrhunderte nur an der Herstellung in der Wirtschaft nutzbarer Dinge ausleben konnte, sich aber an zahlreichen unserer Bastler recht vielversprechend äußerte, schwingt sich nun mit der Hebung der Volksbildung, der Verkehrsverhältnisse, des Fremdenverkehrs und des durch diese Mächte

wieder geförderten Volkswohlstandes immer deutlicher zu höherem Vollbringen auf.<sup>1)</sup>

### Bastler und Machler.

Die Freude am Schnitzeln und Mächeln lebt schon im spielenden Kinde; es bildet in seinen Pffurrern und Pfeifen die Musikinstrumente, in seinen Wasserrädern, Lohstampfen und Schleifmühlen industrielle Anlagen nach; die für plastische Kunst begabten Wäldlerbuben üben ihr Talent zu allererst an dicken Krautstengeln und Futterrüben, aus deren Stoffe sie Karren, Öchslein und Rösser schneiden; die Waldbäuerin, nicht zufrieden mit den Formen des Buttermodells, in dessen Laufrolle ihr Mann mittels Kerbschnittes heilige Symbole und Zeichen gegraben, gestaltet ihren Butterstriezel zu einem Lamme, dessen ruhenden Rumpf sie mit krausen Wollhaaren bekleidet; auch letztere hat sie aus Butter gewonnen, welche sie durch schütteres Linnen preßte. Ja ganze Familien fingen zur Winterszeit zu basteln und zu schnitzeln an, wenn es galt, ein »Krippel« mit wirklichen hölzernen Figuren zur häuslichen Erbauung zustande zu bringen. Aus einer solchen Schule ging wohl auch der »hülzene Hoiberlmüllna« hervor, den unser Banater Landsmann Graßl<sup>2)</sup> so ergötzlich schildert. Der Müller hatte den Herrn Pfarrer nicht begrüßt, als dieser an seiner Mühle vorbeikam und sollte nun nach den strengen Gesetzen der Militärgrenze hiefür mit dem Stocke bestraft werden; der Müller aber stellte eine ihm selber ähnlich sehende Mannsfigur auf die Radstube und schob alle Schuld auf diese Gestalt.

Weitum bekannt war in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Krippe des Klentscher Müllers Tauer, die von ihm selbst hergestellt war und bewegliche Gestalten besaß; ein Sandgetriebe machte die Personen lebendig.

Solche Arbeiten sind oft unbewußte Nachahmungen der alten Liebhaberei, mechanische Werke, namentlich Uhren und Glockenspiele, mit beweglichen Figuren auszustatten. Die Müller sind als Besitzer, Kenner, oft auch Bauer oder doch wenigstens handfertige Instandhalter ihres vielartig beweglichen Werkes auch ganz besonders befähigt, gegebenenfalls die Lust zur Schnitzerei auszuleben.

Durch den unerwarteten Erfolg solcher still-häuslichen Arbeit ist schon so mancher Schnitzler in eine höhere Stufe des Erwerbes aufgestiegen, wie die Geschichte so vieler Kunsthandwerker und auch manches Böhmerwäldlers beweist.

Unsere »Holzbezler«<sup>3)</sup> können alles Mögliche machen: Allerhand

<sup>1)</sup> Von den verschiedenen Zweigen der Hausindustrie, die auf der Holzschnitzerei beruhen, wie die Holzschuhmacherei und andere, soll im folgenden keine Rede sein.

<sup>2)</sup> In der Zeitschrift »Böhmens Deutsche Poesie und Kunst«, III, 1893, S. 683, »Deutschböhmisches aus dem Banat«.

<sup>3)</sup> Auch die Grödner Schnitzer werden in ihrer Heimat »Pitzler« genannt. Ein rechter Holzkünstler war auch unser Adalbert Stifter.

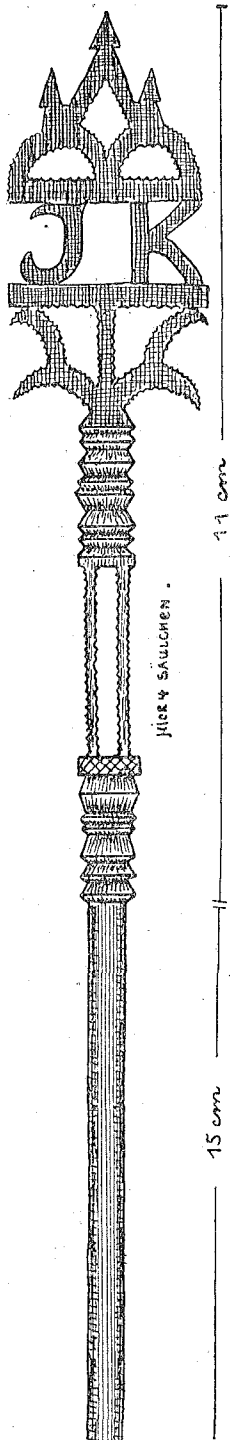


Fig. 25. Rockennadel, um 1870 aus Zwetschenholz geschnitzt. Gegend von Neuern.

Spielware, Holzpfeifchen, Hutschpferde, kleine, aber feste Wagen für Kinder, Schnupftabakdosen aus Birkenrinde, schöne Tauben aus einem einzigen, gut spaltbaren Holzstücke, welche Flügel und Schwanz spreiten, kunstvoll geschnitzte Rockennadeln, Leuchter, Trinkgeschirre, Stöcke und Kruzifixe aus abenteuerlich geformten Birkenwurzeln, den Heiligen Geist in der Glaskugel, der oft von der Decke der Himmelbettstatt oder aus der Herrgottsecke herniederhing, dann eine andere Geduldarbeit, »das Leiden Christi«: in einer enghalsigen Medizinflasche wird auf einem Untergestell das Kreuz mit sämtlichen Marterwerkzeugen samt dem krähenden Hahn sauber angeordnet und zu guter Letzt das Behältnis von innen mittels eines Keiles verschlossen!<sup>1)</sup> Ein Haupterzeugnis unserer Schnitzer sind Bilderahmen mit Kerbschnitt oder in Bildhauerarbeit. Ab und zu wagt sich einer selbst an ein Kruzifix heran; der »Herrgottschnitzer« ist dem Böhmerwäldler die höchste Stufe der Bildhauerkunst.

In folgendem will ich einige kleinere Erzeugnisse der häuslichen Bastel- und Schnitzkunst erwähnen.

Vor allem die etwa 2 m langen Hirtenhörner, die in Böhmen bei Deutschen wie Tschechen und auch im bayrischen Walde vereinzelt noch bis um 1860 in Gebrauch waren und in fast jeder unserer öffentlichen Sammlungen vertreten sind. Bei ihrer Anfertigung wurde ein Nadelholzast von geeigneter Länge und Stärke sauber abgeschält und der Länge nach mitten durchgesägt. Die beiden Teile wurden dann ausgehöhlt und dann wieder zusammengefügt, wobei man die Schnittflächen mit Käsekitt oder Pech bestrich. Zuletzt wurde das Horn mit sauber geputzten Wieden an vielen Stellen gebunden.

Gerade auch Hirten, Holzhaier (Holzoja = Heger), Vogelsteller und andere Waldleute waren es, die hübsche Geh- und Spazierstöcke, oft und mit besonderer Vorliebe solche mit absonderlichen, an gewisse Tierformen erinnernden Gestalten schnitzten. Ihre Einbildungskraft und die immer zufällige Formgebung beeinflusste am meisten die sonderbare Form der Wurzeln verschiedener, namentlich

<sup>1)</sup> Eine solche Flasche aus dem Böhmerwalde besitzt das k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

der Haselsträucher. Wo sich diese in großer Zahl zusammenfanden, da erschien der »Beezler« und riß und grub die Schößlinge aus ihrem steinigen Lager, dessen Beschaffenheit die Wurzeln zu mannigfachen Umwegen genötigt hatte. Die »gleichen« oder »geschlacht« gewachsenen Schosse, die einen geeigneten »Hakel« besaßen, wurden gleichmäßig ausgeputzt und unentrindet lackiert. Wo es anging, wurde ein ruhender Jagdhund, ein Fuchs oder ein menschliches Antlitz auf den »Hakel« geschnitzt, oder für den Herrn Pfarrer ein Kreuzifix.

Ein schöner Gehstock aus Wacholder braucht mehrjährige Herrichtung und Hut auf dem Stande. Der Wäldler schneidet einer hoffnungsvollen Kranwitstaude die unteren Seitenäste weg und läßt sie weiterwachsen; ebenso verfährt er im zweiten Jahre mit den unterdessen stärker gewordenen oberen Ästen. Im dritten Jahre sind die Wunden prächtig vernarbt. Der Stock wird nun abgeschnitten, geschält, mit Hilfe heißen Wassers gebogen und ausgefertigt. Solche Stöcke sind ungemein zähe, federleicht und eigenartig hübsch; sie werden aber ihrem Pfleger, wenn er ihren Standort nicht genügend durch Strauchwerk verdeckte, sehr gerne vom Stamme weg gestohlen.

Merkwürdig ist, daß es in Andreasberg (Bezirk Krummau) einen Künstler gibt, der Spazierstöcke aus den dünnen Strünken der Königskerze erzeugt. Diese sind ungemein leicht. Die besonderen Formen, die Natur und Schnitzkunst den Stöcken geben, haben längst die Sammellust geweckt. Eine reiche Stocksammlung besitzt das volkskundliche Museum in Klattau, eine andere die fürstlich Schwarzenberg'sche Sammlung in Krummau.

Die Birke zeigt an der Stelle, wo sich ihr Stamm in der Erde in die Wurzel verzweigt, eine reich entwickelte Form. Gerade als hätte sie aus dem verkropften Stammende tausend Würzelchen treiben wollen, die aber alle zu kurzen Kegelchen verkümmert sind. Der Schnitzer formt die Stöcke, — wo es ihm nötig scheint, selbst mit Zuhilfenahme der Drehbank, was aber nachteilig wirkt, — zu Leuchtern für einsame Bauernkapellen; zu Kreuzifixen für die Bauernstuben; zu Bildrahmentheilen; zu Krügen, denen er einen zweiten Knorren als Deckel aufsetzt; zumeist aber zu Rauchpfeifen, eigentümlichen Abänderungen der Ulmer Holzpfeifen. Eine solche aus den Knorren von vier jungen Birken zusammengestellte Pfeife habe ich vor mehreren Jahren an das k. k. Museum für österreichische Volkskunde in Wien abgegeben. Im bayrischen Walde finden die Pfeifen reiche Verzierung in Silberbeschlägen und Perlenschnüren. Im Zwieseler Museum fand ich sogar eine Zigarrenspitze, die auch aus einer Birkenwurzel verfertigt war.

Zu des Topographen Sommer Zeiten (1839) gab es in Pořitz (Bezirk Krummau) einen Tabakspfeifenschneider. Der Egerer Handelskammerbericht 1870 verzeichnete 5 steuerzahlende Pfeifenschneider. Solche Gewerbetreibende gab es 1880: Im Bezirk Bischof-

teinitz 1, im Bezirk Prachatitz 2; 1885 in den Steuerbezirken Kaplitz 2, Gratzen 1, Hohenfurth 4 und Wittingau 2.

Alt ist die Erzeugung von Tabakdosen aus Birkenrinde.<sup>1)</sup> Diese haben die Form der flachen und hohen, schmal-eirunden Spanzündholzschachteln, die früher für Phosphorhölzer so stark im Gebrauche waren. Der Boden war fest, der Deckel ließ sich zum Einfüllen abnehmen; er hatte aber eine kleine, durch einen Schuber verschließbare Öffnung, durch die der Tabak, meist war es der den Wäldernasen so köstlich duftende Brisil oder Schmalzler, auf den Handrücken geklopft wurde. Diese Dosen sind sehr einfach und billig. Von wesentlich feinerer Art sind die in der Tachauer Gegend gefertigten. Ihr Gerüst ist aus Eschenholz und mit Birkenrinde überzogen. Sie haben ein sehr hübsches Aussehen. Exner, der auf seiner Studienreise 1871 den Meister Franz Pschierer in Tachau besuchte, erzählt, daß eine solche Dose einen Gulden kostete und der Meister in der Woche 18 Stück fertigbrachte. Um 1890 war diese Erzeugung auch in den Orten Tissa und Tirna bei Tachau heimisch. Die Ware fand nicht nur in Österreich, sondern auch im Auslande Absatz und ist in der Handelswelt allenthalben unter dem Namen »Tachauer Dosen« bekannt. Die erste solche Dose ist von Michael Standfest in Tachau nach einem bayrischen Muster gefertigt worden. Heute ist diese Erzeugung so gut wie eingegangen.

Die einst so berühmten »Sandauer Dosen« (aus Papiermasse) werden heute nur mehr von den Familien Kraus und Lindmayer in Sandau bei Eger angefertigt.<sup>2)</sup>

#### Tachauer Schnitzerei.

Fast jede Gegend des Böhmerwaldes hat ihren Holzkünstler, gewöhnlich ohne alle schulmäßigen Vorkenntnisse im Zeichnen, ausgestattet mit den einfachsten notdürftigsten Hilfsmitteln, ganz unberaten in der Wahl der Vorbilder und Aufgaben, aber voller Kunst- hunger und Arbeitseifer; während es einige zu ansehnlichen und immer eigenartigen Leistungen bringen, wird der anderen Begabung durch die Ungunst von Außen Umständen erstickt oder doch verkümmert.

Im folgenden wollen wir auf einer kleinen Fahrt durch den Böhmerwald eine oder die andere Stätte künstlerischen Hausfleißes betreten, manchen Meisters Arbeit verfolgen. Wir beginnen mit Tachau im »oberen« Böhmerwalde, einer Gegend, die erst vor kurzem mittels einer Bahnstrecke (Tachau—Taus) dem unteren Waldgebiete angeschlossen wurde.

<sup>1)</sup> Die Verwendung der Birkenrinde zu feineren Holzarbeiten ist auch außerhalb Österreichs, besonders aber in Schweden und Norwegen, bekannt.

<sup>2)</sup> Näheres über diese Erzeugung in dem Buche von Dr. M. Urban, »Geschichte der Städte Königswart und Sandau«, Mies 1894; ferner »Mitt. des Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. B.«, VII, 179; K. Moißl, »Die Sandauer Dosen«.

Der Satz, daß die Bevölkerung des südlichen Böhmerwaldes für die Holzbildhauerei »besonders« begabt sei, wird hier durch unsere Erfahrungen viel weiter gedeht. Gerade die Tachauer sind ebenfalls »besonders« begabt.<sup>1)</sup> Hier gründete Josef Facht, aus dem nahen Promenhof gebürtig, mit seiner Mutter ein ärmliches Hauswesen am Gänsbühl in Tachau. Mit einem einfachen Taschenfeitel schnitzte er die zierlichsten Figuren. Der Dechant Josef Händschl in Tachau



Fig. 26. Muttergottesbild.  
Statue nach einem Dürerschen Bilde. (70 cm hoch.)  
Vom Bildhauer Johann Rumpler, Tachau.

nahm den armen Knaben als Diener auf. Hier hatte der heranreifende Jüngling genug Zeit und Muße, sich in der Holzschnitzerei zu üben. Sein Lieblingswerk war der gekreuzigte Heiland, weshalb er nur der »Herrgottschnitzer« hieß. Ein bleibendes Denkmal hat er sich an dem Predigtstuhl der Franziskanerkirche in Tachau gesetzt. Er ist leider schon in jungen Jahren gestorben.

Ein anderes Tachauer Talent ist Johann Rumpler; schon sein Vater hatte die Holzschnitzerei betrieben. Eigentlich gelernter Hut-

<sup>1)</sup> Über Egerer Bildschnitzer siehe „Unser Egerland“, VI (Museumsbeilage) und XV, 52, 53.

macher, hatte dieser mit einemmal die Holzschnitzerei begonnen, ohne daß er gewußt hätte, wie er dazu gekommen. Von ihm stammen:

Das große Kreuz und die Kreuzwegstationen (Relief) in der Hohenstein-Kapelle bei Tachau, die Statuen der heiligen Barbara und Katharina in der Kirche zu Brand, außerdem viele kleinere Arbeiten. Johann Rumpler d. Ä. starb 1876.

Der jüngere Johann Rumpler, der gegenwärtig noch in Tachau lebt, schaut auf eine große Reihe künstlerischer Leistungen zurück. Von diesen seien hier angeführt:

Ein Johannes-Standbild für eine Kapelle in Hradzen (Besteller Dr. Linhart †); ein Maria Lourdes-Standbild für die Villa des Regierungsrates Dr. Kraus in Heiligen bei Tachau; die zwölf Apostel für die St. Annakirche in Purtschau; die Standbilder St. Peter und Paul für die Kirche in Damnau; drei Statuen für die Kirche in Drosau bei Klattau; »Leichnam Christi« für das Franziskanerkloster in Eger; Rosenkranz-Muttergottes und ein Heiliges Grab für die Kirche in Haslau; Josef- und Anna-Standbild für eine Kapelle in Ulliersreith; Herz Mariä für die Stadtkirche in Tachau; »Der englische Gruß« für Haid (Besteller Fürst Löwenstein); Peter und Paul, dann Maria von Lourdes für Griesbach in Bayern; ein Christoph-Standbild nach Worms am Rhein; Altar für den israelitischen Tempel in Neuzedlisch; außer mehreren anderen großen Statuen und Kreuzwegstationen für einheimische und ausländische Gotteshäuser noch einen Adler in Lebensgröße für die Apotheke in Tachau, mehrere Krippen für westböhmische Landkirchen (Tissa, Haslau, Altsattel bei Elbogen, Brand, Hals und andere) — bei denen die Größe der einzelnen Figuren  $\frac{1}{2}$  m und mehr betrug — und noch unzählige kleinere Kreuze und verschiedenartige Schnitzwerke. Von besonderem Werte sind Rumplers Reliefarbeiten; so die Krippe in Relief, die sich im Tachauer Franziskanerkloster befindet. Da er in der letzten Zeit wenig Bestellung hatte, so schnitzte er mit seinen schon zittrigen, aber noch immer geschickten Händen auf eine Birnbaumholzscheibe von 12 cm Durchmesser ein zierliches Kripplein in Relief »Das Jesukind in der Krippe« ungemein schön. Über dem Jesukinde gucken ein Ochsen- und ein Eselskopf in die Krippe, links neigen sich Maria und Josef, rechts zwei anbetende Hirten über das Kind. Ein gebogenes Glas umschließt das kleine Kunstwerk.

Johann Rumpler ist der einzige Bildhauer im Tachauer Bezirk, und da er bereits im 68. Lebensjahre steht, dürfte mit dem schlichten Künstler in der Gegend des oberen Böhmerwaldes auch seine Kunst absterben. Sein Bruder Franz Rumpler ist Professor an der Malerakademie in Wien und hat sich der Familie unseres Bildhauers aufs wärmste angenommen. Das Haus Rumplers war es wahrscheinlich, in dem Exner 1871 eingekehrt war und von dem er schrieb:

»Auch ein Herrgottschnitzer hat sich in Tachau sowie an fast allen größeren Orten des Böhmerwaldes angesiedelt. Als ich ihn besuchte, arbeitete er gerade an einem 4 Fuß langen Christus aus Lindenholz, welcher bei ihm für den Preis von 18 fl. bestellt war. Bei der Sorgfalt und Meisterhaftigkeit, mit welchen einzelne Teile dieser Bildhauerarbeit durchgeführt wurden, ist dieser Verdienst ein geradezu kümmerlicher, denn mehrere Wochen bringt dieser geborne Künstler mit seiner Arbeit zu.

Auch hat er weder im Zeichnen noch im Modellieren einen Unterricht genossen, was er kann, hat er von seiner Frau Mutter geerbt.«<sup>1)</sup>

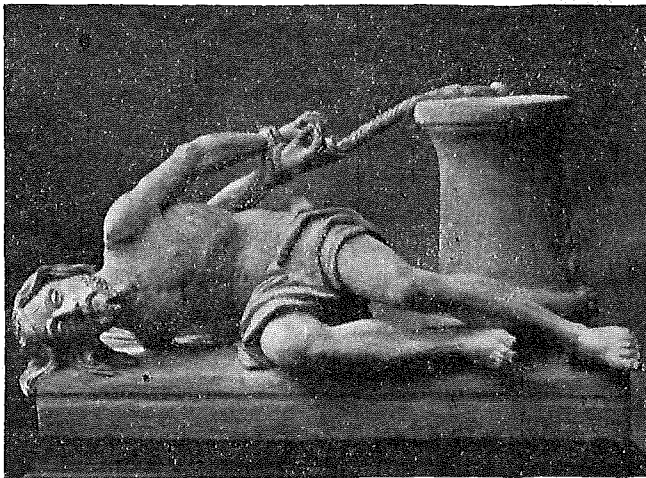


Fig. 27. Ecce homo. (Höhe  $\frac{1}{3}$  m, Birnbaumholz.) Von Johann Rumpler.

Der Tachauer Tischlermeister Ignaz Haubner hat sein Handwerk zur völligen Kunsttischlerei ausgebildet. Von seinen Arbeiten sind namentlich der kunst- und stilvolle Altar in der Anna-Kirche bei Bernetzreith wie der Altar in der Kapelle des Dr. Gärtner-Spitals in Neulosimtal anzuführen. Sein jüngerer Sohn führt für seine Möbelarbeiten die nötigen Schnitzereien selber aus.

Fachlehrer Ignaz Schöffl aus Tachau lehrt an der dortigen Fachschule Drechslerei sowie Bildhauerei für gewisse Drechslerarbeiten und beschäftigt sich in seinen Mußstunden mit Schnitzerei. Früher war an der Tachauer Fachschule auch ein Lehrer für Schnitzerei angestellt. Als sich aber für dieses Fach wenig Teilnahme zeigte, wurde die Lehrstelle aufgelassen und der Fachlehrer Max Jäger wurde nach Hall in Tirol versetzt. Johann Schmalholz, der Sohn eines Wittingreither Lehrers, besuchte vor Jahren das Technologische Museum in Wien und erlernte die hausindustrielle Drechslerei und Schnitzerei.

<sup>1)</sup> „Allgem. Forst- und Jagdzeitung“, 1872, 64.

Er leistete Bedeutendes in der Schnitzerei, wanderte aber bald nach Ungarn aus.

Professor Exner besuchte auf seiner Studienreise vor 43 Jahren auch den Tausendkünstler Johann Bock in Brand bei Tachau. Er schrieb über diesen Besuch:<sup>1)</sup>

»Ich besuchte in Brand bei Tachau ein alleinstehendes Haus, in dem Fenstervorhänge gefertigt, Flinten, Uhren und allerlei anderes Gerät ausgebessert wurden. Der Vater — ein Büchsenmacher — webt auf einem von ihm selber erfundenen Webstuhl die Vorhänge, die Tochter bemalt sie mit Landschaften und Fruchtstücken nach Jahrmaktbildern und der Sohn lernt vom Vater zeichnen. Der hatte es wieder vom Großvater gelernt. Der Junge will Herrgottschnitzer werden, versichert er. Seine Zeichnung, an der er eben arbeitet, läßt erraten, was er bei ordentlichem Unterricht leisten könnte. Das Talent ist überall zu Hause, so weit der Böhmerwald reicht.«

Von Johann Bock stammt die Verbesserung der Maschinenmodelle in der Holzleistenfabrik zu Ringelberg bei Tachau, ebenso die Maschinenformen der Lugnerschen Fabrik in Tachau. Bock war sein Lebtag ein Sonderling gewesen und hatte sich auch drei Jahre in Amerika herumgeschlagen. Als Büchsenmacher war er weit und breit berühmt. Neben vielen anderen wirklichen und vermeintlichen Verbesserungen an Waffen und Vorrichtungen erfand er ein Heft, das als einziges für den ganzen Satz sämtlicher Schnitz- und Stechwerkzeuge eines Holzbildhauers verwendbar war, die ebenso geistvolle wie wertlose Lösung einer schwierigen Aufgabe, da ja die Holzhefte fast keinen Wert haben. Es hatte ihn aber die Lösung gereizt. Für einen großen Leierkasten schnitzte er bewegliche Figuren; eine kleine Eisenbahn, die er bei Besuchen in seiner Stube in Bewegung setzte, war auch sein Werk. Bock brachte sich trotz seiner Geschicklichkeit und seines Fleißes doch nur kümmerlich fort und hatte in seinen alten Tagen mit Not und Elend zu kämpfen. Der von Exner erwähnte Sohn Bocks, der, wenn er eben kein Kind des vernachlässigten Böhmerwaldes gewesen wäre, es durch Ausbildung seiner Anlagen hätte weiter bringen können als sein Vater, ist früh nach Amerika ausgewandert und dort verschollen.

Zum Schlusse noch einige Nachrichten aus älterer Zeit, welche zeigen, daß die Bildhauerkunst in Tachau seit jeher heimisch war. Im Jahre 1712 lieferte der Tachauer Bildhauer Adolphus Grieger nach Neustadt in der Oberpfalz eine Statue des heiligen Felix, die 1765 in die dortselbst neu erbaute Felix-Kirche übertragen wurde.

Im Jahre 1740 wird in einer Rechnung der Tachauer Bildhauer Johannes Träger angeführt, der für den Hochaltar in der dortigen Franziskanerkirche 149 Gulden 9 Kreuzer ausbezahlt erhielt. Im Jahre 1753 verfertigte Träger auch den Altar Mariä Heimsuchung.

<sup>1)</sup> Vortrag, 1872, 6; „Allg. Forst- u. Jagdztg.“, Frankfurt, 1872, 65.

Ungewiß ist, ob der neue Hochaltar, den die Paulaner in Heiligen bei Tachau um 1720 in Tachau anfertigen und in ihrer Kirche aufstellen ließen, von einem und von welchem der beiden letztgenannten Künstler erbaut wurde. Der Schein spricht am meisten für Grieger, dessen bekanntes Datum 1712 der fraglichen Zeit näherliegt.<sup>1)</sup>

#### Im mittleren Böhmerwalde.

Nach einem weiten Schritt über Raum und Zeit hinweg betreten wir die Werkstätte der Klattauer Jesuiten. Die Kirche ist die älteste und auf dem Lande trotz vieler Vandalismen größtenteils auch heute noch die einzige Pflegestätte der Kunst. Wie viele Denkmäler (zum Teil auch einheimischer) künstlerischer Genies reden hier ihre Sprache, wie viele begabte Heimatkinder haben nicht an dieser Stätte Anregung, Vorbilder, Erleuchtung — und Beschäftigung gefunden, die oft ein Wendepunkt fürs Leben war?

Das Klattauer Jesuitenkloster, das über tüchtig geschulte, kunstverständige Laienbrüder verfügte, war um 1700 eine förmliche Hochschule des Kunstgewerbes, die dem Altar- und Kanzelbau des ganzen Klattauer Kreises und noch weiterer Gebiete für nahezu zwei Jahrhunderte die Richtung zeigte. Die Brüder waren vielfach auch auf dem Lande tätig. Ähnlich verhielt es sich auch mit der Malerei. Ein Profandenkmal der Kunsttätigkeit dieser Werkstätte ist die prächtige Einrichtung der Klattauer Apotheke.<sup>2)</sup>

In dem nahen Neuern war es der Tischlermeister Peter Korzinek, der die Thomaskirche seiner Heimatstadt 1868 und 1886 mit Kanzel und Altären in moderner Gotik schmückte. Sein Sohn Anton wurde an der Münchner Akademie in der Bildhauerei ausgebildet und besitzt gegenwärtig in der bayrischen Hauptstadt eine kunstgewerbliche Werkstätte. Die Statuen und Schnitzwerke des 1868 erbauten Hochaltars stammen vom Bildhauer Lemberger in Neumark. In Neuern beschäftigten sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Josef Wieder und dessen Sohn Georg mit dem Schnitzen von Kruzifixen, die besonders für Schulzimmer und Wohnstuben, auch für ländliche Kapellen angekauft wurden.

Mehr im Sinne der Hausindustrie ist der Bildhauer Friedrich Zippelius in Neuern tätig. Er ist ein Schüler der seinerzeit im Böhmerwalde berühmten Holzschnitzerwerkstätte von Stubenbach, über die noch weiter unten die Rede sein wird. Sein 1890 eröffnetes Geschäft erzeugt geschnitzte Rahmen, Möbelverzierungen für die Tischler der Gegend, dann verschiedene andere Artikel wie Wand-

<sup>1)</sup> Die Nachrichten über die Tachauer Holzschnitzkünstler verdanke ich mit Ausnahme der Exnerschen Berichte ausschließlich Herrn Josef Köferl, dem hochverdienten Erforscher der Vorzeit und des Volkslebens im nördlichen Böhmerwald. (Buch über den Bezirk Tachau und mehrfache briefliche Mitteilungen.)

<sup>2)</sup> Hostaš-Vaněk, „Topographie der historischen und Kunstdenkmale“. Der politische Bezirk Klattau. Prag 1905. Vorwort.

kästchen, Hausapotheken, Barometergehäuse. Für die Stadt Neuern schnitzte er eine große Wahlurne. Er beschäftigt mehrere Lehrlinge und Gehilfen. Auch zwei Brüder des genannten Meisters betreiben in Neuern die Holzschnitzerei; ferner ein Verwandter namens Richard Adler, dessen Vater ebenfalls in Stubenbach gelernt hatte.

Emanuel Pfeifer, Drechslermeister in Eisenstein, erzeugt auch mancherlei geschnitzte und mit Brandmalerei verzierte Holzwaren, ebenso Dominik Neumann in Bergreichenstein.

Eduard Fedor Kastner macht in einer liebenswürdigen Plauderei über den inneren Böhmerwald <sup>1)</sup> auf einen besonders hervorragenden Böhmerwälder Schnitzkünstler aufmerksam, Franz Igl er in Winterberg, der früher seines Berufes Wagner gewesen. Igl er ist wieder ein Beispiel für das traurige Bildungselend unserer Verhältnisse. Dieser Wäldler mußte seine große Begabung unterdrücken, weil sich niemand ihrer annahm und ihr zur Entfaltung verhalf. Was hätte aus diesem Manne werden können. Als seine Begabung endlich von selbst zum Durchbruche und zur Entfaltung gekommen war, war es kein menschlicher Lehrmeister, der ihm die Wege wies: es war die lebendige Anschauung, die Natur. Wochenlang, so wird erzählt, verlor sich Igl er in der Waldeinsamkeit des Kubani, wo er das Edewild, den Hirsch belauschte. Dann kam er leuchtenden Auges heim und begeistert setzte er sich hin und schnitzte ein Stück des heimlich Erschauten in naturgetreuer Wiedergabe. Eine der schönsten Früchte dieser Studien ist der »röhrende Brunfthirsch«. Seine Majestät der Kaiser hat einige seiner Schnitzereien angekauft. Der Mann hat aber immer noch nicht die rechte Unterstützung und Förderung gefunden und hat mit Not genug zu kämpfen. Ein Bruder Iglers, der sich gleichfalls der Holzbildhauerei zuwandte, hat seine Werkstätte im neunten Bezirk Wiens. (Fuchsthallergasse.)

Die Gegend des mittleren Böhmerwaldes ist ein altes Gebiet der volkstümlichen Holzschnitzerei. Im »Walde« jenseits der Grenze um den Hohenbogen und im Lamer Winkel war sie schon vor Jahrhunderten heimisch und die Erzeugnisse der treuherzigen Volkskunst — meist Herrgötter — wurden größtenteils auf dem Regonflusse nach dem Regensburger Markte geschafft. <sup>2)</sup>

Um 1750 gab es in Neukirchen bei Heiligenblut, südlich von Fürth i. W. einen Bürger, dessen Beruf als »Kreuzschnitzer« angegeben wurde.

Auch im Böhmerwalde gab es eine ähnliche Hausindustrie, und zwar in der Umgebung von Bergreichenstein. Ein zugereister unternehmender Mann, der Wirt Verderber in Außergefeld, der auch die Glasbildmaler des Waldes zu einer von ihm geleiteten Unternehmung zusammengefaßt hatte, war auch der Gründer einer Herrgottschnitzer-

<sup>1)</sup> Lucken-Urwald, „Ostdeutsche Rundschau“, 12. Juni 1909.

<sup>2)</sup> Brunner, 37.

werkstatt. Unser Landsmann Josef Meßner erwähnt in seinen »Hantierern« auch diese »Kruzifixschnitz- und Staffieranstalt«, deren Erzeugnisse von Verderbers Landsleuten, hausierenden Gottscheern, in die weite Welt hinausgetragen wurden. Meßner berichtet: »Diese Kruzifixe sind auf eine Art geschnitzt, die wohl mehr als jede andere geeignet sein dürfte, der Einfalt des Landmannes das bittere Leiden unseres Heilandes anschaulich zu machen. Sie sind mit Blut und Wunden bedeckt und der Leichnam so skelettartig als möglich.« Eine bezeichnende Anekdote möge dies erläutern: Ein altes Weib kam vom Markte zu P. heim und brachte ein Kruzifix aus dieser Kunstanstalt mit nach Hause. »Wie war denn der Markt?« fragte man sie. »Mei — schlecht! A zaundürrs Herrgotei um achtzehn Kreuzer!« Vor kurzem fand ich in der Kapelle des Karlbauernhofes in Eisenstraß ein etwa 80 *cm* hohes Kreuz, das die heilige Dreifaltigkeit, alle Marterwerkzeuge und die schmerzhaftige Muttergottes darstellte. Es soll laut Angabe des Besitzers von einem Schnitzer im sogenannten Reibenhäusel zwischen Eisenstein und Seewiesen um 1850 hergestellt worden sein.

Bei unseren Landesnachbarn ist die Anfertigung von Spielwaren in dem ehemals zur Herrschaft Chotieschau gehörigen tschechischen Dorfe Skaschow (an der sogenannten Fischerstraße) heimisch. Es sind dies jene einfachen, halb gedrehten, halb geschnitzten und immer mit schlechten Farben bemalten Docken, Pfeifen, Vögel und Rößlein, die für wenige Heller auf den Märkten und von Hausierern feilgeboten werden. Dieses Hausgewerbe ist alt und bestand schon um 1830.

Der tschechische Böhmerwaldbund hat in dem Orte Nezditz bei Bergreichenstein die Erzeugung hölzerner Spielwaren eingeführt. Im Jahre 1900 waren dort vierzig Arbeiter unter Leitung eines Fachmannes mit der Anfertigung von Wägelchen, Pferdchen, größeren und kleineren Tieren (mit Tuchstaub gefärbt), dann Stallungen und sonstigen Spielwaren beschäftigt.

#### Die Stubenbacher Schnitzerei.

Dem fürstlich Schwarzenbergschen Oberförster Franz Lenk in Stubenbach gebührt das Verdienst der Gründung einer Lehrwerkstätte für künstlerische Holzbearbeitung in Stubenbach im Jahre 1878.

Franz Lenk, geboren am 23. Oktober 1831 in Tachau als Sohn eines bürgerlichen Färbermeisters, hatte in Mariabrunn und Wien Forstwesen studiert. In seinen Mußstunden beschäftigte er sich außer mit fachlichen Studien noch mit Ölmalerei, Laubsägearbeiten und Holzschnitzereien. Endlich kam er auf den Gedanken einige junge Leute im Holzschnitzen zu unterrichten, um dem Böhmerwälder Nachwuchs zu einem lohnenden Erwerb zu verhelfen. Anfangs hatte er vier Lehrlinge. Da er bald nicht mehr imstande war, mit diesen den ein-

laufenden Bestellungen zu genügen, nahm er zwei geschickte Wallerner Holzschneider, Kindermann und Schraml, auf und verlegte schließlich seine anfangs in einem großen Zimmer des Stubenbacher Forsthauses befindliche Werkstatt in ein größeres Gebäude, das nachmals unter dem Namen »Schnitzerei« bekannte Haus unterhalb dem fürstlichen Brauhaus. Diese Werkstatt stellte Fürst Schwarzenberg bei, der dem Unternehmen günstig gegenüberstand, trotzdem ein Vorgesetzter Lenks, der damalige Forstmeister Wegscheider, nach Kräften dagegen arbeitete. Auch der Deutsche Böhmerwaldbund unterstützte Lenks Werkstatt anfangs auf jede Weise, wandte seine Fürsorge aber bald mehr den Fachschulen zu, die er nicht fallen lassen wollte. Somit war Lenk in der Hauptsache auf sich selbst angewiesen und brachte seiner Schnitzerschule große geldliche Opfer.

Mit der Zeit vermehrte sich das Schüler- und Lehrpersonal. Lenk entwarf Zeichnungen und leitete das Unternehmen. Der beste Schnitzer war der Wallerner Leopold Hafner, derzeit k. k. Professor an der Bildhauerschule in Bozen.

Die Lehrwerkstätte erzeugte geschnitzte Möbel, Spiegel- und Bilderrahmen, kleinere Stücke, wie Schreibzeuge (meist mit Zwergen), Salatbestecke, Federstiele, Manschettenknöpfe und andere. Aber auch Bienenstöcke wurden erzeugt und Wenzel Jarolim aus Hartmanitz arbeitete dort als Tischler in diesem Fache und stellte auch den Schnitzern die Werkstücke im Groben her.

Die Lenkschen Erzeugnisse wurden immer mehr bekannt und Bürgermeister Taschek-Budweis, der Obmann des Deutschen Böhmerwaldbundes, drängte Lenk 1892 dazu, in Prag Möbel auszustellen. Diese und später bei ähnlichen Anlässen auch noch andere wurden gut verkauft. Lenk erhielt damals die silberne, in Eger die große silberne, in Schüttenhofen die goldene Medaille, außerdem mehrere Diplome und sonstige Anerkennungen. Er verkaufte geschnitzte Möbel an einen ungarischen Bischof und von der Egerer Ausstellung wanderte eine Zimmereinrichtung bis übers Meer nach San Franzisko.

Im Jahre 1899 ging die Werkstatt nach etwa zehnjähriger Arbeit ein. Lenk hatte viele Enttäuschungen mit ihr erlebt und es waren ihm auch die Mittel zum Weiterbetrieb ausgegangen. Er löste darum die Schule auf und seine Schüler zerstreuten sich in alle Winde, die Kunst des Meisters weiterverbreitend. Oberförster Lenk starb im Jahre 1908 in Budweis, wo er die letzten Lebensjahre im Ruhestand als Zivilgeometer verbracht hatte.

Einer der ersten Gehilfen Lenks war Peter Adler aus Seewiesen. Er entstammte einer der altberühmten Böhmerwälder Glasmeisterfamilien, die zuletzt auf dem Gerlhof bei Seewiesen begütert war. Der »Gerlhöfer Peter« war gelernter Fleischhauer, dann Finanzwachaufseher und zuletzt, einem neben der Liebe zur Musik in ihm lebendigen Drange nachgebend, Holzschneider bei Lenk. Ein Sohn

Adlers, Richard, ist gegenwärtig Inhaber einer Bildhauerwerkstätte in Neuern und erzeugt vorzugsweise Rahmen und Zierstücke.

Der Vorarbeiter Anton Baumann, den Lenk aus Berchtesgaden, dieser berühmten bayrischen Pflegestätte der Holzschnitzerei, angeworben hatte, starb leider noch vor Auflassung der Schnitzerei.

Wenzel Jarolim gründete eine Tischlerei und Bildhauerei in Hartmanitz, Friedrich Zippelius ist Bildhauer in Neuern, Franz Schraml verzog nach Bayern, Kindermann nach Wien und Leopold Hafner wirkt gegenwärtig, wie bereits erwähnt, als k. k. Professor für Bildhauerei in Bozen.

In den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurden in Wallern sehr viele Möbel für Wien und Bayern gebaut. Als die Verzierung der Möbel durch gestochene Arbeit aufkam, zog auch Wallern daraus von der natürlichen Anlage seiner Bewohner zur Schnitzerei großen Nutzen. Professor Exner sah auf seiner Studienreise schon vor vierzig Jahren Möbel in Wallern, die, wie er sich äußerte, »jedem Atelier zur Ehre gereichen würden«. Zu jener Zeit war auch ein Bildhauer aus Wien dort angesiedelt, welcher eine Art Lehrwerkstätte eingerichtet hatte.

Professor Exner hatte bei der Regierung für den Böhmerwald die Errichtung dreier Fachschulen für Holzindustrie mit den Sitzen in Tachau, Bergreichenstein und Wallern beantragt. Die Schulen wurden auch errichtet und hatten und haben großen Einfluß auf die Hebung des Böhmerwälder Holzkunstgewerbes, nebenbei auch mit auf dem Gebiete der Schnitzerei.

Vor etwa sechzig Jahren arbeitete in Prachatitz der Schnitzer Mathias Kubasta. Er schnitzte ein »Leiden Christi« für die Prachattitzer Kirche und verschiedene Arbeiten von ihm schmückten Kirchen der Umgebung. Er arbeitete allein und betrieb die Schnitzerei nicht gewerbsmäßig. Sein Stammhaus ist die nahe bei der Stadt gelegene Mühle in Dwür.

#### Die Krumauer Schnitzerei.

Ein älteres Buch über den Böhmerwald schreibt 1860 bei der Schilderung der Krumauer Burg:<sup>1)</sup>

»... versäume man ja nicht, bei dem fürstlich Schwarzenbergschen Bildhauer Herrn Johann Pták einzukehren und sowohl seine Erfindungen als den erfindungsreichen Mann selbst kennen zu lernen. Sein Leben ist zu interessant und lehrreich, als daß hier nicht eine kurze Skizze desselben geboten werden sollte. Pták ist der Sohn mittelloser Eltern und wurde 1808 zu Krumau geboren. Er genoß keine andere Bildung als die, welche man sich an der Hauptschule erwerben kann. Da er im Zeichnen besondere Fertigkeit erlangt hatte, wünschte er Zeichenlehrer zu werden. Zu diesem Zwecke

<sup>1)</sup> „Der Böhmerwald“, von Wenzig und Krejčí, Prag 1860, S. 317. (Hier abgekürzt wiedergegeben.)

begab er sich nach Wien, wo er den pädagogischen Kurs zu hören beabsichtigte. Er benützte hier die Gelegenheit, sich Seiner Eminenz dem Fürsten Friedrich von Schwarzenberg, gegenwärtigen allverehrten Erzbischof zu Prag, vorzustellen, der ihn von Krumau aus noch aus jenen Tagen kannte, wo Pták für ihn Schmetterlinge gesammelt und ihm so manche Zeichnung geliefert hatte. Der Erzbischof nahm ihn liebreich auf, erwies ihm viel Gutes und empfahl ihn als Zeichner an einen gewissen Herrn Herger. In dieser Stelle beschäftigte sich Pták bloß mit Insektenzeichnen nach der Natur durch ungefähr zwei Jahre. Als die meisten Arbeiten vollendet waren, geriet er in neue Sorgen wegen seiner Zukunft. Damals fühlte er zum erstenmal, wie weh es tue, von Begeisterung für die Kunst durchglüht und dabei mittellos zu sein . . . Im Jahre 1835 saß Pták wieder unversorgt zu Krumau. Er beschäftigte sich zum Zeitvertreib damit, Blumen und Obst nach der Natur in Wachs zu bossieren. Endlich erlangte er einen Posten in der Leibgarde des Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg; nachdem er sich hier anlässlich eines Einbruches durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, wurde er Schwemmaufseher bei der Blanitzer Holzschwemme in Husinetz. Als Mangel an Wasser und Beschäftigung war, schnitt Pták einen Wacholderstock ab und verkürzte sich die Zeit damit, daß er mit seinem Federmesser Karikaturen von Tierköpfen und allerlei Einfälle in ihn hineinschnitt. Ohne weiter auf den Stock Wert zu legen, schenkte er ihn dem Kammerdiener des Fürsten. Der Fürst ging einst durch das Vorzimmer, sah den Stock auf dem Tische liegen und fragte, woher er komme. Der Kammerdiener erklärte, daß er ihn vom Gardisten Pták erhalten, der ihn geschnitzt habe. Der Fürst hatte Freude darüber, legte ein bedeutendes Honorar nieder und behielt den Stock für sich. Pták war über die Auszeichnung und das Geld erfreut und schnitzte einen neuen Stock für den Kammerdiener. Nach einigen Wochen wurde er zum Fürsten nach Frauenberg vorgeladen. Hier wurde ihm ein Stiegengeländer aus Wien vorgelegt und der Fürst fragte ihn, ob er sich getraue, eine ähnliche Schnitzarbeit herzustellen. Pták fertigte das Geländer mit Hilfe eines Freundes und schlechter Werkzeuge. Die Arbeit wurde besser befunden als selbst das Wiener Modell.

Der Fürst, erfreut, einen Untertan zu haben, welcher dergleichen Arbeiten selbst leisten könnte, entthob Pták seines Gardedienstes und übergab ihm die Leitung der Werkstätte zur Einrichtung des Frauenberger Schlosses. Pták erhielt 47 Gehilfen, Tischler, Zimmerleute, Weber, Tagelöhner, und überzeugte sich, daß es unter den Dürftigen eine Menge Talente gebe, die nur deshalb verkommen, weil sie nicht geweckt werden. Um wenigstens die erforderlichen Werkzeuge und Kunstgriffe der Bildhauer kennen zu lernen, ging Pták auf sechs Wochen nach Wien. Hier verbrachte er die Tagesstunden in der

Bildhauerwerkstätte von Schmidt, die Abende in der St. Anna-Akademie unter Professor Rößner. Der gab ihm eine Modellieraufgabe. Pták, der noch nie diese Arbeit gesehen, ließ sich, da er dies dem Professor einzugestehen sich scheute, vom Schuldiener kurz unterweisen. Pták stellte das Modell vor sich und begann mit dem strengsten Eifer. Ungefähr nach einer halben Stunde wollte er von der gebeugten Haltung ausruhen, lehnte sich zurück und stieß an jemand. Es war der Professor, der ihn schon länger in seinem Fleiße beobachtet hatte. Als er erfuhr, daß der Schüler heute erst zum erstenmal modelliere, hielt er dies anfangs für unwahr; es seien im Nebenzimmer vier- und fünfjährige Schüler, die sich an kein solches Modell gewagt. Im nächsten Jahre kam Pták wieder nach Wien, wo er nun vergolden, marmorieren und restaurieren lernte, so daß er befähigt wurde, alle Kunstarbeiten für das Frauenberger Schloß herzustellen.«

Als Adalbert Lanna die Erzeugung einer neuen Art von Holzschuhen im Böhmerwalde einführen wollte, wurde unser Pták zum Zwecke des Studiums der dortigen Holzschuherzeugung 1855 nach Belgien gesandt. Als dann Herr Lanna die Erzeugnisse seiner Holzschuhwerkstätte in der Münchner Kunstausstellung auslegte, beteiligte sich auch Pták mit einer kunstvoll geschnitzten Ampel an der Ausstellung. Diese war ein »wahrhaft geniales Kunstwerk dem Gedanken, ein Muster von Berechnung, Fleiß und Geschick der Ausführung nach«; sie war nämlich, an vier Ketten hängend, ganz und gar aus einem einzigen Stück Lindenholz von 4 Zoll Dicke, 12 Zoll Breite und 24 Zoll Länge geschnitzt, ohne daß sich an den Ketten oder sonst wo etwas Geleimtes befunden hätte. Sie wurde von München nach Paris geschickt, wo der Künstler ein Ehrendiplom erhielt.

Ein Vorgänger des Pták in der Schnitzerei war ein gewisser »Wa«. Er schnitzte meistens Bein und erzeugte Kreuze, Heiligenfiguren, Nadelbüchsen und Zahnstocher. Dieser mittellose Künstler lebte noch in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts in Krumau.<sup>1)</sup>

In Krumau leben mehrere Holzschnitzer, von denen Johann Mayer Galanterie- und Haushaltungsgegenstände erzeugt; Otto Ratz ist ein ehemaliger Besucher der Wallerner Fachschule; die Brüder Schönbauer aus Wallern, Lehrlinge von Pták, waren durch ihre Holzschnitzereien berühmt. Ludwig Schönbauer hat gegenwärtig eine Goldleistenfabrik in Krumau. Ein Sohn des Letzteren hat eine Akademie besucht und ist, wie mir mitgeteilt wurde, Kirchenrestaurateur.

In unseren Tagen lebt in Hinterhaid bei Oberplan ein sehr armer Mann namens Ferdinand Spitzenberger, genannt Spezi-Ferdl; ohne eine andere allgemeine oder fachliche Vorbildung als

<sup>1)</sup> Mitteilung des Altertümersammlers Herrn Pax in Krumau.

die Volksschule bekundet dieser Mann ein wunderbares Zeichen- und Schnitztalent und bedient sich bei seiner Arbeit der einfachsten Werkzeuge. Ohne Mustervorlage fertigt er schön erfundene Bilderrahmen, schnitzt »Herrgötter«, dann Kinderspielwaren wie Tierfiguren, die er bemalt. Schade, daß sich bisher kein Gönner fand, der diesem hochbegabten Menschen den Besuch einer Fachschule ermöglicht hätte!

Der Bildhauer J. Matschi in Siebitz bei Kalsching stellte 1900 in Bodenbach hübsche Arbeiten aus: Bilderrahmen, Uhrständer, Handtuchhalter u. s. w.

An der südlichsten Grenze Böhmens liegt der oberösterreichische Ort Sandl. Dort »am Sandl« ist eine rechte Waldgegend, in der nichts wächst als Hafer und Sommerkorn. In den Fünfzigerjahren wurde da in jedem Haus geschnitzt. Die Leute verfertigten Bilderrahmen und Herrgötter, wie mir ein Hausierer aus Freihöls erzählte, der um jene Zeit dort als Flachshändler gereist war.

Adalbert Stifter, der selber ein kunstreicher Holzbildner gewesen, erzählt in einer nachgelassenen Novelle von einem jungen Manne, der das Gemeindehaus bewohnte:<sup>1)</sup> »Da kommt es auf, daß er die großen Tragbalken, die Zimmerböden und die hölzernen Stützsäulen des von ihm bewohnten Gemeindehauses nach und nach schändlich verunstaltet hat... durch verschiedene Schnitzereien. Die Gemeinde beanständet ihn deshalb, es wird ein Prozeß daraus, die Sache wird bekannt, Künstler kommen herbei und schließlich geht die ganze Schnitzerei um eine sehr hohe Summe nach England.« Stifter hat neben der Natur auch der schönen Arbeit der Heimat in seinen Werken gedacht. Seinem Kunstverständnisse dankt auch ein höchst wertvolles Schnitzwerk die Erkennung und Erhaltung.

Ganz versteckt in Stifters Schriften, so daß verzeihlicherweise der Literarhistoriker wie der Kunstgelehrte mehr wie ein halbes Jahrhundert lang darüber hinweggelesen haben, findet sich ein Aufsatz »Über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt«, der im Jahre 1853 im Verlage des Linzer Museums erschienen war und neuerer Zeit in der bei Calve-Prag erschienenen Gesamtausgabe von Stifters Werken wieder abgedruckt wurde.

Dieser aus Lindenholz gearbeitete, farblos gelassene Altar ist 13 m breit und füllt die ganze Breite und Höhe des Chors der Kefermarkter Kirche aus. Der Marktflecken Kefermarkt, der in Oberösterreich der Grenze Südböhmens ganz nahe liegt, besitzt in diesem Altar eines der bedeutendsten Schnitzwerke, das die deutsche Kunstgeschichte kennt. Jetzt erst — 1913 — weist der Linzer Forscher Hermann Ubell in einem illustrierten Aufsatz in der Wiener Zeitschrift »Kunst und Handwerk« auf das Werk hin und zergliedert es gründlich. Er gelangt zum Schlusse, daß man es hier mit einem

<sup>1)</sup> Hein, A. R., Adalbert Stifter, Prag 1904, S. 600.

Hauptwerk des großen Würzburger Bildschnitzers Tilman Riemenschneider zu tun habe. Der Forscher setzt den Altar in die reichste Zeit des Meisters, etwa 1505 bis 1510. Die schönsten Teile sind die Statuen des heiligen Wolfgang, des Apostels Petrus und des heiligen Christophorus.

Ich setze diese Nachricht hierher, nicht nur, weil sie mich als Böhmerwälder mit Stolz erfüllt, daß unser Stifter ihn zuerst künstlerisch entdeckt und gewürdigt, sondern auch, weil ich für diese erstmalige Darstellung der Böhmerwälder Holzschnitzerei alles zusammentragen und vermerken will, was auf sie von Einfluß gewesen sein kann. So mag auch die Mitteilung hierher gehören, daß die Budweiser Domkirche einen Hochaltar und noch einen zweiten Altar besitzt, die um 1648 von dem Schlägler Bildhauer Johann Warrath geschnitzt wurden. Dagegen stammt der Hochaltar in der Kirche von Tisch bei Kalsching von einem Naturkünstler namens Leopold Salzer, der vor etwa hundert Jahren im benachbarten Siebitz schaffte.

Im Böhmerwalde hat sich trotz vieler Anlagen und zahlreicher Ansätze kein eigentliches Schnitzereihausgewerbe, noch ein größeren Aufgaben gewachsenes Kunstgewerbe entwickelt. Solche Arbeiten, die in früheren Zeiten die Werkstätten der Klöster oder hie und da Kleinmeister oder Bauernkünstler lösten, werden heutzutage meist an Grödner Schnitzer vergeben. Und gerade in den beiden Richtungen des Berchtesgadner und des Grödner Kunstgewerbes läge die Zukunft der Böhmerwälder Schnitzerei.

## Aus dem Leben der Schafhirten in der Bukowina.

Von Auguste Kochanowski, Czernowitz.

Das zweithöchste Gebirge der Bukowiner Karpathen, der Bareu, zieht sich in mächtiger Kette, gekrönt von dem herrlichen, domartig geformten Kalksteinfelsen Pietrili Doamnei (Frauenstein) an der Grenze Rumäniens hin.

Zahlreich sind die Schafhürden an den kahlen Hügeln, die aus dem Urwalde hervorlugen, — an steilen Lehnen oder an den Wald geschmiegt, — an seinem Fuße verstreut. Die Schafherden, die primitiven Meiereien bringen einiges Leben in diese einsamen Höhen.

Die Melodie der mächtigen Hirtenschalmeien, die sich die Hirten als Grüße in der Dämmerung von Höhe zu Höhe zurufen, sind dem Gebirgsbewohner ein liebgewordener Heimatsklang.

Aber das Hirtenleben, von alters her vielfach besungen, ist nicht so idyllisch, als man es sich vorstellt, wenn man einen Hirtenknaben seine Schafe weiden sieht und er träumerisch auf seiner Flöte spielt. Das Hirtenleben unseres Hochgebirges weiß nichts von dieser Idylle des Nichtstuns und der Träumerei. Es ist mit harter Arbeit und Strapazen verbunden. Gewöhnlich sind es zwei bis drei Hirten, —

davon einer meist noch ein Knabe, — die eine solche Schafmeierei bewirtschaften, und fällt auf einen derselben die täglich zweimalige Melkarbeit von zwei- bis dreihundert Schafen.

Im Frühling und Spätherbst, wo die Weide nicht genug ergiebig ist, geleiten sie die Herde bergauf und bergab die steilen Hänge der Umgebung, mit ihren durch den Wald weithinhallenden wilden Rufen »Prlaaah«, »Prlaaa«, mit Hilfe der mächtigen, langbehaarten, oft prächtigen zwei bis drei Schäferhunden halten sie die Herde zusammen. Das stärkste und größte der Schafe trägt die schwere Glocke, dennoch, in den jähren Steilen, dem dichten Urwald, geht manchmal eines der Schafe verloren.

Es sind sehnige und bewegliche Gestalten, die Hirten, wettergestählt und kühn, an die härtesten Strapazen gewöhnt, abgehärtet gegen jede Witterung. Sie schlafen auf nacktem Erdboden, mit Fichtenzweigen nur gedeckt, oft unter freiem Himmel, — sie trotzen der Gefahr der wilden Tiere, wenn zu herbsterlicher Zeit Bär und Wolf ihre Herde beschleichen; sie sind vorzügliche kühne Reiter: sie stellen unserem Kaiser die besten Soldaten, — wie überhaupt unser Gebirgsbewohner als tüchtigster Soldat geschätzt ist.

Im Herbst legt der Hirte mit dem Hirtengewand die ganze Poesie des wilden einsamen Hirtenlebens ab. Da ist er wieder gewöhnlicher Bauer.

Es sind aber welche, die auch den Winter über die großen Herden eines reichen Bauern im hohen Gebirge betreuen und in den wohlgebauten, aus glatten, ganzen Fichtenstämmen gefügten Blockhütten überwintern. Diese sehen verwildeter aus. Wir trafen einen solchen, der siebzig Jahre zählte und seit seinem achtzehnten Lebensjahre Schafhirte an den Steilen des Bareugebirges war.

Er hatte ein kleines verhutztes Gesicht, das aber von frischer Farbe war und sein Haar war kaum grau, die kleinen Augen glänzten lebhaft.

Er wußte viel Bären Geschichten zu erzählen, wenn er durch einige Gläschen Schnaps in Stimmung gebracht wurde. So konnte er einmal beobachten, wie eine alte mächtige Bärin im Wald nahe ihm mit ihren Jungen vorbeigegangen, eines voran und zwei neben ihr. Und wie einmal ein Bär eine Kuh überfallen, wie er die Tatzen in ihre Flanken geschlagen und in ihr Rückgrat einbiß. Mit mächtigen Stämmen schlugen die Hirten auf ihn ein, mit Hilfe der Hunde verscheuchten sie den Bären, aber die Kuh ging an den furchtbaren Wunden bald zugrunde.

Er erzählte auch, was wir bereits von anderen Hirten reden gehört, eine wundersam furchtbare Geschichte, die sich hier auf dem Bareugebirge zugetragen hätte: Fünf Bauernmädchen wurden beim Himbeersammeln von einem Bären überrascht. Vier der Mädchen gelang es zu entfliehen, das fünfte wurde von dem Bären erfaßt und davongetragen.

Bauern, die ausgezogen waren, sie zu suchen, fanden am dritten Tage in der Höhle des Bären, die er soeben verlassen und nicht sorgfältig genug geschlossen, das unglückliche Mädchen unversehrt, aber geistesgestört und der Sprache beraubt. Nachdem sie den bald rückkehrenden Bären getötet, nahmen sie das Mädchen mit nach Hause, welches bald darauf starb, ohne die Sprache und das klare Bewußtsein rückerlangt zu haben.

Er sagte auch, daß eine ähnliche Begebenheit vor Jahren sich zugetragen haben soll.

So erzählte der alte Hirte.

Er blies uns auf der mächtigen Schalmei die wunderbar sehn-suchtsvollen, seit Jahrhunderten immer gleichen Melodien. Eine solche Hirtenschalmei ist 3 m lang, aus schmalen, mit der Hand im nassen Zustande kunstvoll gebogenen, nach unten zu sich erweiternden Holzstücken, die in der Mitte sorgfältig ineinandergefügt sind, so daß über die ganze Länge zwei Teile laufen, ringsum mehrere. Das Ganze ist sorgfältig mit Birkenrinde umgewickelt. Oben ist ein schmaler zulaufendes Mundstück angefügt. Es gehört viel Geschicklichkeit und Kraft dazu, dies Instrument zu blasen.

Ein gewöhnlicher Mensch vermag kaum mit aller Kraftanstrengung der Lungen auch nur einen Ton hervorzubringen. Die alten Hirten und manche Bauern können es noch. Es gehörte die ganze Muskelstärke des frischen kräftigen Hirtenvolkes dazu. Die jungen ziehen die fast nur halb so langen, aus Blech gearbeiteten Schalmeien vor, die viel leichter zu handhaben und die jetzt fast überall in Verwendung sind, selbst bei den einsamsten Meiereien. Ihre größere Billigkeit dürfte auch dazu beigetragen haben. Die alten mächtigen Schalmeien sind fast alle in Museen gewandert und im Privatbesitz, — sie sind nur äußerst selten mehr zu finden und mit ihnen ist ein gutes Stück der Poesie des Hirtenvolkes verloren gegangen.

Die alten Bauern, die mit der Kunst des Verfertigns dieser Schalmeien vertraut waren, sterben aus. In der Gegend von Kimpolung soll in Wama allein noch ein solcher Meister leben.

Er zeigte uns auch eine alte Hirtenflöte (fluir), die ebenso wie die Schalmei (tremplitza) fast gänzlich außer Brauch gekommen, nur die ältesten Bauern verstehen sie zu handhaben. Sie ist bedeutend größer als die gewöhnlichen Flöten der Bauern, aus hartem Holz kunstvoll und mühsam die Öffnung der Länge nach ausgebrannt. Nach den Enden hin ist sie kantig. An der Hinterwand der kleinen Koliba, durch das vorstehende primitive Dach geschützt, ruht auf Haken die lange Schalmei.

In der offenen kleinen Hirtenwohnung wurde in der Mitte ein mächtiges Fichtenholzfeuer angezündet, auf dessen Kohlen wir ein rohes mitgebrachtes Fleisch auf langem Holzspieß landesüblich

brieten und gemeinsam aßen. Der alte Hirte trug uns zum Dessert frischgekochte Schafmilch an, die außerordentlich fett und auch schmackhaft, vielen aber durch ihren besonderen Beigeschmack unangenehm ist. Sie bildet mit Käse und Kukuruzkuchen (Mamaliga) die hauptsächlichste Nahrung der Hirten. Doch wird auch ab und zu ein junges Lamm geschlachtet. Auch sind die Besitzer der verschiedenen Schafe verpflichtet, Eßwaren heraufzuschaffen.

In diesem kleinen Raum sehen wir die wichtigsten Behelfe ihrer Milchwirtschaft und ihres primitiven Lebens. Da ist ein größerer und kleinerer Kessel, hohe schmale Fässer, ein breiteres niederes Faß, der meterlange schwere Riesenlöffel zum Herausholen der Milch, die Melkkübel, die über die Mitte zwei Schnüre gezogen haben, zwischen welche der kleine Melkkübel hineingesetzt wird, in den die Milch gemolken wird, um gleich in den größeren ausgeleert zu werden, — damit kennen sie genau das Maß der Milch und wissen, welche Menge des Käses und der Milch dem Eigentümer zuzumessen ist.

Da ist ein seltsames Gerät zum Abschäumen des Fettes beim Kochen der Milch, woraus die Schafbutter bereitet wird: an einem kurzen Stock ist ein dreieckiges Brettchen befestigt. Und alles ist braunrot vom Rauch gebeizt.

Da läuft an der Wand ein Brett ringsum, nahe unter dem Dache. Da steht eine runde, mit Brandmustern verzierte, größere Holzbüchse zur Aufbewahrung des Käses, der augenblicklich zu täglichem Gebrauch verwendet wird, ein viereckiges, verziertes Salzfaß, da finden wir auch eine primitive Schere und Leuchter. Selbst die Feuerzange ist anders als im Tale unten.

Diese kleine Koliba (sie überragt kaum einen hohen Menschen) hat nur eine Hinterwand und zwei halbe Seitenwände, ihr schiefes Dach ruht auf leichten, in die Erde gerammten Blöcken, die vorn oben in Gabeln ausgehen, auf welchen die Querpflöcke ruhen, die das primitive Dach tragen. Dies besteht aus langen Brettern und Baumrinde, mit Steinen beschwert. Im Innern läuft eine schmale Bank herum. Der Hirte schläft auf dem nackten Boden, mit Tannenreisig bedeckt.

Als wir die kleine Hütte mit dem alten Hirten verließen, schliefen die Schafe in ihrer weiten Umfriedung eng aneinandergedrängt. Weit hinaus geleiteten uns die bellenden Hunde.

Eine größere, massige, wohlgebaute Hütte aus glatten, von der Rinde befreiten Fichtenbäumen liegt gewöhnlich in der Nähe der kleinen offenen. Sie ist für die kältere Jahreszeit berechnet.

Auch ihr Dach besteht aus langen, schweren Brettern, die auf lang auslugenden Dachbalken ruhen und wenig schräg nach zwei Seiten abfallen, ebenfalls mit Steinen beschwert. Die Tür ist niedrig. An den zwei kurzen Seitenwänden befinden sich sehr kleine offene

Fensterluken. Alles ist vom Rauche tiefbraun und schwarz gefärbt, da er durch das Dach emporgeht.

Im Innern befindet sich ein breiter Steinherd für das Feuer. An der Wand ist durch einen horizontal dareingefügten Pflock, der auf einem zweiten senkrechten ruht, eine einfache Vorrichtung zum Aufhängen des Kessels angebracht und läßt denselben höher und tiefer hängen.

An den Wänden läuft eine niedere schmale Bank. In die Wandbalken sind Holzkeile eingeschlagen, die zum Aufhängen der Kleider und auch Gerätschaften dienen. Zwischen den Balken eingerammt finden wir den Butterquirler — er ist einfach aus einem Stock, an dessen vielspreizigen flachen Querästen am Ende eine Weidenrute umflochten ist. Sehr sorgfältig gearbeitet, macht er den Dienst unseres gewöhnlichen Butterstoßers.

Wir finden hier auch mehrere kleine, niedere, dreibeinige Schemelchen, die aus einem Stück aus einem Baum geschnitten sind, die natürlichen Äste die Füße bildend. Sie dienen zum Melkgeschäft. Sonst begegnen wir hier denselben Milchwirtschaftsgerätschaften, die oben erwähnt sind. Im Winter werden die meisten derselben in der Koliba belassen, denn es ist Volksbrauch auf den Berghöhen, eine solche Stüna nicht zu berauben, der heilig gehalten wird. Die Hütte wird auch nicht versperrt.

In der Nähe steht unter einem winzigen Dache auf einem Pflock befestigt ein mächtiges Stück Steinsalz, an den die Schafe zu lecken kommen.

Knapp anbei ist die weite Umfriedung für die Schafe. Im weiten Umkreis wächst das wohlgedüngte Gras in hohen Büscheln.

Die Schafe werden früh vor dem Austrieb und gegen Sonnenuntergang nach ihrer Heimkehr gemolken.

Zeitlich im Frühling werden die Herden ins Hochgebirge getrieben.

Gewöhnlich sind es mehrere Bauern, denen die Schafe zugehören, sie zahlen gemeinsam den Lohn des Hirten, und zwar beträgt derselbe etwa 400 bis 600 Kronen für den einzelnen Hirten jährlich, für alle Besitzer zusammengerechnet.

Den Sommer über wird an der Bereitung des Käses und der Butter gearbeitet. Diese ist zwar sehr fett, wegen ihres brenzlichen Geschmackes aber im Handel nicht geschätzt und nur von den Bauern gebraucht. Sie wird bereitet, indem während des Kochens der Milch mit dem dreieckigen, löffelartigen Gerät immerwährend das oben schwimmende Fett abgerahmt wird, aus dem dann die Butter geschlagen wird.

Die gekochte, sauer gewordene Milch wird geseiht und gibt den Käse; die eine Art des Käses, welche in runden Laiben zum Verkauf kommt, welcher gerieben und eingesalzen für den Winter in Fässern

verwahrt wird und den bekannten Brimsenkäse gibt (Brîndza); die zweite Art des Käses wird erlangt, indem man die Molke noch einmal kocht und die sich nun darin sammelnden Käseflocken einsammelt. Sie geben den süßen, mehrlartigen, wohlschmeckenden Käse, welcher von den Bauern »Urda« genannt wird, der erstere »Kasz«. Auch dieser letztere wird eingesalzen und ist viel feiner im Geschmack, aber er kommt selten in den Handel, weil die Bauern ihn zum eigenen Gebrauch behalten.

Erst im Herbst beginnt die Herstellung der sauren Milch; diese ist vorzüglich schmackhaft und sehr zuträglich, — sie ist so fett und dick, daß der Löffel darin stehen bleibt. Sie läßt sich viele Monate in Fässern aufbewahren, wird aber später stark sauer.

Der Anzug der Hirten ist fast ganz derselbe, wie ihn die Bauern unseres Gebirges, zum Beispiel des südlichen rumänischen, tragen. Hochgeschnürte, selbst angefertigte Ledersandalen, Beinkleider aus dickem, naturfarbenem, gelblichweißem Loden. Ein mächtiger Ledergurt, eine Lederumhängetasche, kurzer Pelz, das grobe Leinenhemd aber mit Fett getränkt, um den Körper vor Witterungseinflüssen und Nässe zu schützen; es bekommt dadurch mit der Zeit eine fast blauschwarze Farbe und ist das charakteristische Hauptmerkmal der Hirten. Ebenso die Kopfbekleidung, die spitze, hohe Mütze aus Loden, der umgestülpte Rand oft mit kleinen Wollbällchen geziert, auf der Spitze oben ein größerer Ball. Der gebogene, sehr lange Hirtenstab, mit Brandmuster oder Metalleinlagen eigenhändig verziert, vervollständigt sein Bild.

Der kurze Pelz ist entweder in der Mitte vorne offen oder, was für den Hirtenanzug charakteristisch und häufiger, auch ärmellos und kurz und über den Kopf zu ziehen, ein kurzer Schlitz am Halse. Er ist auch mit Fett getränkt und von blauschwarzer Färbung. Im nassen Nebel- und Regenwetter zieht er ihn mit der Pelzseite nach außen an. Zum Schutze gegen dasselbe haben sie auch ein Kleidungsstück, das anderwärts kaum gesehen werden dürfte. Es ahmt die Form eines Sackes nach, den die Kinder, Schafe oder Gänse auf der Weide hütend, im Regenwetter über den Kopf stülpen. Er wird von den Weibern aus dicker, brauner Wolle gewirkt, hat eine spitze Kapuze, über den Kopf zu schlagen, und einen geraden, herabhängenden Teil, der über den Rücken fällt — in der Länge eben des kurzen Pelzes etwa, — unten hat er Wollfransen und ist von einem dunkleren Streifen geziert, am Halse vorne zum Binden eingerichtet.

Der braune, längere Lodenmantel, wie er bei all unseren Bauern gebräuchlich und der über den Pelz geschlagen wird, ist für die kalte Jahreszeit auch bei den Hirten in Anwendung.

Die Ledertasche ist gewöhnlich von ihnen selbst gearbeitet. Oft aus dem weichen Schafleder, fettgetränkt. Sie ist häufig verziert durch schmale, kreuzweise darüberlaufende Lederstreifchen, auf

deren Kreuzungspunkten runde, durchbrochene Messingplättchen angebracht sind; sie hängen auch mit diesen gekreuzten Lederstreifchen als Schmuck lange über die Tasche herab. Der Rand der Tasche ist in überhängende Fransen geschnitten. Der Lederumhängegurt der Tasche ist mit weißem Metallbesatz in kreuzesförmigen Beschlägen dicht geziert.

Die runden, mit kleinen, durchbrochenen Dreiecken gezierten Messingplatten in der Größe etwa eines alten Guldens sind auch am mächtigen Ledergurt zu finden, sie gelten als glückbringend.

An der Tasche hängt an einem schmalen Lederriemen die weiße Haue eines Wildschweines, an dem dicken Ende durchlöchert und an dem verflochtenen Ende des Riemens befestigt. Sie ist mit zarten Ornamenten ausgebrannt und dient zum Durchstoßen der Löcher in dem Leder für die Opanken (Sandalen). An der Tasche ist auch befestigt eine kleine Messingnadelbüchse. In der Tasche hat er Nähgarn, einen kleinen Ziehlederbeutel mit seinem wönigen Gelde und verschiedene Kleinigkeiten, — so trägt er seine kleine Habe, die er zum Leben am nötigsten braucht, mit sich.

Am hohen Ledergurt hängt an einer Kette sein mehrklingiges Taschenmesser, in Messing gefaßt. Hinter demselben trägt er den Ziehbeutel mit Tabak, aus einer Blase selbst verfertigt.

Für die kalte Witterung gibt es auch dicke Wollfäustlinge, von den Frauen gestrickt.

Nach Sitte unseres Bauernvolkes tragen sie langes Kopfhaar, fettgetränkt, fällt es in dichtem Lockengeringel auf ihre Schultern. Die älteren unter ihnen tragen auch krause, lange oder kurze Bärte. In ihrer malerischen Tracht, mit ihrem leichten, elastischen Gang geben sie ein wildschönes Bild, eng verwachsen mit der Urnatur. Der lange, einsame Aufenthalt auf den Höhen, fern von Weib und Kind, die sie immer umgebende Gefahr gibt ihren Gesichtern einen Ausdruck von Stolz und Kühnheit. Manche der jungen sind sehr schön. Die Hirten dürfen keine Schußwaffen tragen.

In der Herbstzeit sieht man die Bauern mit ihren kleinen Huzulenpferden, mit leeren Fässern beladen, den Kamm des Bareugebirges übersteigen, — sie alle gehen den Weg, der nahe der Schutzhütte vorüberführt und steil hinabfällt in die einsamen Täler und Höhen und nach Rumänien. Sie gehen ihren Anteil an saurer Schafmilch und Käse zu bringen. Tiefer Nebel deckt zu dieser Jahreszeit oft die Höhen, — der stolze »Pietrili Doamnei« ragt kaum sichtbar massig daraus hervor, — eilig huschen die Nebel daran vorbei, sie wallen in brodelnden Wogen in den Tälern. Die Wipfel der mächtigen Fichten sehen als matte Silhouetten hervor.

Oft am späten Abend hört man den leisen Hufschlag der Pferde den felsigen Weg herauftönen — der dicke Nebel läßt erst beim

völligen Nahekommen die Schattengestalten als einen alten Bauer mit seiner Tochter und Sohn erkennen mit ihren schwarzen Huzulenpferdchen. Die Leute gehen zu Fuß.

Sie sind von dem weiten steilen Weg erhitzt, die Augen des Mädchens glänzen, ihre Wangen glühen, ihr Haar ist naß vom Nebel. Ihr Kopf ist nach Mädchentracht unbedeckt.

Sonst aber ist die Kleidung wettertrotzend. Die Beine sind in enge, meist in Falten zusammengeschobene Beinkleider aus weißem Loden gehüllt, ähnlich den Männern, darauf über das Hemd der dunkelrote, enge in Streifen gewebte Rock umgenommen ist, von dessen übereinandergehenden Teilen oft der eine in den Gurt hinaufgesteckt wird, ein kurzer Pelz schützt den Oberkörper des Mädchens. Die Füße stecken in Sandalen, hoch hinauf verschnürt.

Uns einen fröhlichen Gruß zurufend, ruhen sie einige Augenblicke auf den Bänken gegenüber der Schutzhütte, die hier fast auf der höchsten Höhe dieses Gebirges aufgestellt ist, wo zahlreiche Wege sich kreuzen.

Ohne den geringsten Imbiß zu sich genommen zu haben, brechen sie auf, sie schütteln uns freimütig die Hände, ihre Augen glänzen froh in den sorglosen kühnen Gesichtern, sie rufen uns ein frisches Abschiedswort zu und gehen in dem dichten Nebel weiter, in dies pfadlose Nichts des Nebelmeeres verschwindend, immer leiser hallen die Hufschläge der Pferde aus einer abfallenden Tiefe herauf, seltsam, fast wie die Begegnung auf weitem Meere berührte uns dies Vorübergehen.

Jenseits dieser Höhe fällt ein schmaler Steig jäh abstürzend hinab, er ist in nasser Witterung so schlüpfrig, daß er bei hellem Tage kaum zu passieren ist, doch diese Menschen scheinen weder Gefahr noch Furcht zu kennen, sie verlassen sich auf den sichern Schritt der kleinen, kräftigen Gebirgspferde, die die steilsten und gefährlichsten Wege ruhig, vorsichtig ungeführt gehen. Seltsam, kühn, eng mit der wilden, großartig schönen Bergnatur ist das Leben dieser Höhenmenschen verwachsen.

Später sieht man Bauern mit ihren schwerbeladenen Pferdchen heimwärts ziehen. Schmale, etwa 1 m hohe Fäßchen mit saurer Schafmilch sind je eines an jeder Seite des Sattels befestigt. Obenauf kleine, flache Fäßchen mit Käse. Sie führen auch leere, niedere Melkkübel mit, fast dunkelrot gebeizt vom Rauch.

Auch Milchwirtschaftsgeräte, die uns sonst nirgends begegnen in ihrer Primitivität. Ein zusammengebundener dünner Stab mit dickem Garn netzartig überwunden — es sieht wie ein Netz zum Fischfang aus, aber es wird, mit einem groben Leinenlappen überdeckt, zum Seihen der Milch verwendet. Im Herbst brennen die Hirten an den Abenden ringsum ihre Kobila Feuer zur Abwehr der wilden Tiere.

Ende Oktober, im Laufe des November, wenn die weiten grünen Matten einen orangefarbenen Ton angenommen, der Reif an den ungeschützten Stellen das Gras verbrannt und ungenießbar gemacht hat und die roten Preiselbeeren durchsichtig und erfroren an ihren Stengeln hängen und abfallen, wenn die Wölfe landeinwärts ziehen und der Bär sich zum Winterschlaf vorbereitet, werden die Schafherden vom Hochgebirge herabgetrieben, immer öfter begegnet man solchen, ihre Heimstätte auf den Höhen verlassenden Herden. Sie sind wohlgenährt und schwer behangen mit der feinen Wolle, schwarz, weiß und scheckig. Drüben in Rumänien werden vorzugsweise die weißen gezüchtet.

Die Hirten tragen ihre langen Schalmeien und manche ihrer geringen Habseligkeiten mit sich, zumeist haben sie dieselben schon vorher nach Hause geschickt. Die kräftigen Hunde beobachten sorgfältig die Herde und halten sie zusammen. Die Schafe naschen hastig von dem Grase, das hier im Walde noch frisch und grün ist, über die moosigen Felsblöcke auf und ab kletternd.

Tiefer unten im Tale, wo die Bauernhäuschen beginnen, werden sie ihren Besitzern zurückgestellt. Es ist erstaunlich, wie genau der Hirte jedes einzelne Schaf aus der Herde kennt, weiß, wem es zugehört und es bei seinem Namen ruft, dem es folgt. Dennoch bereitet dieses Ausscheiden der einzelnen Schafe viel Mühe, sie wollen die Herde nicht verlassen. Gefangen, rennen die sanften Tiere wild gegen den Zaun und blöken derselben sehnsuchtsvoll nach.

Viele der armen Tiere erwartet nach dem herrlichen Sommerleben das Schicksal des Todes. Sie werden in großer Anzahl zu den Märkten zum Verkaufe geführt.

Wenn die Schafherden mit ihrem Glockengeläute und Geblök, dem Hundegebell und dem süßmelancholischen Rufe der Schalmeien mit den Hirten das Hochgebirge verlassen, liegen die Höhen wieder still und einsam da, nur von den Rufen des Geiers belebt.

## **Unsere Kenntnisse von der physischen Beschaffenheit der Völker Österreichs.**

Von Viktor Lebzelter, Wien.

Vorliegende Arbeit macht sich zur Aufgabe, im Rahmen dieser Zeitschrift unsere Kenntnisse von den physischen Eigentümlichkeiten der österreichischen Völker zusammenzufassen.

Alle Kulturvölker, welche heute unseren Erdteil bewohnen, stellen Rassengemische dar. Die sprachlichen wie die kulturellen Grenzen fallen schon seit vielen Jahrhunderten nicht mehr mit den Verbreitungsgrenzen der Rasseigentümlichkeiten zusammen.

Die innerhalb einer Nation auftretenden anthropologischen Typen gestatten uns einen Rückschluß auf die Stärke und die Natur der Mischung.

Durch Vergleichung und Zusammenfassung dieser Typen bei den verschiedenen Völkern ist die Wissenschaft zur Aufstellung einer Reihe von Rassen gelangt.

Eine weitere Komplikation erfahren die Verhältnisse dadurch, daß die heutige Verteilung das Produkt vielfacher Wanderungen und Verschiebungen darstellt, welche in den Donauländern länger gedauert haben als irgendwo sonst.

Die germanischen und slawischen Völker, welche Oesterreich in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bevölkerten, waren selbst kaum mehr reiner Rasse; über den Einfluß aber, welchen die damals autochthone Bevölkerung auf die physischen Eigentümlichkeiten der Ankömmlinge ausgeübt hat, wissen wir nichts Bestimmtes.

Fest steht nur, daß sowohl in den Alpen wie auch in den Sudeten- und Karpathenländern die früher langköpfige Bevölkerung im Laufe der Jahrhunderte durch eine brachyzephal ersetzt wurde, eine Erscheinung, die auch in anderen Ländern Europas, in Frankreich, Deutschland, Rußland und Oberitalien beobachtet wurde und die bis in die Gegenwart fort dauert.

Die Bevölkerung Österreichs ist heute überwiegend brachyzephal und eine Karte der Verteilung des Schädelindex läßt nichts vermuten von der tatsächlich vorhandenen bunten Mannigfaltigkeit.

Einen besseren Einblick gewährt uns schon die Verteilung der Haar- und Augenfarbe sowie der Körpergröße.

Bei dem derzeitigen Stande unseres Wissens können Rassenschemata auf Allgemeingiltigkeit noch keinen Anspruch erheben. Aufgabe jedes Forschers ist, wie F. Birkner<sup>2</sup> bemerkt, an seinem Material die Giltigkeit der Rasseneinteilungen für sein Forschungsgebiet zu prüfen. Der große Wert dieser Einteilungen liegt darin, daß sie unsere Kenntnisse zusammenfassen und so in vielfacher Beziehung die Grundlage für weitere Arbeiten bilden.

Von den sechs Hauptrassen und drei Nebenrassen, welche J. Deniker<sup>4</sup> in Europa unterschieden hat, kommen auf dem Boden Österreichs folgende vor:

1. Die blonde, mesozephal Weichselrasse von sehr geringer Körpergröße in Galizien.
2. Die brünette, brachyzephal, mittelgroße Cevennenrasse. Ihr entspricht die alpine Rasse W. Z. Ripleys<sup>14</sup> und der Dissentistypus der deutschen Autoren. Ihr gehört der größere Teil der Bevölkerung Tirols an. Ihre Vertreter sind in den übrigen Alpenländern, den Sudeten- und Karpathenländern verbreitet. Das gleiche gilt von der
3. adriatischen oder dinarischen Rasse. Ihr ist die südslawische Bevölkerung der Karstländer zuzurechnen, ebenso die Ladinier Tirols. Brachyzephalie gepaart mit hohem Wuchs und dunkler Komplexion zeichnen sie aus.
4. Die subadriatische Rasse — heller, von kleiner Statur (1'66 cm) und geringerer Brachyzephalie — stellt nach J. Deniker<sup>4</sup> eine Mischung der dinarischen Rasse mit der großen, hellen, mesozephalen subnordischen Rasse dar. Sie findet sich in Südwestböhmen und Deutschösterreich weit verbreitet.
5. Die blonde, subbrachyzephal, kleingewachsene Ostrasse treffen wir ebenso wie die
6. nordische Rasse — groß, dolichocephal und blond — nur vereinzelt an.

Weiter noch ging W. Z. Ripley<sup>14</sup>.

Er unterschied in Europa nur drei Rassen: die nordische, großwüchsige, blonde, dolichocephale Rasse, die alpine Rasse und die dunkle, dolichocephale, mediterrane Rasse.

G. Sergi<sup>17</sup> endlich faßte beide dolichocephale Rassen zu seiner Species eurafricana zusammen.

Innerhalb der alpinen Rasse unterschied schon v. Hölder<sup>8</sup> zwei Typen.

I. Turanischer Typus. Schädel sehr stark brachycephal, Hinterhaupt nicht abgesetzt, Stirn niedrig, Nase kurz und platt. Jochbeine vorstehend.

II. Sarmatischer Typus. Schädel weniger brachycephal, Stirn hoch. Gesichtsteil und Nase länger als beim ersten Typus.

Diese Auffassung hat G. Kraitschek<sup>11</sup> ebenfalls akzeptiert, und zwar hält er den turanischen Typus mit Penka für den ursprünglicheren. Diesen Typus hat man öfter mit dem mongolischen in Beziehung gebracht. M. Reicher<sup>12</sup> hat diesem Gegenstand eine eingehende Arbeit gewidmet und festgestellt, daß alpine und mongolische Brachycephale im Bau des Gehirnschädels große Übereinstimmung zeigen, während wir am Gesichtsschädel sehr durchgreifende Unterschiede finden.

Neuere exakte Untersuchungen über die Brachycephalie der Alpenländer hat C. Toldt<sup>51</sup> ausgeführt.

Er unterschied zwei Gruppen:

„Die eine Gruppe ist vor allem ausgezeichnet durch plattes, gewöhnlich breites und mehr oder weniger steil abfallendes Hinterhaupt, die andere Gruppe durch das sowohl in der sagittalen als in der queren Richtung gerundete, nach hinten vorgewölbte Hinterhaupt.“

Die Schädel der ersten Gruppe nennt C. Toldt planoccipital, die der zweiten curvooccipital und betrachtet den planoccipitalen als den typischen brachycephalen Schädel. Diese Einteilung ist allgemein gültig und nicht etwa auf die Alpenländer beschränkt.

M. Hörnæs<sup>9</sup> rechnet die südslawischen Brachycephalen zur alpinen Rasse.

Nach K. Classen<sup>2</sup> sitzt im Herzen Europas die alpine Rasse, aus deren zusammenhängendem Gebiet zwei Arme nach Osten ausstrahlen. An den nördlichen dieser Arme schließt sich in den Karpathenländern die verwandte, jedoch blondere Weichselrasse. Der südliche Arm hält die dinarischen Gebiete besetzt und ist bis nach Kleinasien zu verfolgen.

Es ist dies die armenoides Rasse.

Die Frage, ob die alpinen Brachycephalen aus Asien einwanderten oder in Europa ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten, ist noch offen.

Während v. Luschan<sup>12</sup> und viele andere Forscher an der asiatischen Herkunft der alpinen Rasse festhalten, glauben A. Schliz<sup>16</sup> und V. Giuffrida-Ruggieri, daß dieselbe ein autochthones Element der europäischen Bevölkerung darstelle.

Neben der Frage der Verwandtschaftsbeziehungen der alpinen Rasse ist es wohl eine der wichtigsten Aufgaben der europäischen Anthropologie, die Frage nach der Herkunft und den anthropologischen Beziehungen der slawischen Völker zu beantworten. Beide Probleme stehen in einem inneren Zusammenhang und können nicht unabhängig voneinander gelöst werden.

Von Arbeiten, welche ganz Österreich betreffen, wären nur die Untersuchungen G. Schimmers<sup>15</sup> über die Haar- und Augenfarbe von über zwei Millionen Schulkindern zu nennen und F. Goehlers<sup>7</sup> Arbeit über die Körpergröße der Stellungspflichtigen.

A. Weisbach<sup>19 20 21</sup> verglich die Gehirne sowie die Beckenknochen österreichischer Völker und führte zahlreiche Körpermessungen aus, welche in seiner Arbeit „Körpermessungen an verschiedenen Menschenrassen“<sup>21</sup> Verwertung fanden.

## I. Die Alpenländer.

Wie in seiner historischen Entwicklung, so nimmt auch anthropologisch Tirol eine gewisse Sonderstellung ein. Ebenso bestehen zwischen dem Donautal und Innerösterreich bemerkenswerte Unterschiede.

Für die österreichischen Länder verdanken wir unsere Kenntnisse hauptsächlich den Untersuchungen R. Zuckerkandls an Schädeln und A. Weisbachs an Soldaten.

Leider sind Untersuchungen, wie sie A. Weisbach vornahm, bis jetzt in Tirol nicht ausgeführt worden, wodurch die Vergleichung sehr erschwert wird.

A. Weisbach<sup>57-61</sup> unterschied der Komplexion nach folgende Typen:

- I. Heller Typus (blondes Haar mit blauen oder grauen Augen).
- II. Dunkler Typus (dunkles Haar und dunkle Augen).
- III. Mischtypen.

Verteilung der Typen und des Schädelindex in den Alpenländern. (Weisbach<sup>57-61</sup>.)

	Salzburg 670 Ind.	Oberösterreich 3573 Ind.	Niederösterreich 3058 Ind.	Steiermark 2797 Ind.	Kärnten 736 Ind.
	P r o z e n t				
Typus I . . . .	15.52	26.5	14.22	22	28.8
» II . . . .	14.32	17.6	23.25	21.5	18.8
Mischtypen . . .	70.14	55.75	62.52	56.3	52.3
Dolichoide . . .	18.5	20.5	24.9	18.9	31.5
Index 80 . . . .	9.1	9.1	10.6	7.6	9.3
Brachyzephalie .	72.3	70.3	64.4	73.4	59.1

In Tirol gehören nach F. Tappeiner<sup>44</sup> 57.4 Prozent den Mischtypen 15.9 Prozent dem hellweißen blonden Typus und 26.7 Prozent dem dunkelweißen brünetten Typus an.

Wie aus dieser Tabelle zu ersehen ist, kommen überall mehr Mischtypen vor als Individuen von reinem Typus. Wir erkennen ferner, daß in Innerösterreich und Tirol die reinen Typen verhältnismäßig am häufigsten sind und Kärnten in Bezug auf den Prozentsatz der Blondes an erster Stelle steht. Ebenso sind Schädel mit Langbau in diesem Lande am häufigsten.

Äußerst wichtig für die Erkenntnis der rassialen Zusammenhänge ist die Art der Verbindung von Schädelform und Komplexion. Leider ist die Vermischung derart fortgeschritten, daß es sehr schwer ist, ein klares Bild zu gewinnen.

Dunkle Komplexionen und Brachyzephalie herrschen in allen Ländern vor; der durchschnittliche Schädelindex beträgt überall 82; in Tirol ist er höher, in Kärnten sinkt er auf 81.

In Niederösterreich haben schon R. Weißenhofer und K. Langer<sup>22</sup> dem Augenschein nach zwei Typen, den Waldviertler Typus und den Typus der Umgebung von Wien, unterschieden.

Tatsächlich bestehen zwischen den beiden Donaufnern ziemliche Differenzen. Nördlich der Donau finden wir viel mehr Brachyzephalie und weniger Dolichoide als südlich derselben. Im ganzen Donautale herrscht der dunkle Typus neben den Mischtypen vor. Im Norden an

der Thaya treffen wir aber, wie O. Firbas<sup>24</sup> an der Hand der Zahlen G. Schimmers nachweisen konnte, eine langgestreckte Zone, in welcher der blonde Typus den braunen um 4 bis 5 Prozent übertrifft. In Oberösterreich finden wir ähnliche Verhältnisse, nur sind dort nördlich der Donau etwas mehr Dolichoide als südlich derselben. In den östlichen Bezirken dieses Kronlandes treffen wir auf eine Verbreitzungszone des hellen Typus, die sich in die westlichen Bezirke Steiermarks fortsetzt und hier an das östliche Gebiet des dunklen Typus grenzt, das sich aus Niederösterreich nach Süden erstreckt.

In Steiermark sitzen die Dolichoiden häufiger längs der oberen Mur und dem oberen Teil ihres nordsüdlichen Laufes (Graz) sowie im Mürztal, also in den Gebirgsgegenden des Nordens und Nordwestens. In Niederösterreich im Viertel unter dem Wiener Wald und nördlich der Donau in den Bezirken Korneuburg und Krems, ferner im Bezirk Gmunden in Oberösterreich.

»Die Kette der hohen Tauern ist im Osten (Bezirk Murau), Süden (Kärnten, Isel- und Defreggental in Tirol) und im Westen (Zillertal) von einem Gebiet mit sehr zahlreichen Dolichoiden umgeben, die dagegen an ihrer Nordseite auf eine geringe Zahl herabsinken.« (A. Weisbach<sup>61</sup>.)

Die Brachyzephalen sitzen am dichtesten in Mittelsteiermark (80 bis 83 Prozent); längs der Enns, in Niederösterreich längs den Grenzen von Böhmen, Mähren und Ungarn sowie in Oberösterreich längs der bayrischen Grenze beiderseits der Donau.

Wir sehen aus diesen Ergebnissen A. Weisbachs, daß in den von den historischen Umwälzungen weniger betroffenen Gebirgsländern die Dolichoiden noch die meiste Verbreitung haben, was für die von C. Toldt geäußerte Ansicht spricht, daß die Brachyzephalie der heutigen Bevölkerung nicht autochthon entstanden ist, sondern im Laufe der Zeit die Dolichocephalen von brachyzephalen Zuwanderern aufgesaugt und ersetzt wurden.

Salzburg ist ein Gebiet intensiver Mischung, die bis heute fort-dauert.

Die Bewohner des Pinzgaues sind, wie H. Ploy<sup>35</sup> (750 Ind.) feststellte, größer, blonder und langköpfiger als die Bewohner des Flachgaues. Sie zeigen noch deutlich die Zeichen ihrer bajuvarischen Herkunft. Heute werden sie allmählich von einwandernden Tirolern durchsetzt und ersetzt, die kleinere Statur, dunklere Komplexion und Brachyzephalie charakterisiert.

In Tirol finden wir Gebiete stärkster Brachyzephalie und Hyperbrachyzephalie im Zentrum des Landes (88 Prozent) (Talgebiete von Eisack und Rienz, das Passeier- und Schnalsertal mit den oberen Teilen des Ötztals, in einem großen Teile von Vorarlberg und den

angrenzenden Tiroler Tälern (Patznauner- und Stanzertal, Lech- und Loischachtal), dann im Westen des Landes (Deutsch-Nonsberg, Ultental, Martelltal, Münstertal). In den Seitentälern des Drautales sinken die Hyperbrachyzephalen auf 30·4 bis 23·3 Prozent. Hier zeigen sich schon kärntnerische Einflüsse (C. Toldt<sup>50</sup>).

Die Ladinier werden übereinstimmend als die ursprünglichen Träger dieses hyperbrachyzephalen und brachyzephalen Typus betrachtet, welcher dem Dissentistypus entspricht (F. Tappeiner<sup>44</sup>).

Doch ging schon aus F. Tappeiners<sup>44</sup> Arbeiten hervor, daß die Hyperbrachyzephalie heute in deutschsprachigen Gebieten stärker verbreitet ist als unter der ladinischen Bevölkerung.

Diese brachyzephalen Zentralgebiete haben sowohl von Süden als auch von Norden und Osten her Beimischungen langköpfiger Elemente erhalten.

Ein dolichocephaler Typus wird, wie M. Holl<sup>27 28</sup> feststellte, nur im Zillertal und in Finkenberg gefunden. Dolichoide dagegen treten im Zillertal, im Tuxertal, im Gerlostal, spärlicher im Pustertal, reichlicher im Val di Fassa auf.

Die nationalen Unterschiede von Nord und Süd prägen sich auch in den somatischen Eigentümlichkeiten aus. Dunkle Komplexionen sind im Süden fast allein herrschend.

Der Prozentsatz der Hyperbrachyzephalen ist in Italienisch-Tirol überall geringer als in Deutschtirol. Die Dolichocephalie tritt im unteren Etschtal mit 6·7 und 6·4 Prozent auf, ebenso in Judikarien.

Das gleiche lehrt uns die Verteilung der Körpergröße. C. Toldt<sup>49</sup> untersuchte daraufhin die Assentpflichtigen des Jahrganges 1890, 16.384 Mann. Groß sind nach C. Toldt<sup>49</sup> Männer von 170 *cm* aufwärts, mittelgroß zwischen 160 und 169 *cm*, klein unter 160 *cm*.

In Deutschtirol gibt es drei Gebiete sehr großen Menschenschlages, das untere Inntal, das östliche Pustertal, besonders das Kalsertal, Zentraltirol (Sterzing, Sarntal und Passeier), daran schließen sich Gebiete großen Menschenschlages, das obere Inntal, das westliche Pustertal und die angrenzenden Gebiete Ampezzo, Enneberg, Brixen, Klausen und Meran.

Im deutschen Südtirol, in Steinach und Taufers herrscht ein mittelgroßer Menschenschlag vor.

Ein kleiner Menschenschlag findet sich nur in den westlichen Grenzgebieten und an der südlichen Sprachgrenze.

Der italienische Anteil Tirols beherbergt fast durchwegs einen kleinen und sehr kleinen Menschenschlag.

Die ostladinischen Gebiete zeigen kein einheitliches Verhalten, ebensowenig Vorarlberg.

L. Moschen<sup>33</sup> verglich die Ergebnisse der Arbeit C. Toldts mit den an oberitalienischen Stellungspflichtigen gewonnenen.

Im östlichen Teil des Landes ist die Bevölkerung größer als im westlichen und schließt sich damit einerseits an die Bewohner der Provinz Brescia, andererseits an die der Provinzen Belluno und Vicenza.

Die weiblichen Schädel aus Südtirol haben, wie V. Giuffrida-Ruggeri<sup>26</sup> feststellte, unter allen Italienern die höchste, die männlichen beinahe die höchste Kapazität.

Die anthropologischen Verhältnisse des unteren Inntales schließen an die Oberbayerns an und wurden von J. Ranke<sup>39</sup> in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen.

Die in den zahlreichen Ossuarien Tirols aufbewahrten Schädel waren Gegenstand vielseitiger und vielfacher Untersuchungen.

E. Rabl-Rückhard<sup>36</sup> wies schon 1878 auf die Übereinstimmung der Tiroler Brachyzephalen mit dem Dissentistypus hin.

Dem Sammeleifer und den Arbeiten F. Tappeiners<sup>44</sup> verdanken wir die Grundlagen unserer Kenntnisse.

Seine Resultate basieren auf der Bearbeitung von 4935 Schädel und 3185 Köpfen. (1883.)

Über ein nicht viel geringeres Material verfügte M. Holl<sup>27 28</sup>, der in den darauffolgenden Jahren die Ossuarien Tirols und Vorarlbergs untersuchte.

M. Holl unterschied vier Schädeltypen:

- |   |                   |
|---|-------------------|
| 1. Dolichocephaler leptoprosoper Typus      | } germanisch.     |
| 2. Dolichoider Typus mit mesozephalem Index |                   |
| 3. Brachyzephaler Typus                     | } Dissentistypus. |
| 4. Hyperbrachyzephaler Typus                |                   |

Nach Prozenten:

dolichocephal	mesozephal	brachyzephal	hyperbrachyzephal
0·6	12·6	50·3	36·2

E. Frizzi<sup>25</sup> hat es unternommen, an der Hand von Tiroler Material eine eingehende kranimetrische Charakteristik des Homo alpinus zu geben. (1024 Schädel, 80 Lebende ♂.)

R. Wacker<sup>55</sup> lieferte eine anthropologische Monographie der Walser des großen Walsertales. (140 Schädel, 100 Lebende.)

C. Toldt<sup>51</sup> hat, wie schon oben angeführt wurde, unter den brachyzephalen Schädeln Tirols den planoccipitalen und den curvocipitalen Typus unterschieden und diese Formen auch in den übrigen Alpenländern gefunden.

Die Verbreitung der Planoccipitalen ist in den verschiedenen Gebieten Tirols nicht gleichartig. Sie beträgt im zentralen Teile, im Oberinntal und im Ladinischen 50 bis 70 Prozent, in Meran 26·8 Prozent und im Unterinntal nur 23·1 Prozent.

Unsere Kenntnisse von der Kraniologie Innerösterreichs verdanken wir den mühevollen Arbeiten E. Zuckerkancls<sup>63</sup> (227 Schädel). Er unterschied drei Schädeltypen:

1. Deutsche Dolicho- und Mesozephalen.
2. Slawische Brachyzephalen.
3. Rätische Brachyzephalen.

E. Zuckerkandl<sup>63 65</sup> gibt eine differenzielle Beschreibung dieser Typen. Er stellte fest, daß »zwischen der Schädel- und Gesichtsbildung beider Typen insofern ein Austausch stattfindet, als einer deutschen Schädelform ein südslawischer Gesichtsschädel angefügt ist und wieder umgekehrt. Selbst im Gesichtsskelett macht sich eine Typenkreuzung bemerkbar; es ist nämlich in einzelnen Fällen das Obergesicht (die Augenhöhlen) slawisch, das Untergesicht hingegen germanisch gebaut«.

Im Gegensatz zu Tirol waren die österreichischen Alpenländer zahlreichen slawischen Einwirkungen unterworfen. Ja um die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung waren diese Gebiete überhaupt von Slawen besetzt.

Diese alten Beobachtungen E. Zuckerkandls haben neuerdings durch die exakten Feststellungen E. Fischers<sup>6</sup> eine prinzipielle Bestätigung erfahren, indem dieser Forscher die Allgemeingiltigkeit der Mendelschen Regeln auch beim Menschen nachwies. Er konnte zeigen, daß nicht etwa eine Rasse dominant über einer anderen ist, sondern daß die einzelnen Rassenmerkmale entweder dominant oder rezessiv sind.

F. Schiff<sup>107</sup> vermutet wohl richtig, daß sich in den Gebieten nördlich der Donau der mesozephal, bei den Slawen so weit verbreitete Typus mit niederer Orbita und niedrigem Obergesichtsindex wieder findet.

Die rätische Brachyzephalie ist in Tirol nicht über das Ostpustertal vorgedrungen. In Kärnten finden wir, je südlicher desto dichter, den südslawischen, brachyzephalen Typus verbreitet.

Am südlichen Ufer des Wörthersees, in Maria Wörth und ebenso in Sternberg bei Velden hält diese Form, wie E. Zuckerkandl<sup>63 64</sup> feststellte, der germanischen ungefähr das Gleichgewicht. »In der Gegend von Maria Saal tritt die südliche Form schon mehr in den Hintergrund und von Friesach an nordwärts gegen die Steiermark und in dieser selbst wird die reine südslawische Schädelform nur mehr vereinzelt angetroffen, germanische, überhaupt dolichoide Formen sind in der Majorität.«

Auf das frühere weitere Vorkommen der Dolichocephalie und der hellen Komplexion weisen nach ihm und M. Holl<sup>27 28</sup> das sehr verbreitete Nachdunkeln sowie den Umstand, daß bei Kindern die Brachyzephalie weniger ausgebildet ist wie beim Erwachsenen.

	dolichocephal	mesozephal	brachyzephal	hyperbrachyzephal
	P r o z e n t			
156 Kinderschädel . . .	5·1	35·3	37·8	21·8
197 Schädel Erwachsener	6·1	19·2	53·4	21·3

Während der Wachstumsperiode findet, wie E. Zuckerkandl feststellte, ein Übergang von der hellen Komplexion zur dunklen statt.

Volksschule (Steiermark) . . . . . 56 Prozent blond

Mittelschule » . . . . . 47·9 » »

E. Fischer<sup>5</sup> betrachtet ebenfalls das Nachdunkeln der Haare für ein Zeichen der Rassemischung.

Schwieriger ist die Frage nach den Ursachen der Veränderung der Schädelform zu beantworten. Während Lissauer, Nyström, Boas, Matiegka an einer Veränderlichkeit der Schädelform festhalten, also die größere Dolichocephalie der Kinder eine Wiederholung des Vorfahrenzustandes wäre, halten andere, besonders C. Toldt<sup>52 53 54</sup>, an der Meinung fest, daß die Schädelform konstant bleibt.

C. Toldt<sup>51</sup> kam zu dem Schlusse, »daß die wesentlichen Grundzüge der Schädelform in der Weise zur Vererbung kommen dürften, daß sie primär durch die Proportionen des Chondrokraniums vorgebildet werden, während Modifikationen dieser Form sekundär durch Einflüsse hervorgerufen werden, welche im Verlaufe des embryonalen oder späteren Wachstums vom Gehirn oder von individuellen Variationen der Knochenbildung ausgehen. Das zunächst Ererbte wäre also die Form des Chondrokraniums«.

E. Zuckerkandl<sup>22</sup> hielt die Gebirgsbewohner Steiermarks für brachycephaler als die des flachen Landes.

A. Weisbach<sup>61</sup> glaubte, daß der dunkle, an Dolichoiden reichere Typus teils den römischen Ansiedlern, teils den Norikern eigentümlich gewesen sei.

Tatsächlich war die Bevölkerung der österreichischen Alpenländer bis ins frühe Mittelalter hinein vorwiegend dolichocephal.

Das prähistorische Skelettmaterial aus den Alpenländern ist nicht sehr reichlich.

In den Ausgang der älteren Bronzezeit fallen die Flachgräber von Gemeinlebar in Niederösterreich. A. Schlitz<sup>16</sup> beschrieb 15 Schädel aus dem k. k. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Sie sind sämtlich dolichocephal (62·12 bis 77·97). Die durchschnittliche Körpergröße betrug nach J. Szombathy 166 cm.

Die Schädel der frühen Hallstattzeit, die A. Schlitz<sup>16</sup> aus Statzendorf in Niederösterreich beschrieb, sind dolichocephale Flachs Schädel.

Von 20 Schädeln aus dem Gräberfeld von Hallstatt waren 16 dolichocephal, nur 4 mesozephal.<sup>9</sup>

Es sind Flachs Schädel mit hohen schmalen Gesichtern, kräftigen Überaugenwülsten und fliehender Stirn.

Erst in den Gräbern der Latènezeit von Kuffarn und Getzersdorf in Niederösterreich tritt eine mäßige Brachycephalie auf. (Index 77·05 bis 84·88) (A. Schlitz)<sup>16</sup>.

Aus Gröden beschrieb F. Tappeiner<sup>44</sup> einen hyperbrachycephalen Schädel (Index 85·6), der in seinen Eigentümlichkeiten mit den lebenden Brachycephalen dieser Gebiete übereinstimmt und zusammen mit einer Certosafibel gefunden wurde.

Die Stämme der Völkerwanderungszeit brachten neuerdings dolichocephale Elemente in unser Gebiet.

C. Toldt<sup>52 53 54</sup> wies nach, daß die Altslawen ihren kraniologischen Merkmalen nach mit den Germanen der westdeutschen Reihengräber übereinstimmten. Von 52 öster-

reichischen Altslawenschädeln sind 47 dolichocephal und mesozephal; nur 5 Schädel sind brachycephal. Die mesozephalen wie die brachycephalen Schädel zeigen durchwegs dolichoiden Bau, wie unter anderem aus der Beschaffenheit der Schädelbasis hervorgeht.

Als charakteristisches Merkmal dieser Schädel führt C. Toldt an, daß die Augenhöhleneingänge niedrig, elliptisch oder geradezu rechteckig erscheinen. Der längere Durchmesser steht beinahe rein quer oder nur wenig schief.

1912 beschrieb C. Toldt<sup>54</sup> weitere Altslawenschädel aus den Alpenländern und kam zu folgendem Resultat:

118 Schädel		dolichocephal	mesozephal	brachycephal
		P r o z e n t		
Steiermärkisch-krainische Gruppe . . . . .	38·6	51·8		9·6
Mährisch-niederösterreichische Gruppe . . . . .	40·0	54·3		5·7

Die grundlegende Tatsache, welche aus C. Toldts Untersuchungen hervorgeht, ist,

»daß jene Landstriche, welche noch vor 800 bis 900 Jahren von langköpfigen slawischen Stämmen besiedelt waren, heute eine ganz vorwiegend kurzköpfige, teils deutsch, teils slawisch sprechende Bevölkerung beherbergen«.

## II. Die Karstländer.

Ähnliche Erscheinungen treffen wir in den dinarischen Gebieten. Auch hier war in vorhistorischer Zeit die Bevölkerung langköpfig.

Die Schädel, welche F. v. Luschan<sup>9</sup>, A. Schliz<sup>10</sup> und U. Vram<sup>71</sup> aus den Pfahlbauten des Laibacher Moors untersuchten, sind sämtlich dolichocephal. (Jüngstes Neolithikum.)

Einige Laibacher Schädel aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. zeigen eine mäßige Dolichocephalie. Dagegen haben 2 Schädel vom Heiligenberg (5. bis 7. Jahrhundert n. Chr.) die Indices 81·4 und 85·3. Im 14. bis 16. Jahrhundert war die Laibacher Bevölkerung schon meso- bis brachycephal. (U. Vram<sup>71</sup>.)

Derselbe Autor beschrieb eine Anzahl von Schädeln aus den alten Grabstätten von Aquileja<sup>72</sup>.

	dolichocephal	mesozephal	brachycephal	Indexgrenzen
	P r o z e n t			
1. Jahrhundert n. Chr. . . . .	50	50	—	(72·6—81)
8. bis 12. Jahrhundert . . . . .	21·04	42·08	36·82	(71·0—88)
14. Jahrhundert . . . . .	—	58·31	41·65	(77·3—86·1)

Horvath<sup>67</sup> beschrieb 1907 eine Reihe von Schädeln aus Salona als „typische Langköpfe von wechselnder Höhe und Neigung zur Nannocephalie, mit niederer geneigter Unterstirn und flachem Scheitel.“

Aus Niksič (Montenegro) schilderte U. Vram<sup>73</sup> einige Reste aus alten christlichen Gräbern. Die Indices sind 87·2 und 77·1.

Von den Schädeln, die A. Weisbach<sup>77 81</sup> vom Glasinač (Bosnien) beschrieben hat, sind 29 Prozent dolichocephal, 37 Prozent mesozephal, 13 Prozent brachycephal.

Auch V. Giuffrida-Ruggieri<sup>6</sup>, der ein größeres Material aus Kroatien bearbeitete, kam zu dem Schlusse, daß die Dolichocephalen früher in diesem Gebiete herrschend waren. Er rechnet dieselben zur mediterranen Rasse.

Nach M. Hörn es<sup>9</sup> war neben dem dolichocephalen schon seit dem Neolithikum ein brachycephales Element von alpinem Typus vorhanden.

Aus den oben geschilderten Tatsachen geht hervor,

1. daß zu Beginn unserer Zeitrechnung und früher in den dinarischen Küstenländern der dolichocephale Typus vorherrschte und diese Vorherrschaft auch im frühen Mittelalter bewahrte,

2. daß neben diesem dolichocephalen Element noch ein stark brachycephales existierte, das schließlich das herrschende wurde.

Heute werden die dinarischen Gebiete vorwiegend von Slawen bewohnt, die sich sprachlich und zum Teil auch physisch voneinander unterscheiden, den Slowenen und den Serbokroaten. An der Küste herrscht vielfach das italienische Element vor.

Die Vertreter aller drei Nationen sind brachycephal und hyperbrachycephal. Die Triester Stadtbevölkerung ist nach Vipanz und Zuckerkandl<sup>22</sup> zu zwei Drittel hyperbrachycephal.

Bei den Friaulern ist eine Mischung mit blonden Elementen eingetreten, wenigstens beobachten wir auch hier ein Nachdunkeln der Haare. Die Friauler sind anthropologisch noch wenig untersucht. Der Schädelform nach sind 73 Prozent hyperbrachycephal und leptoprosop, 20 Prozent brachycephal, 7 Prozent mesozephal (Vipanz und E. Zuckerkandl<sup>22</sup>).

In Istrien ist die Brachycephalie scheinbar nicht so stark ausgeprägt. Die beiden Autoren geben neben 66·5 Prozent Brachycephalen 23 Prozent Mesozephalen und 10·5 Prozent Dolichocephalen an.

Auch E. Tedeschi<sup>70</sup>, der eine Anzahl (50) Schädel aus Rovigno bearbeitete, gibt als mittleren Schädelindex beim männlichen Geschlecht 81·2, beim weiblichen 75·0 an. Dieses Ergebnis ist insofern bemerkenswert, als sonst in der Regel bei Weibern die Brachycephalie stärker zum Ausdruck kommt als bei Männern.

Über die somatischen Eigenschaften der beiden slawischen Völker sind wir hauptsächlich durch die Untersuchungen A. Weisbachs und seiner Mitarbeiter unterrichtet worden.

A. Weisbach<sup>71 78 79 80</sup> ging bei seinen Untersuchungen in den südslawischen Ländern von denselben Prinzipien aus wie bei der Bearbeitung der Alpenländer.

	(Deutsche)		Slowenen	Kroatien	(Serbokroaten)	
	Steiermark	Kärnten			Bosnien	Dalmatien
			2481 M.	3190 M.	3803	(Küstenländer)
	P r o z e n t					
Heller Typus	22	28·8	24·9	20·7	7·3	7·5
Dunkler Typus	21	18·8	22·9	27·2	42·9	51·7
Mischtypus	56·3	52·3	51·7	51·0	49·7	40·7

Wir sehen aus dieser Tabelle, daß die Slowenen in Bezug auf ihre Komplexion den Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens am nächsten stehen und sich direkt an ihre deutschen Nachbarn anschließen. Von den Serbokroaten der Küstenländer aber sind sie

durch eine scharfe Kluft geschieden. Die Anzahl der Dunkelhaarigen beträgt bei den Slowenen 49 Prozent, die der Dunkeläugigen dagegen nur 31 Prozent. Bei den Serbokroaten aber finden wir 90·35 Prozent Dunkelhaarige, Dunkeläugige allerdings nur 59 Prozent. Blaue Augen treffen wir bei den Adriaslawen relativ häufig — in 21·57 Prozent der Fälle.

Bei den Slowenen und den Deutschen Kärntens und Steiermarks ist der dunkle Mischtypus am häufigsten, in Salzburg, Ober- und Niederösterreich dagegen der graubraune.

»Aus Vorstehendem«, sagt A. Weisbach<sup>78</sup>, »ist der Schluß zu ziehen berechtigt, daß die Slowenen weniger gemischt sind wie die Deutschen Innerösterreichs, weiters, daß bei der Gesamtbevölkerung unserer Alpenländer (außer Tirol) der helle Typus nach Süden hin zunimmt, gleichwie auch die Zahl der reinen Typen; endlich, daß die Mischtypen im Gegensatz dazu von Süden gegen Norden an Zahl zunehmen, also die Kreuzung im Süden weniger stattgefunden hat als im Norden, wo Salzburg und Niederösterreich die meistgemischte Bevölkerung aufweisen.«

Schon E. Zuckerkandl<sup>65</sup> hat darauf hingewiesen, daß die Slowenen stärker brachyzephal seien als die Alpendeutschen. Während der Durchschnittsindex bei den Kärntner Deutschen nur 81 beträgt, steigt er bei den Slowenen auf 84. Dolichoide mit einem Index von 79 an abwärts treten nur mit 13 Prozent auf.

	Dolichoide	Brachyzepale
	P r o z e n t	
Kärnten (Deutsche) . . . .	40·8	59
Kärnten (Slowenen) . . . .	19·7	62
Krain (Slowenen) . . . . .	6·9	81
Küstenländer (Schädel <sup>77</sup> ) .	(16·2	83·7)
Bosnien . . . . .	6·4	83

In Bezug auf den Schädelindex bestehen also keine großen Differenzen zwischen Slowenen und Serbokroaten.

Allgemein kann man sagen, daß in den südlichen Ländern die nichtbrachyzephalen Kopfformen seltener, die brachyzephalen häufiger als in den nördlichen sind, wo deshalb mehr Beimischungen stattgefunden haben. (A. Weisbach.)

In letzter Zeit hat A. Weisbach<sup>82</sup> auch eine größere Zahl von Kranien der Slowenen bearbeitet. Der durchschnittliche Index der Schädel beträgt 83·4.

	Dolichoide	Brachyzepale
	P r o z e n t	
Slowenen . . . . .	23·3	76·6
Deutsche . . . . .	36	64

Das Gesicht der Slowenen ist niedrig, zwischen den Jochbrücken sehr breit (chamaeprosop) nach oben weniger als nach unten verschmälert. Der Oberkiefer ist lang und breit, die Augenhöhlen sind mittelgroß und die Nasenwurzel mäßig breit.

Von den Serbokroaten unterscheiden sich die Slowenen durch kleineren Schädel mit kleineren Wölbungen in sagittaler und querer Richtung.

Das serbokroatische Gesicht wird charakterisiert durch die sehr starken Jochbeine, viereckige große Augenhöhlen und große, in scharfem Rücken zusammenlaufende Nasenbeine. Von den 77 Schädeln, welche A. Weisbach<sup>74</sup> untersuchte, waren 1·2 Prozent dolichocephal, 15 Prozent mesocephal und 83·7 Prozent brachycephal.

Die durchschnittliche Körperlänge der Slowenen beträgt 1683 *mm*. Dagegen sind die Serbokroaten das zweitgrößte Volk Europas und werden nur noch von den Norwegern übertroffen.

In den österreichischen Küstenländern beträgt die durchschnittliche Körperlänge der Serbokroaten 1690 *mm* (in Bosnien 1726 *mm*); sie steigt in Dalmatien auf 1708 *mm* und sinkt in Istrien auf 1668 *mm*.

Je weiter wir nach Süden kommen, um so mehr dominiert der dunkle Typus.

Im kroatischen Küstenland, in Istrien und auf den norddalmatischen Inseln ist die Bevölkerung kleiner, häufiger lichterhaarig und lichtäugig und nicht so stark brachycephal wie im südlichen Teile in Dalmatien und Ragusa, Cattaro und den südlichen Inseln, wo der dunkle hochgewachsene Typus weitaus überwiegt.

Aus diesen Tatsachen schloß A. Weisbach<sup>74</sup>:

»Der helle Typus bei unseren Südslawen ist ein ihnen fremder, aus den nördlichen Nachbarländern eingewandeter und scheint die vorzüglichste Einbruchspforte des kleinen, hellen Typus das kroatische Küstenland zu bilden, wo sich die meisten lichterhaarigen Männer vorfinden.«

### III. Die Sudetenländer.

Während die Bevölkerung der Alpen- und Karstländer infolge des Vorherrschens dunkler brachycephaler Elemente in beiden Gebieten eine gewisse Übereinstimmung zeigt, begegnen wir in den nördlichen Kronländern einem wesentlich anderem Bilde. Hier treten Rassen-elemente auf, welche dem Westen und Süden völlig fremd sind. Über die anthropologischen Beziehungen der nordslawischen Völker zueinander besitzen wir noch kein klares Bild. Dies hängt teilweise wohl auch damit zusammen, daß in jenen Gebieten, in welchen die Sprachgrenze zwischen Polen und Tschechen verläuft, in Schlesien und Mähren anthropologische Untersuchungen nur in geringem Umfang vorgenommen wurden.

So liegt die Notwendigkeit vor, Sudeten- und Karpathenländer völlig getrennt zu besprechen.

Die Sudetenländer waren schon in der jüngeren Steinzeit ziemlich dicht bevölkert. Schon in der damaligen Zeit war die Bevölkerung Böhmens nicht einheitlich.

O. Reche<sup>108</sup> beschrieb 81 Schädel aus der jüngeren Steinzeit und unterschied 2 Typen.

Typus I. Meso- bis brachycephal, mesoprosop, meso- bis platyrrhin, neigt zur Prognathie, Backenknochen wahrscheinlich vorspringend.

Typus II. Dolicho- bis hyperdolichocephal, leptoprosop, orthognath und hyperorthognath.

A. Zeit der Bandkeramik	B. Zeit der Schnurkeramik
Typus I . . . 6 Schädel	Typus I . . . . . 18 Prozent
Typus II . . 3 (4) Schädel	Typus II . . . . . 66 „
	Mischlinge . . . . . 17 „

Die Typen beider Perioden stimmen nicht ganz miteinander überein. Ö. Reche<sup>106</sup> glaubt, daß der Typus II mit der nordeuropäischen Rasse identisch ist. Die Vertreter des Typus I stellen ein fremdes Element dar, dessen Verwandte im Süden und Südosten zu suchen sind. Es dürfte kaum ganz rassenrein sein.

„Es macht den Eindruck,“ sagt derselbe Autor, „als ob der die schnurkeramische Kultur ins Land bringende Typus II den Typus I unterdrückt, seine Männer erschlagen und mit den überlebenden Weibern Bastarde erzeugt hätte.“

Ob die Träger der bandkeramischen Kultur den Typus I repräsentieren, steht noch dahin.

Aus der Zeit der Glockenbecherbevölkerung beschrieb A. Schliz<sup>10</sup> 4 mährische Schädel. Sämtliche sind brachycephale Hochschädel und Mittelhochschädel mit schmalen Gesichtern und einem Index von 80·23 bis 83·13. Sie stellen einen einheitlichen Typus dar, der ein neues Element repräsentiert, und sind nach diesem Autor aus Westen, auf dem Wege der Rückwanderung gekommen; sie gehören zur Grenellerasse.

In der Übergangszeit, der Terramarekultur Böhmens haben wir eine Mischbevölkerung vor uns, in der allerdings die Dolichocephalen herrschend sind.

„Schon mit dem Eintritt in die Bronzezeit sehen wir, daß sich jetzt Kulturströmung und Völkerbewegung nicht überall decken.“ (A. Schliz.)

In den darauffolgenden Perioden herrschen dolichocephale Schädelformen vor. J. Palliardi<sup>151</sup> hat 1894 bronzezeitliche Skelettfunde aus Mähren bearbeitet.

Nach dem Abzug der Aunjetitzer Stämme scheinen Völkerwanderungen in der Richtung von Süd nach Nord und von Ost nach West in die von ersteren verlassenen Gebiete stattgefunden zu haben. A. Schliz<sup>15</sup> vermutet, daß hier Stämme illyrischer Herkunft aufgetreten seien.

Die Latènezeit bringt auch nach den Sudetenländern die keltische Brachycephalie. Doch haben diese Brachycephalen nie ganz Böhmen zu besetzen vermocht.

Für die spätere Zeit verdanken wir die größte Zahl der Beobachtungen den Arbeiten J. Matiegkas. In seinem Werke „Crania bohemica“<sup>88</sup> brachte er das reiche Material böhmischer Ossuarien zur Verarbeitung. Im ersten Teil dieser Arbeit beschrieb er 110 Schädel aus 16 verschiedenen Grabstätten des 6. bis 12. Jahrhunderts n. Chr. In seinen Messungen folgte er der französischen Schule. Er unterschied für die damalige Zeit drei Typen, nämlich den Liběan-Hradsker, den Libšič-Mněnaner und den Žalover Typus, „deren Fundorte wir gewissermaßen als Centra betrachten wollen, während wir aus den übrigen Fundorten uns die Wege ihrer Verbreitung und die Art der Mischung zusammenzustellen trachten werden“.

Liběaner Typus, kurzschädelig . . . .	Nordostböhmen
Libšičer „ mittellangschädelig . . . .	Südwestböhmen
Žalover „ langschädelig . . . . .	Nord- und Nordwestböhmen.

In Prozenten ausgedrückt, entfallen auf

Brachycephale . . . . .	40·9 Prozent
Mesocephale . . . . .	38·2 „
Dolichocephale . . . . .	16·4 „
Hyperdolichocephale . . . . .	4·5 „

Der Žalover Typus entspricht dem germanischen Reihengräbertypus.

J. Matiegka<sup>88</sup> vertrat den Standpunkt, der langschädelige Typus sei der ältere und wurde immer mehr von den Brachycephalen verdrängt. Für die Umwandlung, bei der die Mesocephalen eine Übergangsstufe darstellen sollen, nahm er innere Ursachen an.

„Nicht durch Einwanderung eines mächtigen kurzköpfigen Volkes,“ sagt J. Matiegka, „sondern durch allmähliches epidemieartiges Umsichgreifen eines wohl durch einige kleine hingewanderte Scharen hierher wie anderwärts verschleppten Samens, der hier wie überall einen vorbereiteten empfänglichen Boden fand, hat die Brachyzephalie in Böhmen die Oberhand erhalten, während Sprache, Sitten und Gebräuche, ebenso Wesen und Denkungsart ganz dieselben geblieben sind.“

J. Matiegka hielt die Vertreter aller drei Typen für Slawen.

Im Gegensatz zu dieser von J. Matiegka vertretenen Auffassung, daß der Schädelindex im Laufe der Jahrhunderte stieg, während die Population im ganzen die gleiche geblieben ist, steht die Annahme C. Toldts<sup>54</sup>, daß die dolichocephale Bevölkerung im Laufe der Zeit durch brachyzephalie Zuwanderer ersetzt wurde, wovon schon im zweiten Abschnitt die Rede war.

Später beschrieb J. Matiegka<sup>90</sup> 20 Schädel aus der Gruft der Teynkirche in Prag (etwa 1520). Davon gehörten 5 Prozent dem germanischen Reihengräbertypus, 75 Prozent dem Libčaner und 20 Prozent dem Hradsker Typus an. Die extrem langen Schädel der Burgwallperiode fehlen bereits. Die Schädel sind brachyzephal, leptoprosop, megasem und mesorrhin.

	Burgwallperiode	16. Jahrhundert	Senftenberger Schädel
Längenbreitenindex . . .	78·02	81·72	84·59

L. Niederle<sup>100</sup> sprach 1890 die Vermutung aus, daß Germanen, Gallier und Slawen ursprünglich blond und dolichocephal waren und eine dunkle brachyzephalie Urbevölkerung vorfanden.

Der Araber Ibāhūn ibn Jakūb fand in Böhmen im 10. Jahrhundert allgemein einen dunklen Typus.

Aus Senftenberg<sup>103</sup> (Ostböhmen) beschrieb derselbe Autor eine größere Anzahl von Schädeln aus der letzten Vergangenheit und zog zum Vergleich eine Reihe von 85 Hannaken- und Podhorakenschädeln aus Mähren heran. Der durchschnittliche Schädelindex beträgt bei ♂ Schädeln 84·23, bei ♀ 85·18.

J. Matiegka<sup>98</sup> untersuchte ferner die Ossuarien von Melnik, Budíný, Třebolice in Nordböhmen (189 ♂, 109 ♀). Die durchschnittliche Schädelkapazität berechnete er mit 1456·9 cm<sup>3</sup>. Der Längenbreitenindex beträgt für ♂ 83·19, für ♀ 83·57.

Der sarmatische Typus Hölders fand sich in 48·3 Prozenten, der turanische Typus in 12·2 Prozenten, der dolichocephale in 2 Prozenten der Fälle. Das Gesichtsskelett hat im Laufe der Entwicklung an Breite zugenommen, dagegen an Höhe verloren. Die Gebirgsbewohner sind brachyzephaler als die des flachen Landes. Die mährischen und slowakischen Schädel scheinen dolichocephaler zu sein. Die tschechischen Schädel gleichen am meisten denen der benachbarten Deutschen.

1911 hat J. Matiegka<sup>99</sup> eine sehr wertvolle Untersuchung über die Veränderungen der Körperproportionen im Laufe der prähistorischen und historischen Perioden ausgeführt. Er stellte fest, daß in der Steinzeit (Neolithicum) und Übergangszeit West- und Mitteleuropa von einer absolut und relativ kleinwüchsigen Bevölkerung besetzt war (♂ 164·2, ♀ 154·8), während im Osten und Norden Europas Großwüchsige gefunden wurden. Vereinzelt (?) kamen wohl auch Stämme von geradezu zwerghaftem Wuchs vor.

Gegen Beginn und in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wird die Körpergröße eine bedeutendere übermittelgroße (Bronze- und Hallstattzeit ♂ 167·9, ♀ 156·3, Latène- und Römerzeit ♂ 171·2, ♀ 153·8). In den darauffolgenden Perioden hat dann die Körpergröße wieder etwas abgenommen (Merowingerkultur ♂ 165·5, ♀ 152·9, Spätlawische Zeit ♂ 166·5, ♀ 154·7). Seit dem frühen Mittelalter bis auf unsere Tage hat dann die Körpergröße wieder etwas zugenommen (♂ 168).

Einen wertvollen Beitrag zur Kraniologie der Tschechen verdanken wir F. Schiff<sup>107</sup> (167 Schädel). Er verfügte über zahlreiches Material aus der Gegenwart und zog auch die Ergebnisse der prähistorischen Anthropologie in den Kreis seiner Betrachtungen.

Durch Beachtung der zwischen einzelnen Schädelmerkmalen bestehenden Korrelationen gelangte er zur Aufstellung dreier Typen, die sich aber mit denen Matiegkas nicht ganz decken.

Das eine dieser Elemente ist stark brachyzephal mit hoher Orbita und hohem Obergesichtsindex. Es gehört zur alpinen Rasse und bildet heute die Mehrheit der Bevölkerung.

Das zweite Element ist mesozephal mit niederem, breiten Nasenskelett, niederer Orbita und niedrigem Obergesichtsindex. Es fügt sich nicht in das Rassenschema Ripleys<sup>14</sup> ein; seine verwandtschaftlichen Beziehungen sind im Osten zu suchen und es besitzt unter den slawischen Völkern weite Verbreitung.

Das dritte Element endlich, das F. Schiff<sup>107</sup> feststellt, sind die Vertreter der nordischen Rasse, deren Zahl allerdings sehr gering ist.

Das mesozephele Element bildete schon in vorhistorischer Zeit einen wichtigen Bestandteil der Bevölkerung, demgegenüber die Brachyzephalen erst viel später an Bedeutung gewinnen.

Zu im ganzen ähnlichen Resultaten gelangte B. Hellich<sup>85</sup> vorwiegend an Hand prähistorischen Materials. Auch er wies auf die große Bedeutung der Dolichomesozephalen, das ist der Gruppe II F. Schiffs hin. Sie bilden die überwiegende Mehrheit der Hockergräberbevölkerung. In der Merowingerzeit verteilen sich die Schädelformen folgendermaßen:

dolichocephal . . . . .	30·4	Prozent
dolichomesozephal . . . . .	60·9	„
brachyzephal . . . . .	8·7	„

Aus Tiche (Mähren) beschrieb L. Niederle<sup>104</sup> eine Anzahl rezenter Schädel (mittlerer Index 83·72 Prozent).

Von den 300 Schädeln, die C. Toldt<sup>54</sup> untersuchte, waren 4 Prozent dolichomesozephal, 82·7 Prozent meso- bis brachyzephal, 13·3 Prozent hyperbrachyzephal. 78 Prozent der Schädel waren curvoccipital, 10 Prozent planoccipital.

Auf der deutschen Anthropologenversammlung im Jahre 1912 wurde das Altslawenproblem einer eingehenden Besprechung unterzogen.

Weit dürftiger sind unsere Kenntnisse von den Eigentümlichkeiten der Lebenden.

L. Schneider<sup>109</sup> in Smirěč verfertigte für die böhmische ethnographische Ausstellung im Jahre 1896 einige Karten über die Verbreitung der somatischen Merkmale der böhmischen und mährischen Schuljugend. Die Karte der Blondhaarigen zeigt deutlich die Stellen, wo fränkische Kolonien in vergangenen Zeiten bestanden. Zum Beispiel Holice (Ecklinsdorf), Rědice (Hermannsdorf), Ostřetin (Tyczmansdorf).

Die Karte der Schwarzhaarigen zeigt die Wege, auf welchen diese nach der Meinung L. Schneiders aus Süden in verschiedenen Zeiten nach Böhmen eindringen.

„A. Aus Mähren bereits am Schlusse der neolithischen Kulturperiode:

1. Längs der Kamenice in die Gegend von Chrudim und dann weiter nördlich bis in die Gegend von Königgrätz.

2. Längs der Doubravice in die Gegend von Časlau und über die Elbe in die Gegend von Bydžov und Jičín.

3. Längs der beiden Sazawaflüsse bis in die Gegend von Prag (mit einer Abzweigung gegen Süden über Beneschau) und von da längs der Iser bis in die Gegend von Münchengrätz und Turnau.

B. Aus dem Weitrageau längs der Luschnitz bis Tabor.

C. Aus Bayern während der älteren Bronzezeit auf mehreren Wegen, hauptsächlich in der Richtung des goldenen Steiges, dann über den Paß von Eisenstein und über den von Taus in das südwestliche Böhmen.

Wie schon aus den Untersuchungen G. Schimmers<sup>15</sup> hervorgeht, besteht in Bezug auf die Komplexion ein ziemlicher Unterschied zwischen den deutschen und tschechischen Bewohnern Böhmens. Die Deutschen sind viel heller. Gabel besitzt mit 34 Prozent den höchsten Prozentsatz an Blonden in Österreich.

Die Durchschnittsgröße der böhmischen Rekruten hat F. Goehlert<sup>7</sup> mit 1640 mm angegeben.

L. Niederle untersuchte die Schulkinder in Neu-Paka bei Jičín und Pouchow bei Königgrätz. Der Durchschnittsindex betrug 87. J. Matiegka<sup>89</sup> nahm analoge Untersuchungen in Lobositz vor.

G. Kraitschek<sup>86</sup> untersuchte die Gymnasialjugend von Landskron, O. Firbas<sup>84</sup> die Lundenburgs.

Von den von G. Kraitschek Gemessenen waren  
 mesozephal 2 Prozent blond 20 Prozent  
 brachyzephal 42 Prozent braun 76 Prozent  
 hyperbrachyzephal 56 Prozent Schwarze fehlen ganz.

Auffallend ist die starke Brachyzephalie.

J. Matiegka<sup>90</sup> machte die Prager Schuljugend durch einige Jahre zum Gegenstand seiner Untersuchungen.

Geringer sind unsere Kenntnisse über die Bewohner Mährens und Schlesiens. Die slawische Bevölkerung zerfällt in eine Reihe von Stämmen, die zum Teil auch physich voneinander verschieden sind. Auf den Abhängen des Gesenkes sitzen die hochgewachsenen Horaken, die noch am meisten ihren Nachbarn in Böhmen gleichen (mittlere Größe 166 cm). Das Tiefland bewohnen die mittelgroßen Hannaken. An diese schließen sich im Osten die Slowaken an (mittlere Größe 164 cm). »Während das Hinterhaupt der Tschechen hoch und flach ist,«\*) sagt E. Kusý v. Dúbrav<sup>22</sup>, »ist jenes der Slowaken stark gewölbt.«<sup>6</sup> Den Slowakenschädel charakterisiert ein niedriges Gesicht mit niedrigen Augenhöhlen.

A. Weisbach<sup>111</sup> berechnete für die Slowaken einen mittleren Index von 85·8, bei den eigentlichen Tschechen einen solchen von 86·4. Die Brachyzephalie ist also sehr stark ausgeprägt.

Interessanterweise nehmen auch unter den Deutschen die brachyzephalen Köpfe von der Donau nach Norden immer mehr zu. Auch der Index wird höher.

Während in Niederösterreich der durchschnittliche Index 82 beträgt, steigt er in Znaim bereits auf 84.

Unter den Deutschen des Gesenkes, der Schönhengstler und Iglauer Sprachinsel treten dolichoide Formen häufiger auf.

Ziemlich groß sind die Unterschiede zwischen den beiden Nationen in Bezug auf die Komplexion.

Nach G. Schimmers<sup>15</sup> Untersuchungen sind

	blond	braun
Deutsche . . . . .	34·4 Prozent	21·8 Prozent
Slawen . . . . .	15·2 »	24 »
Gemischte Bezirke .	21 »	21·8 »

Über die Walachen besitzen wir keine genaueren Angaben.

J. Kopernicki<sup>124</sup> verdanken wir eine Untersuchung über die Goralen.

\*) C. Toldt hat dagegen bei Tschechen einen hohen Prozentsatz curvoccipitaler Schädel gefunden.

Allgemein kann man sagen, daß in den Sudetenländern die Brachyzephalie einen höheren Grad erreicht als in den Alpenländern und daß also die österreichischen Alpenländer, in denen noch ein größerer Prozentsatz Dolichoider vorhanden ist, von drei Seiten von Gebieten viel höherer Brachyzephalie umgeben sind, von Tirol, den südslawischen Ländern und den Sudetenländern.

#### IV. Die Karpathenländer.

##### a) Polen und Ruthenen.

In Galizien wurden durch die anthropologische Kommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau bei der Rekrutenaushebung im Jahre 1875, dann 1884 unter Mitwirkung der Bezirks-, Spitals- und Gefängnisärzte eingehende anthropologische Untersuchungen sowohl männlicher als auch weiblicher Individuen durchgeführt (5050 Individuen).

Die Polen Galiziens zerfallen in zwei Gruppen, die sich auch physisch voneinander unterscheiden, in die Goralen des Gebirges und in die Lachen des flachen Landes.

Die Polen sind brachyzephal, und zwar sind es die österreichischen in höherem Maße als die Weichselpolen.

J. Majer und J. Kopernicki<sup>128</sup> berechneten den mittleren Schädelindex der Lebenden mit 84·4. 25 Schädel, welche A. Weisbach<sup>111</sup> gemessen hat, ergaben einen durchschnittlichen Index von 83·5.

Die Schädelformen verteilen sich in folgender Weise (E. Loth<sup>127</sup>):

	Mazuren (Loth <sup>127</sup> )	Krakauer Vorstadtschädel (Kopernicki <sup>128</sup> )	Krakauer Bürger (Alechnowicz <sup>131</sup> )
dolichocephal . . . .	8 Prozent	4·3 Prozent	2 Prozent
mesocephal . . . .	36 »	30·4 »	18 »
brachycephal . . . .	32 »	30·4 »	44 »
hyperbrachycephal .	24 »	34·7 »	38 »

Aus dieser Tabelle sehen wir klar die Unterschiede zwischen den Mazuren und Krakowiaken. Ferner scheint es, daß im 17. und 18. Jahrhundert, aus welcher Zeit J. Kopernickis Material an Vorstadtschädeln stammte, die Brachyzephalie in Krakau noch nicht einen so hohen Grad erreicht hatte wie heute.

Die Goralen sind noch brachyzephaler (Index 84—86) als die Lachen (Index 83—84) (J. Majer und J. Kopernicki<sup>128</sup>).

Unter den Polen nimmt also die Brachyzephalie in der Richtung gegen Süden ständig zu.

M. Tschanssov<sup>135</sup> berechnet an einem Material aus Russisch-Polen für Männer einen mittleren Index von 81·6, für Weiber einen solchen von 79·45. Alle anderen Beobachter geben übereinstimmend an, daß auch bei den Polen die Brachyzephalie stärker beim weiblichen Geschlechte ausgeprägt sei als beim männlichen. Derartige Zahlen ergeben sich aus der Zusammensetzung des Materials.

Wir sehen also, daß das österreichische Gebiet von einem brachyzephalen Typus besetzt ist. Kleine Statur und helle Komplexion zeichnen ihn aus.

Russisch-Polen dagegen bewohnt ein mittelgroßer, zur Mesozephalie neigender brünetter Typus.

Die mittlere Größe des galizischen Typus beträgt nur 1620 *mm*.

Was die Verteilung der Blonden und Brünetten betrifft, sind 35·4 Prozent der Polen blond (Krzywicki nach R. Weinberg<sup>141</sup>).

Helle Kopfhaare haben nach J. Majer und J. Kopernicki<sup>128</sup> 70·2 Prozent, 29·8 Prozent haben dunkles Haar.

Überhaupt gehören in Galizien an

dem hellen Typus . . . . .	35·4 Prozent
» dunklen Typus . . . . .	19·4 »
den Mischtypen . . . . .	45·2 »

Nicht unberücksichtigt soll bleiben, daß L. Olechnowicz (nach R. Weinberg<sup>141</sup>) in Russisch-Polen ziemlich bedeutende Unterschiede zwischen Adel und Bauern feststellte. Worauf dieselben zurückzuführen seien, ist noch eine strittige Frage. Der polnische Adelige ist größer und besitzt einen größeren Schädel. Der Adel ist brachyzephal und chamaeprosop und stellt sich dem ursprünglichen slawischen Typus unmittelbar an die Seite. Der Dorfbewohner ist dagegen leptoprosop und brachyzephal und zeigt starke Mischung mit dolichoiden Elementen.

Letzthin hat J. Czekanowski die Frage der Rassenverhältnisse im polnischen Gebiet nach den neuesten Methoden bearbeitet.

Dieser Forscher hatte früher (1907) eine Formel abgeleitet, die uns gestattet, die Größe der Korrelationskoeffizienten in Gemischen anthropologischer Typen zu berechnen. Man geht, wie wir das auch schon oben gesehen haben, bei der Bestimmung der anthropologischen Typen von den Korrelationen der Merkmale aus.

Seine Ergebnisse faßte J. Czekanowski<sup>144</sup> in folgender vorläufiger Arbeitshypothese zusammen:

»Ursprünglich saß in den heutigen slawischen Gebieten ein subbrachyzephaler, kleinwüchsiger, dunkelblonder präslawischer Typus.«

»Dieses anthropologische Element wurde mit einer Reihe anthropologischer Schichten überdeckt:

1. Mit dem blonden, hohen, kurzköpfigen sarmatischen Typus, der die Zone von den Karpathen bis jenseits der Wolga überflutet hat ( $\gamma$ ).

2. Mit dem nordischen Typus ( $\alpha$ ), der sich entlang der Weichsel und Duna weit ins Innere einkeilt.

3. Mit dem extrem brachyzephalen dinarischen Typus ( $\delta$ ), der sich in Kiew und Ostgalizien scheinbar über die autochthone Schicht gelegt und sowohl die Brachyzephalie wie auch die Pigmentierung gesteigert hat.

In Westgalizien stoßen wir dagegen auf ein anderes extrem brachyzephal Element, das sich vermutlich als *h. alpinus* bestimmen lassen wird.«

Der ukrainische Volksstamm hält Ostgalizien und die nördlichen Teile der Bukowina besetzt.

Für Galizien besitzen wir durch J. Majer und J. Kopernicki<sup>128</sup> eingehende Angaben:

Die durchschnittliche Körpergröße beträgt 164 *cm*, die Ruthenen übertreffen also die Polen an Größe. Dem blonden Typus gehören 240 Promille an, dem dunkeln 262 Promille, den Mischtypen 498 Promille.

Was den Schädelindex anbetrifft, so sind:

dolichocephal	mesatizephal	brachyzephal
P r o m i l l e		
82	159	759

Daraus geht hervor, daß bei den galizischen Ruthenen Dolichocephalie sowie der dunkle Typus relativ häufiger sind als bei den Polen.

Für die Bukowina können wir uns an die ausgezeichneten Untersuchungen halten, die H. Himmel<sup>116</sup> an Soldaten des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 41 ausgeführt hat. (200 Ind.)

Was die Komplexion anbetrifft, unterschied der Autor vier Gruppen:

- A. Dunkles Haar und dunkle Augen 30·5 Prozent.
- B. Dunkles Haar und lichte Augen 23 »
- C. Lichtes Haar und dunkle Augen 13·5 »
- D. Lichtes Haar und lichte Augen 33 »

Es gehören demnach zu den reinen Typen 63·5 Prozent, zu den Mischtypen nur 36·5 Prozent, ein Verhältnis, das sich sonst wohl nirgends in der Monarchie findet.

Was die Hautfarbe anbelangt, hatten 62·5 Prozent eine weiße, 26·5 Prozent eine gebliche und 11 Prozent eine bräunliche Haut.

Der durchschnittliche Schädelindex beträgt 84·1.

Index x—85	Index 84·9—83·0	Index 82·9—x
P r o z e n t		
39	23	38

Wir haben also 38 Prozent Dolichoide und 62 Prozent Brachyzephale.

»Das im ganzen und in einzelnen Abschnitten niedrige Gesicht hat mäßig hohe Kiefer, ist nach oben und unten weniger verschmälert als bei den Rumänen, welchen es jedoch bezüglich seines Jochbreitenindex vollständig gleicht! Es hat bei schmaler Nasenwurzel eine schmale, mäßig lange und mäßig hohe Nase, mäßig großen Mund, langen Unterkiefer und kleine Ohren.«

Neuerdings hat Th. Volkov<sup>140</sup> ausgedehnte Untersuchungen an der ukrainischen Bevölkerung Galiziens, der Bukowina und Ungarns durchgeführt<sup>135 525</sup>. Die mittlere Größe der Männer beträgt 1694, die der Weiber 1556 *mm*. Klein sind von den Männern 6·57 Prozent, groß 45·2 Prozent. Der mittlere Schädelindex beträgt 84·7 Einheiten bei

Männern (Galizien 84·4, Bukowina 85·1, Ungarn 85·0), bei Weibern 84·1 Einheiten.

	Dolichocephal	Mesatizephal	Subbrachycephal	Brachycephal
	P r o z e n t			
Galizien . . . . .	1·5	10·1	33·4	55
Bukowina . . . . .	3·2	10·7	20·0	66
Ungarn . . . . .	3·2	10·7	33·3	66

Wie bei den Polen, sehen wir auch bei den Ruthenen gegen Süden hin ein Ansteigen der Brachycephalie.

Auch Galizien war in vorhistorischer Zeit (Kopernicki<sup>120</sup>, R. Virchow<sup>138 139</sup>) von Dolichocephalen bevölkert. Heute ist auch die Bevölkerung dieser Gehiete hochgradig brachycephal.

#### b) Rumänen.

In die südlichen Bezirke der Bukowina reicht das Sprachgebiet des rumänischen Volksstammes. Dieser hat früher in den Grenzen unseres Vaterlandes eine viel größere Ausdehnung gehabt, Rumänen saßen früher zerstreut in den Karpathen in Mähren, in Istrien und Dalmatien.

Die Rumänen zerfallen dialektisch in zwei Gruppen, die Moldauer und die Walachen. Auch physische Unterschiede lassen sich feststellen,

Die mittlere Größe beträgt nach A. Weisbach 1673·42 *mm*.

»Der rein dunkle Typus (dunkle Haare und Augen 41 Prozent) findet sich bei ihnen wohl noch viel häufiger als der lichte (25 Prozent), ohne aber die Mischtypen (34 Prozent) besonders zu übertreffen; bei diesen letzteren überwiegen aber noch immer die Individuen mit dunklen Haaren.« (H. Himmel<sup>116</sup>). (200 Ind.)

44 Prozent der Rumänen besitzen gelbliche (34 Prozent) bis bräunliche Haut. Die dunkelhäutigen Rumänen besitzen einen höheren Wuchs (1681 *mm*) als die anderen.

Der durchschnittliche Schädelindex beträgt 86·3; die Rumänen sind also sehr stark brachycephal.

Index x—85	Index 84·9—83·0	Index 82·9—x
P r o z e n t		
52·5	23	24·5

A. Weisbach hatte den Kopfindex mit 87·2 berechnet. Unter den die Bukowina bewohnenden Völkern haben die Rumänen die breiteste Kopfbasis. Das Gesicht, speziell die Stirne, ist niedrig.

1869 beschrieb A. Weisbach<sup>147</sup> die Schädelform der Rumänen (40 Schädel) an einem größtenteils aus Ungarn stammenden Material. Der starkknochige Schädel ist hochbrachycephal. Die Schädelbasis ist groß, lang und breit.

»Das Gesicht ist auffällig durch die geringe Höhe, dafür aber sehr breit, nach oben und unten von den sehr stark gebogenen Jochbeinen bloß ein wenig verschmälert.« (A. Weisbach.)

Das Material A. Weisbachs scheint ziemlich gemischt gewesen zu sein. denn neben 24 Brachyzephalen zählt er 8 Dolichocephale und 8 Mesozephalie auf. Der mittlere Index beträgt 82.8 und schwankt zwischen 73.7 und 90.

Auf dem Čičenboden in Istrien hat sich eine kleine rumänische Kolonie bis heute erhalten. In Zejane und Mune wird noch das rumänische Idiöm gesprochen.

U. Vram<sup>146</sup> und F. Schück<sup>145</sup> haben die Čičen anthropologisch aufgenommen. Der Längenbreitenindex der Čičen beträgt 86. Die Pigmentierung ist sehr stark.

F. Schück glaubt, »daß die große Anzahl Typen bei den jetzigen Bewohnern dieser Gebiete, den Kroaten, auf die rumänischen Elemente, die in ihnen aufgegangen sind, zurückzuführen ist«.

Dem hellen Typus gehören an 1.1 Prozent, dem dunkeln 73.1 Prozent, 25.8 Prozent sind Mischtypen. Interessanterweise hat F. Schück aber ein Nachdunkeln der Haare bei Knaben feststellen können.

Die Rumänen des Königreiches teilen nicht die hochgradige Brachyzephalie.

E. Pittard<sup>144</sup> kam zu einem mittleren Index von 83.

Bassanowitsch in Nordbulgarien zu einem solchen von 77.

Die im vorhergehenden versuchte Zusammenstellung unserer bisherigen Kenntnisse kann freilich nicht den Vorzug absoluter Vollständigkeit für sich in Anspruch nehmen. Doch haben wohl alle wichtigeren Arbeiten Berücksichtigung gefunden. Wenn auch die Verhältnisse in großen Zügen heute als bekannt gelten dürfen, so bietet doch die Ungleichartigkeit der Methoden, noch mehr die Ungleichartigkeit des Materials eine nicht zu unterschätzende Quelle von Ungenauigkeiten.

Auch sind nicht alle Gebiete gleich eingehend untersucht. Für die Sudetenländer, besonders für Mähren, waren ausgedehntere somatologische Aufnahmen dringendstnötig. Desgleichen wären monographische Bearbeitungen kleinerer Gebiete, wie einzelner Sprachinseln oder Alpentäler, von großem Wert, wofür die Arbeiten von Ploy und Wacker vorbildlich sein können.

Wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, mit seinen Zeilen da und dort zur Mitarbeit anzuregen, um die vielen Lücken in unserem Wissen zu schließen, so hat er sein Ziel erreicht.

Archäologie, Volkskunde, Besiedlungsgeschichte und physische Anthropologie müssen zusammenwirken, damit wir schließlich ein klares Bild der Völkerentwicklung auf dem Boden unserer Heimat gewinnen können.

### Literaturverzeichnis.

Die dem Verfasser nicht zugänglichen Arbeiten sind mit \* bezeichnet.

#### I. Allgemeines.

1. Auerbach B.: Les races et les nationalités en Autriche-Hongrie, 1898.
2. Birkner F.: in „Der Mensch aller Zeiten“, II. Bd., 1913.
3. Classen K.: Die Völker Europas zur jüngeren Steinzeit, 1912.
4. Deniker J.: Races et Peuples de la Terre, 1900.
5. Fischer E.: Die Rehoboter Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen, 1913.
6. Giuffrida-Ruggeri V.: Contributo all' antropologia fisica delle regioni Dinariche e Danubiane e dell' Asia Anteriore, Arch. per l'Antrop e l'Etnol. Vol. XXXVIII., 1908.
7. Goehlert V.: Über Anthropometrie im allgemeinen und insbesondere über die Körperlänge nach der ethnographischen Verschiedenheit der Völker der österr.-ung. Monarchie. Mitteil. der k. k. geogr. Ges., Wien, Bd. 24, 1881.
8. Hölder F. v.: Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, 1876.
9. Hoernes M.: Natur- und Urgeschichte des Menschen, I. Bd., 1910.
10. Kollmann J.: Europäische Menschenrassen. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges. Bd. 11, 12, 1881, 1882.
11. Kraitschek G.: Europäische Menschenrassen. Österr. Zeitschrift für Schulgeogr., Bd. 31.
12. Luschán F. v.: Beiträge zur Anthropologie der Kreter. Zeitschrift für Ethn., Bd. 45, 1913.
13. Reicher M.: Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachycephalen, II. Zeitschrift für Morphologie und Anthr., Bd. XVI, 1913.
14. Ripley W. Z.: Races of Europe, 1900.
15. Schimmer G.: Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Österreichs. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., 1884, Suppl. I.
16. Schliz A.: Die vorgeschichtlichen Schädeltypen deutscher Länder. Archiv f. Anthrop., N. F., Bd. IX.
17. Sergi G.: Europa. L'origine dei popoli Europaei, 1908.
18. Weisbach A.: Die Gewichtsverhältnisse der Gehirne österr. Völker mit Rücksicht auf Körpergröße, Alter, Geschlecht und Krankheiten.
19. Weisbach A.: Beiträge zur Kenntnis der Schädelformen österr. Völker. Mediz. Jahrb. der Gesellsch. der Ärzte. Wien, 1864, 1867.
20. Weisbach A.: Die Beckenformen österreichischer Völker. Mediz. Jahrbücher, Bd. I., 1866.
21. Weisbach A.: Körpermessungen an verschiedenen Menschenrassen. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. IX., 1877, Suppl.
22. In dem Sammelwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ findet sich bei der Schilderung jedes Kronlandes ein Abschnitt über physische Anthropologie.

#### II. Alpenländer.

23. Canestrini e Moschen G.: Sulla antropologia fisica del Trentino. Atti della società Veneto-Trentino di science nat. Vol. XII, 1890.
24. Firlas O.: Anthropogeographische Probleme aus dem Viertel unter dem Mannhartsberg. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 16, 1907.
25. Frizzi E.: Ein Beitrag zur Anthropologie des Homo alpinus tirolensis. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 38, 1912.
26. Giuffrida-Ruggeri V.: La capacità del cranio nelle popolazione italiane. Atti della soc. Romana di antrop. Vol. X., 1904.
27. Holl M.: Über die in Tirol vorkommenden Schädelformen. I. Beitrag. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 14, 1884. II. Beitrag. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 15, 1885. III. Beitrag. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 17, 1887.

28. Holl M.: Über die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 18, 1888.
29. Kraitchek G.: Der alpine Typus. *Zentralblatt f. Anthropol.*, 1901.
30. Moschen G.: Studi sull' indice cefalico dei Trentini. *Atti Soc. veneto-trentina di science nat.*, Vol. VI, 1879.
31. Moschen G.: Osservazioni morfologici su crani umani del Venet. e del Trent. *Ebenda*, Vol. VIII, 1882.
32. Moschen G.: I caratteri fisici e le origini dei Trentini. *Archivio per l'antropol. e per l'etnol.* Vol. XXII, 1892.
33. Moschen G.: La statura dei Trentini. *Atti della Soc. Rom. di Antrop.* I, 1893.
34. Moschen G.: Note di craniologia trentina. *Ebenda* Vol. V, 1895.
35. Ploy H.: Zur Anthropologie des oberen Salzachgebietes. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 38, 1908.
36. Rabl-Rückhard F.: Anthropologie von Südtirol. *Verhandl. der Berliner Ges. f. Anthr.*, 1878.
37. Rabl-Rückhard F.: Weitere Beiträge zur Anthropologie der Tiroler. *Zeitschr. f. Ethnologie*, Bd. XIII, 1879.
38. Rabl-Rückhard F.: Zur Anthropologie Tirols. *Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr.*, Bd. XI, 1880.
39. Ranke J.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Bayern. Bd. V und VIII der Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns.
40. Ried H.: Beiträge zur Kraniologie der Bewohner der Vorberge der bayrischen Alpen. *Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns*, Bd. 18, 1911.
41. \*Scholl: Über rätische und andere alpine Schädelformen. *Straßburg* 1891.
42. Strauch C.: Über brachyzepale Schädel aus Tirol, der Schweiz und Norditalien. *Zeitschr. für Ethnol.*, Bd. 32, 1900.
43. Tappeiner F.: Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie der Tiroler. *Zeitschr. f. Ethnologie*, Bd. XII, 1878.
44. Tappeiner F.: Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette comuni, 1883.
45. Tappeiner F.: Die Abstammung der Tiroler und Räter auf anthropologischer Grundlage, 1894.
46. Tappeiner F.: Der europäische Mensch und die Tiroler, 1896.
47. Tappeiner F.: Die Kapazität der Tiroler Schädel. *Zeitschr. f. Ethnol.*, Bd. 31, 1899.
48. Tedeschi E.: Studi di Antropologia Veneta. *Atti della Soc. Rom. di Antr.*, Vol. V, Fasc. I.
49. Toldt C.: Die Körpergröße der Tiroler und Vorarlberger. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 21, 1891.
50. Toldt C.: Zur Somatologie der Tiroler. *Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 24, 1894.
51. Toldt C.: Über die Brachyzephalie der alpenländischen Bevölkerung. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 40, 1910.
52. Toldt C.: Altslawengräber in Deutschland. *Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr.*, Bd. 42, 1911.
53. Toldt C.: Die Schädelformen in den österreichischen Wohngebieten der Altslawen — einst und jetzt. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 42, 1912.
54. Toldt C.: Vortrag zur Einleitung in die Diskussion über die Altslawenfrage. *Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr.*, Bd. 43, 1912.
55. Wacker R.: Zur Anthropologie der Walser des großen Walsertales in Vorarlberg. *Zeitschr. für Ethnol.*, Bd. 44, 1912.
56. Weisbach A.: Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel des Gräberfeldes am Salzberg in Hallstatt. *Mitteil. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 18, 1888.
57. Weisbach A.: Die Deutschen Niederösterreichs. *Mitteil. des k. u. k. Militär. Sanitäts-Komitees*, Wien, XI, 1892.

58. Weisbach A.: Die Oberösterreicher. *Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 24, 1894.  
 59. Weisbach A.: Die Salzburger. *Ebenda*, Bd. 25, 1895.  
 60. Weisbach A.: Die Deutschen Steiermarks. *Ebenda*, Bd. 28, 1898.  
 61. Weisbach A.: Die Deutschen Kärntens. *Ebenda*, Bd. 30, 1900.  
 62. Wettstein E.: *Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis*.  
 63. Zuckerkandl E.: *Beiträge zur Kraniologie der Deutschen in Österreich. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 13, 1883.  
 64. Zuckerkandl E.: *Kraniologische Untersuchungen in Tirol und Innerösterreich. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 14, 1884.  
 65. Zuckerkandl E.: *Über die physische Beschaffenheit der innerösterreichischen Alpenbevölkerung. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 19, 1889.

### III. Die Karstländer.

66. Himmel H.: *Das Rekrutenmaterial der Herzegowina. Suppl. zu den Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 16, 1886.  
 67. Horvath: *Crania solitanea. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 37, 1907.  
 68. Luschan F. v.: *Über altbosnische Gräber. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 10, 1890.  
 69. Segvič: *I croati antichi erano Slavi o Avari? Archivio per l'Antrop. e per l'Etnol.* Vol. XXXVIII, 1908.  
 70. Tedeschi E.: *Cinquanti crani di Rovigno d'Istria. Atti della Soc. Romana di Antrop.*, Vol. VII, 1901.  
 71. Vram U.: *Crani della Carniola. Atti della Soc. Rom. di Antrop.*, Vol. IX., 1903.  
 72. Vram U.: *Crani antichi e medievali di Aquileja. Ebenda*, Vol. VII, 1901.  
 73. Vram U.: *Frammenti scheletrici in cristiane presso Niksič (Montenegro). Ebenda*, Vol. XII, 1906.  
 74. Weisbach A.: *Die Serbokroaten der adriatischen Küstenländer. Zeitschr. für Ethnol.*, Bd. 16, 1884, Suppl.  
 75. Weisbach A.: *Das Rekrutenmaterial der Herzegowina. Vortrag. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 17, 1887.  
 76. \*Weisbach A.: *Prehistoricke Lubanje sa Glasinca Glasnik. VII*, 1895.  
 77. Weisbach A.: *Altbosnische Schädel. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 27, 1897.  
 78. Weisbach A.: *Die Slowenen. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 33, 1903.  
 79. Weisbach A.: *Die Serbokroaten Kroatiens und Slawoniens. Ebenda*, Bd. 35, 1905.  
 80. Weisbach A.: *Die Bosnier. Ebenda*, Bd. 25, 1895.  
 81. Weisbach A.: *Prähistorische Schädel aus Bosnien und der Herzegowina. Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien*, Bd. X, 1907.  
 82. Weisbach A.: *Die Schädelform der Slowenen. Mittel. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 42, 1912.  
 83. Zupanič: *Die Illyrier. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 37, 1907.

### IV. Sudetenländer.

84. Firkas O.: *Anthropologische Messungen an der Gymnasialjugend in Lundenburg*, 1908.  
 85. Hellich B.: *Prehistorické Lebky v Čechách. Památky archeologické*, Bd. XVIII, 1899. Ref. von L. Schneider, *Zeitschr. f. Ethnol.*, Bd. 32, 1900.  
 86. Kraitschek G.: *Die anthropologische Beschaffenheit der Landskroner Gymnasialjugend. Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymn.*, Landskron, 1901.  
 87. Lukas F.: *Anthropologische Mitteilungen aus Nordmähren. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 21, 1891.  
 88. Matiegka H.: *Crania bohemia, I*, 1890.  
 89. Matiegka H.: *Beiträge zur Kenntnis der körperlichen Beschaffenheit der Einwohnerschaft des nordwestlichen Böhmens. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges.*, Bd. 22, 1892. Originalarbeit Český Lid I.

90. Matiegka H.: Lebky české ze XVI. století. Crania bohemia saeculi XVI. Rozpravy Čes. Akad. Cís. Frant. Jos. Cv. 22, R. II., Tr. II, 1893.

91. Matiegka H.: Crania bohemia II. Rozpravy české. Akad. Cís. Frant. Jos.. 1893. Ref. in Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 23, 1883.

92. Matiegka H.: Sbirka materiálu k předhistorické anthropologii zemi českých (Prähistorische Schädel aus Böhmen). Český Lid, III, 1894.

93. Matiegka H.: Anthropologie des tschechoslawischen Volkes (Národopisna výstava českoslov). Resumé im Anthr. Zentralblatt, I, 1896.

94. Matiegka H.: Etude des crânes et ossements tcheques provenant des ossaires provinciaux. Rozpravy české Akad. Cís. Frant. Jos. V. 2, Nr. 42, 1896.

95. Matiegka H.: Körperwuchs und Entwicklung sowie die körperlichen Eigenschaften und Gesundheitsverhältnisse der Jugend der k. Hauptstadt Prag. Auszug im Anzeiger der böhm. Akademie, 1897.

96. Matiegka H.: Uměle deformovaná lebka z Budyně v Čechách. (Ein deformierter Schädel von Budyně.) Resumé im Archiv f. Anthr., Bd. 25, 1898.

97. Matiegka H.: Über die Beziehungen zwischen Körperbeschaffenheit und geistiger Tätigkeit bei Schulkindern. Ref. in Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 28, 1898.

98. Matiegka H.: Untersuchungen der Knochen und Schädel aus böhmischen Beinhäusern auf dem Lande. Autorreferat im Archiv f. Anthr., Bd. 25, 1898.

99. Matiegka H.: Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 41, 1911.

100. Niederle L.: Die Skelettgräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 20, 1890.

101. Niederle L.: Beiträge zur Anthropologie der böhmischen Länder, I. Skelettgräber aus der letzten prähistorischen Zeit (Čech), Prag, 1891.

102. Niederle L.: Die neuentdeckten Gräber von Podbaba und der erste künstlich deformierte prähistorische Schädel aus Böhmen. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 22, 1892.

103. Niederle L.: Die Schädel von Senftenberg. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 22, 1892.

104. Niederle L.: Příspěvky k moravské kranilogii. (Mähren.) Český Lid, IV, 1895.

105. Niederle L.: O původu Slovanů. (Die Herkunft der Slawen.) Prag, 1896. Resumé in Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 27, 1897.

106. Reche O.: Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen. Archiv f. Anthr. NF, Bd. VII, 1908.

107. Schiff F.: Beiträge zur Kranilogie der Tschechen. Archiv f. Anthr., Bd. 39, 1912.

108. Schliz A.: Bemerkungen zur Rassebildung der slawischen Völker. Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr., Bd. 43, 1912.

109. Schneider L.: Die Verbreitung der Schwarzhaarigen in Böhmen. Sitzungsber. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 27, 1897. Originalarbeit in Český Lid, Bd. IV.

110. Weisbach A.: Schädel aus alten Grabstätten in Böhmen. Archiv f. Anthr., 1867.

111. Weisbach A.: Bemerkungen über Slawenschädel. Zeitschr. f. Ethn., Bd. VI, 1874.

112. Wilser L.: Die Bevölkerung Böhmens in vorgeschichtlicher Zeit. Globus, Bd. XII, 1892.

#### Karpathenländer.

##### α) Polen und Ruthenen.

113. \*Anutschin: Über die geographische Verteilung des Wuchses der männlichen Bevölkerung Rußlands. Schriften der kais. russ. Geogr. Ges., Abteilung für Statistik. Bd. XVIII, 1889. (Russisch.)

114. Czekanowski J.: Beiträge zur Anthropologie von Polen. Archiv f. Anthr., NF, Bd. X, 1911.

115. Hellwald F. v.: Die Welt der Slawen. 1890.

116. Himmel H.: Das Rekrutenmaterial der Bukowina 1888. Manuskript im Besitz der Wiener Anthr. Ges.

117. Kohn A.: Neuere archäologische Funde in Galizien. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. X, 1878.
118. Kohn A.: Vorhistorische Gräber bei Czekanow und Niewiadoma in Polen. Ebenda, Bd. X, 1878.
119. Kopernicki J.: Nowy przyczynek do Antropologii przedhistorycznej ziemi Polskich. Krakau, 1877.
120. Kopernicki J.: Über die Dolichocephalen in den slawischen Ländern. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. XII, 1882.
121. Kopernicki J.: Charakterystyka Kranologiczna Ludności Galicyjskiej, 1885.
122. Kopernicki J.: Czaszki przedmieszczan krakowskich z XVII. i XVIII. wieku. Sammlung von Materialien zur Kenntnis der vaterländischen Anthropologie, herausgezogen von der Anthropologischen Kommission der Akademie, Krakau, Bd. XI, 1887.
123. Kopernicki J.: Bericht über die Arbeiten der letzten 15 Jahre auf anthropologischem und prähistorischem Gebiet in Galizien. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 19, 1889.
124. Kopernicki J.: Charakterystyka fizyczna Goralii Ruskich na podstawie własnych spostrzeżeń na osobach żywych. 1889.
125. \*Lencewicz St.: Contribution à la connaissance de l'indice céphalique des crânes recueillis sur le territoire polonais. Polnisch: Sprawozdanie z posiedzeń towarzystwa naukowego Warszawskiego. Warschau, 1912.
126. Loth E.: Anthropologische Untersuchungen über das Hautleistensystem der Polen. Zeitschr. f. Morph. und Anthr., Bd. XIII, 1911.
127. Loth E.: Beiträge zur Kranilogie der Polen. Zeitschr. f. Morph. und Anthr., Bd. 14, 1912.
128. Majer J. und Kopernicki J.: Charakterystyka fizyczna Ludności Galicyjskiej, Serya II, 1885.
129. \*Majer J.: Roczny przyrost ciała u żydów galicyjskich jako przyczynek do ich charakterystyki fizycznej. Zbiór wiadomości do antropologii krajowej. IV, 1880.
130. Olechnowicz L.: Anthropologische Charakteristik der Bevölkerung des Gouvernements Ljublin. Polnisch: Zbiór wiadomości do antropologii krajowej. Bd. XVII, 1893. Resumé im Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Krakau, 1894.
131. Olechnowicz L.: Crania Polonica. Ebenda, Krakau, 1898.
132. \*Russow W.: Aus den Tälern der Karpathen. Das Dorf Ssinewodsko-Wyschne (russisch). Jahrb. der Russ. Anthr. Ges. Bd. I, 1904. Ref. von Stieda im Archiv f. Anthr. NF, Bd. VI.
133. Schreiber S. H.: Untersuchungen über den mittleren Wuchs des Menschen in Ungarn. Archiv f. Anthr., Bd. XIII, 1881.
134. Talko-Hryncewicz J.: Charakterystyka fizyczna ludu ukraińskiego. Zbiór wiadomości do antropologii krajowej. Bd. XIV, 1890. Resumé im Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Krakau, 1890.
135. Tschaussow M.: Beiträge zur Kenntnis des polnischen Schädels. Anatomischer Anzeiger, Bd. XIV, 1898.
136. Tschepourkovsky A.: Anthropologische Bestandteile der ältesten und jüngsten slawischen Bevölkerung Rußlands. Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr., Bd. 43, 1912.
137. Udziela L.: Das polnische Volk im Bezirk Ropczyce in Galizien. Gesammelte Berichte über vaterländische Anthropologie etc. Abt. III, Bd. XV, 1891. (Polnisch.)
138. Virchow R.: Menschliche Schädel aus Krakauer Höhlen. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. V, 1873.
139. Virchow R.: Höhlenschädel aus dem oberen Weichselgebiet. Ebenda.
140. Volkov Th.: Recherches anthropométriques sur la population ukrainienne de la Galicie, de la Bukovine etc. Matériaux pour l'Ethnologie ukrainienne-ruthène (ukrain.), Bd. 10, 1908.
141. Weinberg R.: Die Gehirnform der Polen. Zeitschr. f. Morph. u. Anthr., Bd. VIII, 1905.

## b) Rumänen.

142. Fischer E.: Die Herkunft der Rumänen. Bamberg, 1904.  
 143. \*Pittard E.: Anthropologie de la Roumanie. Bulletin de la Société des sciences de Boucarest, Vol. XII, 1903.  
 144. Pittard E.: Anthropologie de la Roumanie. L'Anthropologie. T. XIV, 1903.  
 145. Schück A.: Über die Istrorumänen. Mitteil. der Wiener Anthr. Ges., Bd. 43, 1913.  
 146. Vram U.: Su alcuni caratteri antropologici dei Ćicci. Bolletino della Soc. adriatica di science naturali in Trieste. Vol. 21, 1903.  
 147. Weisbach A.: Die Schädelform der Rumänen. Wien 1869.

## Nachtrag:

148. Matiegka H.: Lebky z hrobu Želenických. Památky Archeologické, Bd. XVI, 1893.  
 150. Matiegka H.: Lebky Žičické a archeologické a anthropologické třídění doby slovanské Památky, Bd. XVIII, 1898.  
 151. Palliardi J.: Výzkum předhist. na jhozáp. Moravě. Čas. vlast. spol. muz. v Olom. 1894.  
 152. Tedeschi E.: Scheletri romani e preromani di Nesazio d'Istria. Atti dell' Accad. scient. veneto-trentino-istriana Classe I. Anno IV, 1907.

## II. Kleine Mitteilungen.

## Religiöse Krankheitsabwehrmittel aus Maria-Enzersdorf.

Von Robert Eder, Mödling.

Im Jahre 1472 wurde im Dorfe Enzersdorf auf Anregung des durch seine Kreuzzugspredigten bekannten Mönches Johann Capistranus das Kloster der reformierten Franziskaner errichtet und nachdem die schon Mitte des 15. Jahrhunderts bestandene, nach Mödling eingepfarrte Johanneskirche aufgelassen war, wurde die Klosterkirche 1784 zur Pfarre erhoben. Die im Jahre 1730 aufgestellte Marienstatue fand bald allgemeine Verehrung und zur Kirche Maria Heil der Kranken wallen bis heute noch viel tausende Trostbedürftige und Sieche. Seitdem nun Maria-Enzersdorf Gnadenort geworden, befinden sich daselbst eine lange Reihe von Verkaufsläden und Buden, in denen derzeit weniger Devotionalien als gewöhnlicher Tand zur Erinnerung an die vollbrachte Wallfahrt feilgeboten wird. In einzelnen der ältesten Verkaufsläden fand ich gelegentlich meiner Streifzüge nach volkskundlichen Gegenständen solche, den religiösen Aberglauben betreffend, aus verflossener Zeit vor, die heute allerdings im Volke kaum mehr Anwert haben und deren Anwendung zum Teil bereits vergessen ist. An dieser Stelle seien nun drei Heilmittel erwähnt.

1. Kupferstichplatten (Klischees) für Schutzzettel. Diese Platten dienen zum Druck von sogenannten „Eßzetteln“ oder „Eßbildeln“. Auf einem Papierbogen wurde eine Anzahl Heiligenbildchen vereint, zirka 3 cm im Geviert oder im Durchmesser der Rundung, von dem nach Bedarf abgeschnitten wurde. Die Bildchen verschluckte man zur Wiedererlangung der Gesundheit und dürfte möglicherweise dieser oder jener Heilige für eine besondere Krankheit bestimmt gewesen sein. Auch dem Vieh gab man die Bildchen ins Futter, wenn es erkrankt war, in den Alpenländern aber auch, bevor es auf die Almen getrieben wurde. Weiterhin warf man St. Florian-Zettel, in Bayern St. Agathe-Zettel, in die Flammen eines brennenden Hauses, damit der Brand erlösche.

Von den in meinen Besitz gekommenen Kupferstichplatten sind 3 Stück 19 cm lang, 17 cm breit, das vierte 21 cm lang, 9 cm breit. Die drei ersterwähnten Platten zählen 30, die vierte 24 Bildchen. Auf der diesmal gebrachten Platte sind folgende Heiligen abgebildet: Leopold, Johannes, Erzengel Michael, Georgius, Johann N., Rosalia, Jakobus, Matthias, Martin, Susanna, Klara, Cäcilia, Johann Ev., Juliana, Adam und Eva, Stephan,

Florian, Andreas, Sch. Mutter, Ignatius, Sebastian, Ferdinand, Petrus, Laurenzi, Thekla, Rosina, Simon, Margarita, Eleonore. Eine fünfte Kupferstichplatte, die ich mit den erwähnten vier Platten gleichzeitig erwarb, eine Landschaft darstellend, weist die Signetur „F(ecit) Molis V. in Wien“ auf, und vermute ich, daß auch die Schutzzettelkupferstichplatten von demselben Meister angefertigt worden seien.

2. „Fraistaferl.“ Von dem 6 cm hohen, 5 cm breiten ovalen Tonplättchen mit eingepreßtem Bilde der Heiligen Dreifaltigkeit wurde etwas abgeschabt und das Pulver als Mittel gegen mancherlei Krankheiten verschluckt.

3. „Schreckstein.“ Es ist dies ein Bergkristall in Silber gefaßt, der dem Kinde um den Hals gehangen wurde, damit ihm angeblich das Erschrecken nicht schade. Nachdem aber in Bayern im Rottale („Deutsche Gaue“, Kaufbeuren, XIV, 1913, S. 248) das Wort „G'schracktsein“ oder „G'schrecktsein“ ein häufig gebrauchter Ausdruck als Ursache aller Krankheiten, die hauptsächlich auf Erkältung beruhen, gilt, so könnte auch der Schreckstein nicht nur gegen die böse Wirkung des Erschreckens (durch das Schreckgespenst), sondern auch als Abwehrmittel für andere durch Erkältung zugezogene Erkrankungen bestimmt gewesen sein. Dr. Alwin Schultz, „Alltagsleben einer deutschen Frau“, S. 208, erwähnt das „Schreck-Steinlein“ aus „Armenien-Stein“ in Herzform; jedenfalls war der ursprüngliche Schreckstein aus Bergkristall. Der Kristall, zerstoßen und mit Honig vermischt, von einer stillenden Frau getrunken, vermehrt nach dem „Buch der Natur“ von Konrad v. Megenberg (Dr. Franz Pfeiffer, S. 441) deren Milch. Dem Kristall wurde magische Kraft zugesprochen, weil derselbe in christlich-symbolischer Bedeutung (Wolfgang Menzel, „Christliche Symbolik“, I, S. 336 u. 529) als reinstes Lichtstoff Sinnbild der unbefleckten Empfängnis ist. Gegen plötzliche Versagung der Milch bei stillenden Frauen wurde aber auch ein dreieckiges Stück Kalksandstein von 35 mm Seitenlänge, in Silber gefaßt, verwendet, sonst diente es auch als Schutzmittel gegen Fraisen der Kinder („Zeitschr. f. österr. Volkskunde“, XIII, 1907, S. 101) und das durch das Ausschaben gewonnene Steinmehl aus löcherartigen Vertiefungen, die in Sühnkreuzen gebohrt wurden, diente früher zu Heilzwecken, Vertreibung des Fiebers, Schutz vor Pest u. s. w. („Bayrischer Heimatschutz“, XII, 1914, S. 25; „Deutsche Gaue“, IX, S. 163.) Vorerst erwähntes Kalksandsteinstück wird wohl auch, wie das Steinpulver des Sühnkreuzes, einem geweihten Stein entnommen worden sein.

Schon in dem klassischen Altertum, sagt Marie Andree Eysn („Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet“, S. 120), wurde an die Zauberwirkung der eingenommenen Zetteln mit Inschrift geglaubt, wie Gerh. Kropatschek in „De amuletorum apud antiquos usu“ (Greifswald 1907, S. 19) nachweist. Schon die Assyrier, Babylonier, Ägypter, Griechen und Römer trugen Zauberzeichen, Talismane, die vor Krankheiten schützen sollten. Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld („Vergleichende Medizin“, I, S. 409) führen einen Beschwörungsspruch aus Asien an gegen Schreckgespenst, Nachtgeist, Vampir und andere böse Geister und das in der geschichtlichen Ausstellung der k. k. Hofbibliothek in Wien, 1913, gezeigte älteste arabische Druckwerk aus dem 10. Jahrhundert enthält auf beiden Längsstreifen „Talismane und Schutzgebete zur Abwehr von Heilschäden, Zauber, Krankheiten, Schreckgespenster, des bösen Blickes der Geister und Menschen, ihrer Schlechtigkeiten und Schädlichkeiten“.

Die Erklärung für diesen Aberglauben besteht darin, daß der grübelnde Menschengeist annahm, es werde jede Krankheit durch Dämonen, Zauberer oder Gespenster verursacht, und so gebrauchte man mit Beziehung zu unserer Besprechung als wirksamstes Mittel gegen die bösen Mächte das in sich Aufnehmen eines religiösen Bildnisses sowie des Abschabens eines Tonplättchens, das Gott zeigt, oder das Steinpulver eines Sühnkreuzes, andererseits wurde aus gleicher Ursache der Bergkristall, das Symbol der heiligen Maria, dem Kinde als Talisman umgehängt. Das Verschlucken des mit dem die Hausgeister versöhnenden Honig gemischten Kristallpulvers, um die Milch der stillenden Mutter zu vermehren, ist ein weiterer Beweis der sakralen Bedeutung als Abwehrmittel gegen Dämonen, die die stillende Frau bedrohen, und noch heute besteht der Brauch des Verschluckens von drei geweihten Palmkätzchen zur Osterzeit gegen zukünftige Halsschmerzen

oder das Verzehren der geweihten Ostereier, um Glück zu haben. Das Palmkätzchen, die Weidenblüte, ist am Palmsonntag Ersatz im Norden für die echte Palme und bedeutet dasselbe wie letztere, die den Sieg des Heilands über den Satan symbolisiert, und das Ei ist Sinnbild der Auferstehung. Um ein haltbares glückbringendes Osterei zu besitzen, wurden solche aus Wachs, die zuweilen heilige Szenen bergen, angefertigt.

#### Auch ein Mittel für das Gedeihen des Viehes.<sup>1)</sup>

Herumziehende Krämer verkaufen sogenannte „Haussegen“ und „Stallsegen“. Es sind dies mit Heiligenbildern und Sprüchen versehene Zettel, gewöhnlich in der Größe 43 : 34 cm. Diesen Zettel läßt man zuerst weihen, und zwar zu Maria Lichtmeß (2. Februar) bei der „Kerzenweihe“ in der Kirche. So in allen Gauen Salzburgs. Im Lungau sind ferner sogenannte „Hauslehren“ der Brauch, das heißt der Geisliche kommt während der Fastenzeit an einem Tage in das Bauernhaus und hält den Leuten eine Art kurzer Predigt, belehrt sie über gut und schlecht u. s. f. Wird genannt die „Hauslehre“. Dann weiht er auch den Hausaltar, die Marien-Kerzenstöckel, die Sterbkerzen und dergleichen, wobei man auch Haus- und Stallsegen mitweihen lassen kann. Im Bauernhause wird nun „der Haussegen“ an die Haustüre genagelt, „der Stallsegen“ an eine der Stalltüren. In den Gebirgsgauen kommt ein Stallsegen auch auf die Tür des Stalles auf der Alpe. Nach dem Aufnageln werden die auf dem „Segen“ angegebenen Gebete gesprochen. (Oder auch nicht; je nach dem „starken Glauben“.) Manche beten später auch noch einigemal, wenn einem Stück Vieh etwas fehlt und ähnliches. Wird der Zettel im Laufe der Zeit ganz zerrissen und zerfetzt, so wird ein neuer gekauft.

Landwirtschaftslehrer Hamza.

#### Opferhaufen.

Von Dr. G. Vidossich, Capodistria.

Dieser von Anton Dachler im XX. Bande Seite 50 und im XIX. Bande Seite 204 besprochene Gebrauch ist auch in Italien bekannt und wurde zuletzt von Raffaele Pettazzoni in den Sitzungsberichten des ersten italienischen ethnographischen Kongresses (*Atti del primo Congresso di Etnografia italiana*, Rom—Perugia 1912, p. 139—140) beschrieben.

Als ältesten Beleg führt Pettazzoni die Stelle bei Dante, *Purgat.* III, 127—129 an, wonach Manfred, Sohn Friedrichs II., am Fuße der Brücke von Benevent begraben wurde und alle Soldaten einen Stein aufs Grab warfen, so daß ein Haufen entstand. Dem gelehrten Forscher Giuseppe Pitre ist es gelungen, Parallelen hierzu aus der Gegend von Vicenza, aus der Romagna und den Abruzzen aufzuspüren (*Archivio tradiz. pop.*, XIX, 527 ff.). Er erzählt die Geschichte vom kalabresischen Räuber Nino Martino, der von den Gendarmen bei Aspromonte getötet und von seinen Genossen in der Weise begraben wurde, daß jeder von ihnen einen Stein auf den Leichnam warf. Noch jetzt unterläßt kaum ein Vorübergehender, seinen Beitrag zum sonderbaren Denkmal zu liefern.

Was die Bedeutung des Brauches anbelangt, begnügt sich Pettazzoni damit, der Ansicht Andrées, es handle sich um einen animistischen Aberglauben (Bannung des Geistes des Getöteten unter dem Steinhaufen, damit er nicht die Lebenden belästige), jene Frazers gegenüberzustellen, der einen magischen Akt annimmt, womit sich der Werfende von der Unreinheit der Stelle zu befreien trachtet (*Le rameau d'or*, Paris, 1903, II, 238 ff.).

## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

10. Lungauer Volksleben. Schilderungen und Volksbräuche, Geschichten und Sagen aus dem Lungau. Von Michael Dengg. Brüder Salesy, Tamsweg 1914. 8°, 195 S.; K 3-60.

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu den Leonhardkult. Diese Zeitschrift Jahrgang V, S. 70—79 (Blau), X, S. 129—140 (Blau); X, S. 225—232 (Haberlandt). Derselbe wird im ganzen Kronlande Salzburg stark geübt.

Der Verfasser des Buches kennt den Lungau als Lungauer vorzüglich und aus erster Quelle. Bescheiden und gewinnend führt er uns Gestalten aus dem Volke vor („Der Aiböhalter“, „Der Holzhacka-Poidl“, „Wie der Schneider Jörg Viehdoktor wurde“) und schon darin steckt manch Beachtenswertes für uns (Almhütteninneres). Daneben stellt er uns ein plastisches Bild gewisser bodenständiger Arbeitsformen vor Augen, so in Skizzen wie „Im Höhenmahd“, einer Schilderung aus den Lungauischen Hochgebirgsmähdern, oder „Lungauer Heuführer in Winternacht“. Eine wertvolle Bereicherung der volkskundlichen Materialsammlung geben aber unbedingt die „Volksbräuche im Lungau“, unter denen eine ausführliche Besprechung und Schilderung folgende erfahren: Osterbräuche, Samsonumzug (Tamsweg, Mauterndorf, St. Michael), David und Goliath (Volksspiel), der Bandltanz, die Prangstangen, das große Peitschenknallen, die Heimfahrt von der Alm, das Kasmandlfahren. Vorzügliche Lichtbilder bringen uns einzelne Szenen und Objekte noch näher. Erwähnenswert sind daneben noch die Sagen aus dem Weißpriachtal, aus dem Zederhausertal und die sich an die in kurzen geschichtlichen Überblicken gewürdigten Burgen Mauterndorf, Moosham und Finstergrün knüpfen. Auch hier erweisen sich die Lichtbilder, die einzelne Ansichten aus dem Innern der drei Schlösser wiedergeben, als überaus instruktiv und erläuternd. Den Schluß des liebenswürdigen Buches bildet ein Artikel „Die Lungauer Dialektprache in vergleichender Darstellung mit den Nachbarländern“; ist nun dieser Abschnitt immerhin ein Beweis, daß der Verfasser die Dialekte kennt und sie hochhält, so kann man ihm doch nicht so viel schmeicheln, ihn nicht mißlungen zu nennen. Es fehlt in diesem Kapitel jeder ordnende, sichtende und beherrschende Gesichtspunkt. Das kann aber die Tatsache nicht beeinflussen, daß Dengg mit seinem Lungauer Volksleben der Volkskunde und seiner Heimat einen achtbaren Dienst erwies.

Dr. Alfred Webinger.

**11. Der Schnaderhüpfelrhythmus.** Vers- und Periodenbau des ostalpinischen Tanzlieds nebst einem Anhang selbstgesammelter Lieder. Eine Formuntersuchung von Dr. Kurt Rotter. Berlin 1912. Mayer und Müller. Gr. 8°. 236 S. Palaestra XC.

Rotter geht in der Einleitung von Büchers Dreieinigkeitslehre aus und sieht im Schnaderhüpfel, dieser volksmäßigen primitiven Ausdrucksform, das ursprüngliche Tanzlied; Text und Weise sind ihm für die Begriffsbestimmung gleichwertig, indem die außerpoetischen Merkmale die gruppenbildenden, die poetischen aber die zusammenhaltenden abgeben. Der Tanz verleiht ihnen die äußere Form, weshalb ja auch, was Rotter hier zu betonen versäumt, dem Volk gerade der Schnaderhüpfelrhythmus so stark im Ohre liegt, so daß in der Regel jeder, der auch nur des Textes wegen ein Schnaderhüpfel reproduziert, die Melodie wenigstens vor sich hinsummt. Demnach ist das Wesentliche in der musikalisch-metrischen Form zu suchen, ein Gedanke, der wohl manchem Schnaderhüpfelforscher oder -Sammler bereits vorschwebte, den aber Rotter endlich als Grundlage einer im allgemeinen dankenswerten Untersuchung festhielt. Freilich ist Rotters recht zuversichtlich vorgebrachte Behauptung, das Schnaderhüpfel sei nur Tanzeinleitung, nie aber Tanzbegleitung, nicht durchaus stichhaltig, sondern es läßt sich ebenso wie an den „eigentlichen Singtänzen“ (S. 17), den Rundás des Vogtlandes, auch an den Schnaderhüpfeln beobachten, daß sie beim Tanz, das heißt bei „währendem Tanze“ gesungen werden. (Innviertel.) Die alte noch im Kinderlied vorliegende Tanzform (achttaktiger Vierzeiler im dipodischen geraden Takt  $[4/4]$  mit freier Verfüllung und weitgehender Kadenzfüllung) ist nach Rotters Ansicht in den Alpenländern verdrängt worden durch einen slawischen Tanzrhythmus; da nun die achttaktige Ländlerweise zu einem Tanz sich als zu kurz erwies, sei in verwandter Tonart eine Wiederholung eingetreten und in der Haupttonart geschlossen worden (Zweiundereißigtakter). Das Schnaderhüpfel bleibt Achtakter und sein Rhythmus greift die gesamte Liederproduktion an. Dieser Übergang ist nun nach Rotter mit dem Einsetzen unserer Überlieferung bereits abgeschlossen (18./19. Jahrh.), das Lied schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts tanzfrei geworden und so das regelnde Formgefühl zugleich mit dem kontrollierenden Tanzrhythmus allmählich verloren gegangen.

Die Untersuchung selbst behandelt das *Textlied* (I. Teil) und das *gesungene Lied* (II. Teil). Die Behandlung des Versrahmens und der Versfüllung (1. Abschnitt des I. Teiles) führt zu der Frage, wie sich das Sprachmaterial in den Rahmen einfügt, wobei sich als Innentaktfüllung Drei- bis Sechssilber ergeben; schwerere Füllungen sind sehr selten; unter den mehrsilbigen ist die viersilbige noch die häufigste. Dabei zeigt sich auch, daß das Schnaderhüpfel mit anderen Gattungen der Volksdichtung die grobe Sprachtechnik und Sprachbehandlung gemein hat. Auftakt und Kadenz werden für sich untersucht; bei dieser Gelegenheit tritt uns die fürs Schnaderhüpfel charakteristische Tonverschiebung im Strophenschluß entgegen. Die einzig befriedigende Schlußform des Schnaderhüpfels, die einsilbige volle Kadenz in der zweiten Langzeile, wird gut erklärt aus dem Bedürfnis nach rhythmisch befriedigendem Schluß, wobei natürlich das Moment des Tanzes entschieden hat, sowie aus der Notwendigkeit der dreisilbigen Innentaktfüllung (speziell bei Tonverschiebung) (S. 52 f.). Nachdem noch Cäsurtakt (das ist der Takt der Langzeile, der die Kadenz des ungeraden Kurzverses und den folgenden Auftakt enthält) und freier Auftakt (Auftakt der Langzeilen) des näheren untersucht worden sind, geht die Studie auf den Periodenbau (2. Abschnitt) ein. Als symmetrische Formen erweisen sich die *Kurzversstroph*en, bei denen die vier Kurzverse möglichst als gelöste Glieder hervortreten, durch *Paarreim* verbunden, getrennt durch starke syntaktische Einschnitte, und die *Langzeilenstrophe*, in der die Langzeilen charakteristisch hervortreten und durch einsilbigen Reim verbunden werden; unsymmetrische Formen sind die von Rotter „3. 3. 3. 1. - Strophe“ genannte (die Kadenzen der ersten drei Kurzverse dreisilbig, die des letzten einsilbig; dazu rhythmisch unreiner Reim), zum Beispiel:

Gö!t, du schwärzängätö,  
 gö!t jä, dia täugät-ö,  
 gö!t jä, dia wâr i recht,  
 wân i di mécht?!

„nicht nur eine merkwürdige, sondern auch eine der schönsten Strophenformen des Schnaderhüpfels“ (S. 69); ferner noch die seltenere *Dreireimstrophe* (Mischstrophe). Die am häufigsten verwendete Strophenform ist die *Langzeilenstrophe*, in der Sammlung von Süß mit 88,9 Prozent vertreten (S. 71). Als kunstreichstes Gebilde des Textvierzeilers erscheint die sogenannte *Spaltversstrophe*, symmetrisch oder unsymmetrisch, je nachdem sie den Spaltvers (Vers mit deutlicher syntaktischer und rhythmischer Zweiteilung) benützt.

Etwas mehr Raum weist Rotter der Behandlung des *gesungenen Liedes* (zweiter Teil) zu. Es gibt keine Schnaderhüpfelgedichte, sondern nur Schnaderhüpfellieder. Die Weisen erfreuen sich größerer Freiheit als die Texte, denn diese sind erst durch jene vollständig, die Weisen können aber auch *gejodelt* werden! Als Weisengrundform stellt sich ein zweimal gesetzter Viertakter heraus („*Halbstrophenweise*“), wobei entweder der erste Halbsatz aus der Tonika zur Dominant, der zweite von der Dominant zur Tonika fährt oder beide Zweitakter der Halbweisen schreiten von der Dominant zur Tonika (S. 115 f.). Auch Spaltversweisen finden sich in den verschiedensten Formen.

Rotter bespricht die Vierzeilerweisen mit Jodlern und gruppiert in Weisen mit Halbstrophenjodlern, mit Kurzversjodlern und mit Strophenjodlern, wozu noch die „*Liedjodler*“ (selbständige Jodler) kommen. Entsprechend der Vorliebe des Schnaderhüpfels zu geselligem Zusammenschluß ergeben sich für den Erforscher der Weisen *Liederreihen* (Vierzeilerreihen, die ohne inhaltlichen oder formalen Zusammenhang auf eine Singweise gesungen werden), *Liederketten* (Vierzeiler, die nach einer Weise gesungen werden und auf einen Gegenstand Bezug haben). Vom Einstropher fährt der Weg vor allem zur „*Doppelstrophe*“ (die erste Strophe ist noch selbstständig), von da zum „*Zweistropher*“ (beide Strophen sind für sich unselbständig) und zum *Mehrstropher* überhaupt. Die „*Dreiheberstrophe*“ begegnet zunächst als besonders charakteristisch (aus dreihebigen Versen gebildet), als üblichste Form der Vierzeiler mit mehrsilbig kadenzierenden Vordersätzen und einsilbig kadenzierenden

Nachsätzen oder mit nur einsilbigen Kadenzen. Der sogenannte „gepaschte Tanz“ erscheint als besondere Art der Dreiheberstrophe; beim Ländler wurden die Enden der viertaktigen Perioden durch Stampfen oder Schnalzen markiert, die Melodie konnte dann die Stampfzeiten freilassen, so daß statt voller Viertakter stumpfe erschienen. Die ganze Gattung der Dreiheberstrophen geht demnach zurück auf eine Tanzweise (metrisch: sechzehntaktige Wiederholungsverse mit vier stumpfen Halbsätzen). Eine besondere Form des „gepaschten Tanzes“ ist der „Neubayrische“, mit dem auch die Dreiheberzweizeiler in Zusammenhang stehen. Das siebente Kapitel behandelt mehrzeilige Strophen, und zwar Sechszzeiler, die sich in der Regel als Kombination von Einstropher und Anhang herausstellen, selten ursprünglich, vielfach als Texte zu Da capo-Weisen vermeint sind; Fünfzeiler, meist äußerliche Aufschwellung von Vierzeilern, die keine eigene Gattung abgeben, und Siebenzeiler. Das Schlußkapitel, „der Lumpensammler“, vereint die untanzmäßigen Formen und Singsmanieren, „alles, was vom gemeinen Gebrauch abweicht, was wider Regel und Ordnung ist“ (S. 215).

Nachdem ich so kurz die Anlage des Rotterschen Buches dargelegt habe, will ich mich auf Einzelheiten, die einer besonderen Erwägung bedürfen, einlassen.

Unter der verzeichneten Literatur vermißt man Grasbergers immerhin recht anregende „Naturgeschichte des Schnaderhüpfels“ (1896), in der doch das Schnaderhüpfel vor allem als Tanzlied angesprochen (S. 27) und nebenher ein Zusammenhang zwischen älterem Tanz und Schnaderhüpfel angedeutet wird (S. 28 f.). Ärger fällt aber auf, daß nirgend wenigstens kurz Stellung genommen ist zu v. Spau's Ausführungen über den Zusammenhang zwischen Schnaderhüpfelvers und Nibelungenvers (mit Gegenüberstellung der Melodien), wie er sie zum Beispiel in seinem „Heinrich von Otterdingen und das Nibelungenlied“ gibt; Brenner, auf den Rotter zu sprechen kommt (S. 25), ist mit seiner Theorie doch mindestens nicht originell! Wenn auch Grasberger und Spau vielleicht „für die Formuntersuchung belanglos“ schienen (vergl. S. 7), genannt hätten sie von Rotter etwa bei den Auslassungen auf Seite 18 werden müssen. Über den zweiten Band Pogatschnigg-Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten, der Rotter „nicht zur Verfügung steht“, ist Seite 2 zu lesen: „er enthält in der Hauptsache erzählende Lieder“; wie aber bekannt ist, finden sich hier über 600 Schnaderhüpfel, abgesehen von Schnaderhüpfelliedern! Die „Ausseer und Ischler Schnaderhüpfel“ mit dem Anhang „Vierzeiler aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet“ (mit Singweisen), herausgegeben von Blüml und Krauß (Der Volksmund, Band III, Leipzig 1906) scheinen Rotter ganz unbekannt zu sein; er hätte, wie sich teilweise noch hier zeigen wird, manches daraus holen können.

Die Darlegungen Rotters zeigen stellenweise eine krasse Unkenntnis phonetischer Gesetze, besonders in Hinsicht auf die Mundart, so daß man mit Unbehagen die auf ganz unmöglicher Grundlage aufgebauten, kategorisch vorgebrachten Resultate herauswachsen sieht. Bezeichnend ist folgendes: Seite 37 Punkt 6 b) heißt es: „Der silbische Konsonant lehnt sich an den vokalischen Anlaut des nächsten Wortes und verliert dabei seine Silbigkeit“; als Beispiele finden wir: „en | himml-auf dä | wölt“; „vül | roatn- und stu | dian“; „send z vül | lumpm-auf dä | wölt“. Da steckt eine böse Entgleisung drinnen! Es ist ganz ausgeschlossen, im Bereiche der in Rede stehenden Mundarten diese Lautkomplexe zweisilbig zu hören, etwa: himm-lauf, roat-nund, lum-pmauf! Ähnliche Fälle treffen wir: Seite 38, wo Rotter behauptet, Takte mit derartigen Bindungen können drei- oder vier silbig gesungen werden, Beispiel:

mei diandl is!

×    ×    ×

Ferner: röchl-um; duxl-is; und auf Seite 39: s diandl-en. Dieser Irrtum geht so weit, daß Seite 59 „Kächl-öfm-an“ auch dreisilbig „gesungen werden kann“ (!) und Seite 38 sogar die Ansicht auftaucht, in einem im Anhang (13<sub>1</sub>) mitgeteilten Liedchen hätte die Achtelspaltung in der Melodie die Achtelspaltung im Text begünstigt, so daß „diandl-is“ hier nur deshalb dreisilbig wäre! Rotter stellt eben Formen wie die genannten zusammen mit solchen wie „uabm“, „schwâl(b)m“ und „reiß' | ma“ (reißen wir), „schlägn | ma“, „mäch | ma“, ohne zu erkennen, daß hier ganz andere lautliche Verhältnisse vorliegen:

buābn wird zu būam, schwābn zu schwālm oder besser schwāim, bei lump'n und ähnlichem ist eine entsprechende Reduktion nicht möglich, hier ist ein wenn auch noch so unscheinbarer silbischer Nachschlag selbst bei größter Tonstärke der Stammsilbe und trotz folgendem Vokal stets vorhanden; eine Erscheinung, über die die nächstbeste Phonetik aufklären kann und die er ja teilweise bei anderer Gelegenheit wieder erkennt (S. 46 c). Daß so auch manche Weisennotierung diesem Irrtum nachgibt, ist nabeliegend. Übrigens zitiert Rotter für diese Fälle in der Regel Süß, der eben keine Weisen gibt, so daß Rotter hier ganz auf sich angewiesen war. Jedenfalls ist demgemäß richtigzustellen, was Rotter auf Seite 42 zu Süß 320<sub>4</sub>, 618<sub>4</sub>, 561<sub>2</sub>, 581<sub>2</sub> (Schnaderhüpfel) bemerkt.

Daß Rotters Mundartkenntnis recht unsicher ist, zeigt insbesondere auch die Notiz (S. 31.): „Auffallend ist, daß in der Krimml Silbengruppen mit dem ē oder ā = in in der Mitte fast regelmäßig“ (nein, immer!) „| × × . ◡ | rhythmisiert werden“, zum Beispiel „ban | wiaršt ē dā | hochzätstuhm“ (Süß 800<sub>1</sub>). Da ergibt die für einen Schnaderhüpfelforscher doch unbedingt notwendige Mundartkenntnis folgendes: Schon die gewöhnliche Rede unterscheidet durch dieselbe Rhythmisierung zum Beispiel die beiden Bestimmungen: „drent a da Leitn“ (= drüben auf [oder an] der Leitn) und „drenta da Leitn“ (= Jenseits der Leitn), rhythmisiert: × × . ◡ | × × und × . ◡ | × ×. Durch diese Unterscheidung wird eben das Vorwort e, a = in von der Endung -er abgehoben; eine andere Art besteht noch in der Einschaltung einer Pause nach der starktonigen Silbe; „drent-a da . × . v ◡“. Somit ist „das Auffällige“ bei einigem Zusehen eine selbstverständliche Notwendigkeit. (Vergl. noch: unta = unter und unt a = unten in; hinta = hinter und hint a = hinten in; drentan Dorf = jenseits des Dorfes und drent an Dorf = drüben im Dorf). Zu Süß 500 „Aufs Gaßl bin i gānga Und hān mi vaspatt“ erklärt Rotter (S. 45) „vaspatt“ mit „verspottet“ (sic!); es ist natürlich „verspätet“ gemeint. In der Nachschlagtafel (S. 231) scheint Rotter auf fe nicht klar zu sein, da er in Klammern beifügt: „hinauf oder herab?“; auffe kann nun eben wieder nur „hinauf“ (= auffi) bedeuten! Gelinde gesagt, eine Inkonsistenz ist es, wenn der Verfasser von Apokope des Endsilbenvokales bei Öst (Äste), mecht (möchte), Diarn, kimm (komme), Stimm, wüarscht und ähnlichem spricht (S. 45), weil diese Formen in der betreffenden Mundart eben gar nicht anders erscheinen und an das Schriftdeutsche zu denken, das allerdings die vollen Formen hat, kein Anlaß vorliegt; etwas anderes wäre es, von Apokope zu sprechen bei „böst“ oder „Kloan“, da hier mundartliches „s Böstö“ und „s Kloanö“ zu vergleichen sind. Bodn = Boden sollte denn doch nicht unter die Rubrik „-den } -dn } -n“ gestellt werden (S. 45), denn die in Rede stehende Mundart spricht „bôm“, was Rotter darauf hätte bringen müssen, daß wir es hier mit altem „bodem“ zu tun haben (vergl. fām = Faden, mhg. vadem).

Dem Verfasser fehlt eine Kontrolle, die ein anderer, der von Kindheit an im Volk lebte, es von Jugend auf sprechen und singen hörte und die üblichsten Rhythmisierungsmöglichkeiten sozusagen instinktiv kennt, jederzeit zur Verfügung hat. So kommt er zu einer großen Anzahl ganz schiefer Urteile und Behauptungen, die aber nicht selten ganz entschieden ausgesprochen werden. Wenn er (S. 31) meint, die Silbengruppe  $\acute{ } \acute{ } \acute{ }$ , zum Beispiel „(dö) aufrichtöng“ oder „(fü) | mī wāršt vüll | (z doll)“, bevorzuge „natürlich“ den indifferenten Rhythmus  $\times \times \times$ , so kann ich nur darauf verweisen, daß in meiner Heimat (Oberösterreich, Innviertel), wo ich gegen 2000 Schnaderhüpfel<sup>4)</sup> bisher sammelte, gerade diese Gruppe mit Vorliebe auch so rhythmisiert wird:  $\times \times . \circ$ ; dasselbe gilt von der vierten Gruppe  $\acute{ } \acute{ } \circ$ , insoweit von Rotter der unalterierte Rhythmus vorgezogen erscheint (wenn die Gruppe ein Wort bildet). Ferner kenne ich einen dem von Rotter (S. 36) aus Süß mitgeteilten Text („Dö | Goldöggä bān | tāzn“) ähnlichen („Dö Wolfsögger, dö Kampln“), der durchaus nicht  $\cdot | \times \circ \circ \times | \cdot \cdot$  rhythmisiert wird, sondern einen zweisilbigen Auftakt hat:

Dö Wolfs | ögga, dö | . .  
 . . | × . ◡ | × | . .

<sup>4)</sup> Die ich demnächst veröffentlichen werde, wobei noch Gelegenheit sein wird, zu Rotter im einzelnen Stellung zu nehmen.

Süß 386, ist ebenfalls mit zweisilbigem Auftakt und dreisilbigem Innentakt zu fassen. Ganz gegen alle Praxis ist Rotters Rhythmisierung von Süß 7, (S. 37, Punkt 6) „und | wänst kloañvadrát | lüagn wülst“ (= · | × ◡ × | · ·); ich kenne diese Silbenkomplexe nur mit „wänst“ noch im Auftakt: (· · | × ◡ × | · ·); bei Süß 42, 694, 790, ist ganz bestimmt der Innentakt nicht | × ◡ × | zu rhythmisieren, sondern entweder noch eine Silbe in den Auftakt zu nehmen oder · | × × ◡ | zu setzen. Als Beispiel für einen Innentakt in der Erscheinungsform ◡ ◡ ×, wozu Rotter keinen Beleg fand (S. 38), kenne ich den Vierzeiler:

„Da | Ähnl, Ähnl und | d Ahnl, Ahnl  
 tand | Spanl, Spanl, Spanl | klaubn,  
 wann da | Ähnl, Ähnl net | klaubt,  
 Haut n | d Ahnl, Ahnl af d | Haubn.“  
 (Innviertel.)

Oder: „S Bettlmandl hat | s Bettlweibl puglt,  
 aft sand s üba | d Leitn abikugelt . . .“ u. s. w.  
 (Umgebung Braunau a. I.)

Siehe noch Volksmund III, Nr. 122.

Wenn Rotter zusammenfassend sagt, Tonverschiebung trete nur in der Strophenkadenz und ihrer Reimentsprechung auf (S. 54), nie aber in den ungeraden Kurzversen (S. 49), so zeigt die von ihm selbst (S. 50) beigebrachte „vereinzelte Tonverschiebung“ außerhalb der Reimentsprechung des Strophen schlusses (bei Süß 711), daß sie also wenigstens im Wettstreit als Wiederholung des Schlußverses vorkommt; ich kenne aus meinem Heimatsort (Taiskirchen i. I.) ein Schnaderhüpfel, das allerdings auch an ein anderes anschließt:

„Kupfakreuz**a**,  
 dö ha(b)ms na(ch) da Men**ö**  
 und d Taiskirchna Bürga  
 ha(b)m Menscha, schen**ö**.“

aber auch einzeln existiert, dann so:

„Und Kupfakreuz**a**  
 ha(b)m ma na(ch) da Men**ö**  
 und mia . . .“ (wie oben),

also auch mit Tonverschiebung im ersten Kurzvers. Ein anderes selbständiges hat auch an derselben Stelle (und noch dazu in Vers 2 und 4) Tonverschiebung:

„Ös Landlalapp**m**,  
 müaßt s umatapp**n**,  
 habts drent nix zon fressn,  
 müaßt umadres**chn**.“  
 (Schärding.)

Siehe noch Pogatschnigg-Herrmann 1, 2, S. 106, Nr. 467, 3. Auch im Innentakt kenne ich die Tonverschiebung, zum Beispiel:

„Bein Moar z Seifriedsberi  
 ha(b)ms d'Maschin vakauft . . .“  
 (Taiskirchen.)

Ganz fehlgegriffen aber hat Rotter, wenn er zur Verdeutlichung des Zusammenhanges zwischen einsilbigem Strophen schluß und Tonverschiebung zeigen will, daß Tonverschiebung im letzten Vers, nicht aber im zweiten auch erscheine bei Greinz-Kapferer, Schnaderhüpfel, 2, 129, 4; denn hier ist nie und nimmer in Vers 2: „ . . . | gipfl“ und in Vers 4: „ . . . hü | pfl“ zu betonen, sondern es ist überhaupt nur eine Möglichkeit, und zwar die:

„und | bin i im | Berg znacht o(b)m | af m gi | pfl“.

Darüber ist ein Schnaderhüpfelkenner überhaupt nicht im Zweifel, Rotter kommt auf der Suche nach „Belegen“ zu Gewalttaten! (Vergl. dazu noch: Pogatschnigg-Herrmann 1, 2,

S. 41, Nr. 160: „gim | pl' . . . Schim | pl'“ und Pogatschnigg-Herrmann<sup>2</sup>, 1, Nr. 157: . . . Ker | P' . . . rehr | P'“; bei dem letzten Vierzeiler ist auch Tonverschiebung im zweiten Kurzvers [Innentakt] festzustellen: lustiga.) Dementsprechend ist wohl auch richtigzustellen die Notierung bei Süß 97 (Rotter, S. 50), wo entweder, auch Tonverschiebung im Innern des zweiten Verses anzusetzen ist oder eine Schreibungenauigkeit vorliegt. (Mir sang es eben ein Innviertler Hochzeitsgeiger mit Tonverschiebung vor, woraus zu ersehen ist, daß man in einem Kurzvers lieber zweimal verschiebt, als daß man für die Schlußverschiebung keine Entsprechung gibt.)

Was den zu leicht gefüllten Auftakt in „Mei Schatz is a Böck, | a Kipflbäch | a“ (Süß 185) betrifft (S. 56), so dürfte hier bei Süß wohl wieder ungenaue Notierung vorliegen; mir ist diese Strophe, so oft ich sie noch hörte, stets mit zweisilbigem Auftakt oder zweisilbiger Kadenz vorgekommen, also entweder „. . . a Böckar, a . . .“ oder „. . . a Böck, is a . . .“; es stellt sich beim Sänger diese Füllung ganz von selbst ein, weshalb ja das syntaktisch oft ganz überflüssige, ja störende „und“ sich so gerne einschleicht, ein Füllsel, das Rotter an anderer Stelle ohnehin erwähnt (S. 61). Das von Rotter (S. 57) zu Süß 148<sub>3,4</sub> angenommene Schema

und da i bei dir bin glég'n, || daos bleibt dā vāschwiy

— — | × × × | × × || × | × × × | ×

ist wohl besser ersetzt durch — | × × × | — × × || × × × | × (glég'n wie -schwign einsilbig).

Rotter ist eine Kurzverskadenz mit mehr als vier Silben nicht vorgekommen; er glaubt auch, daß es solche nicht gebe (S. 59). Dazu verweise ich auf das oben bereits herangezogene: „S Bettlmandl hat | s Bettlweibl puglt“ mit sechssilbiger Kadenz ohne folgenden Auftakt; dazu eines mit fünfsilbiger Kadenz ohne folgenden Auftakt:

„ | Daß Du koa | Diandl nimma kriegst, |  
dös wiss mar | eh,  
und wia | kinnt Di a | Dianl mögn, |  
Schneida, gme, | gme.“

(Bayerischer Wald.)

Ein siebensilbiger Cäsurtakt wäre im Volksmund, III, Nr. 140, zu finden gewesen, bei Rotter fehlt selch einer (S. 59).

Wenn Rotter (S. 69) meint, die zur Melodie mit der einfachsten Gliederungsart gehörigen Strophen seien „fast ausschließlich Reimpaarstrophen“, so ist er in argem Irrtum, im Innviertel, aber auch anderwärts werden zu dieser einfachsten Melodie die verschiedensten Strophen gesungen, am allerwenigsten, weil am seltensten vorkommend, gerade die Reimpaarstrophen. Die Spaltversstrophe hat in den Vordersätzen durchaus nicht so selten einen auf taktlosen Spaltvers entgegen Rotters kategorischer Behauptung (S. 80 u. 94), zum Beleg verweise ich auf Volksmund, III, Nr. 5, 79, 122, 124, 303 (und ohne zu zitieren auf meine Sammlung).

Rotters Schema zu Pogatschnigg-Herrmann<sup>2</sup> 1, 924 ist für den dritten Kurzvers falsch, er ist auf taktlos anzusetzen ( | × — — — | × — — — | ), ganz entsprechend dem ersten Kurzvers.

Rotters Gestaltung des letzten Verses von Süß 18, 75 wird gestützt durch das Schnaderhüpfel meiner Sammlung (Taiskirchen, Oberösterreich):

„Hoam soll i gehn, da soll i blei(b)m,  
meina Muada soll i d Eardöpf'l rei(b)m,  
hoam geh i net, da bleib i net,  
meina Muatta reib i s' net.“

Doch wäre der herangezogene vierte Vers von Süß 18, 75 ganz gut auch so zu singen:

Kugl | kögl schei(b)m tua i a | nöt:

— — | — — — — — | ×



Falsch aber ist bestimmt wieder auf Seite 95 der Vierzeiler aus Pogatschnigg-Herrmann 1056 schematisiert im ersten und dritten Kurzvers, es muß heißen bei:

„hē meĩ Bua! heunt kēr zua!

— — — — —  
s Bett is lār, s Mentsch is rār :“

× × × | × × ×

× × × | × × ×

statt: |  × 2, |  × 2 | .

Zur Vervollständigung des Überlieferungsverhältnisses des Liedchens „schneid an Birnbaum“ möchte ich zu den mitgeteilten Salzburger und Kärntner Texten (S. 101) einen (I.) aus dem oberösterreichischen Innviertel und einen (II.) aus dem (oberösterreichischen) Landl mitteilen:

I. „Wann ma Bloch schneidn,  
kriagn ma Schwartling,  
schnei(d)n ma birbüxbama La(d)n,  
kriagn mar an Tanzbom, an rarn.“

(Gewöhnliche Weise.)

II. „Geht nōt hinfür, geht nōt arschling,  
wann ma Bloch schnei(d)n, schnei(d)n ma Schwartling“  
(dann wie oben).

Auch die erste Fassung spricht für eine ursprüngliche Spaltversbenützung.

Zu dem aus Greinz-Kapferer 1 mitgeteilten Vierzeiler (S. 102) „wārst nit auigstign“ kenne ich die erste Halbstrophe, genau mit der in Rede stehenden gleich, als selbständigen Vierzeiler (aus Steiermark). Zu erwähnen wäre wohl auch der Vierzeiler aus Seidl, Almer, 1. Heft, Nr. 89, gewesen, der vier ganz gleich gebaute Spaltverse hat.

Mit vollem Recht stellt sich Rotter energisch gegen „Wasserbrühen, deren Verfertiger nicht einmal des Dialekts mächtig sind“ (S. 108), wobei er die vielfach in Volksliedersammlungen auftauchenden innerlich unwahren Mundartdichtungen meint; dabei trifft er, ohne es allem Anschein nach zu wissen, auch ein, allerdings im Volksmund noch mehr zu Schanden gesungenes, Liedchen des Wieners Alex. Baumann („Hob heunt die ganze Nacht . . .“), über den jüngst Jaffé eine hilfbedürftige Monographie verbrochen hat. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, XLII.)

Zu „dās dirndl hāt an sacrischen zorn“ (S. 164) habe ich in meiner Sammlung drei einfache Vierzeiler:

I. „Aufs Menscherl, aufs Menscherl  
han i allweil an Zorn,  
weils Fensterl, weils Fensterl  
vernagelt ist worn.“

(Steiermark, handschriftl.)

II. „Beym Fensterl, beym Fensterl  
heißts nimmer guggu:  
weils Fensterl, weils Fensterl  
vernagelt, mein du.“

(Steiermark, handschriftl.)

III. „Ban Diandl san Fensta  
is 's allweil guggu,  
hiatzt hāt eahms da Baua  
vanägelt, mei du.“

(Taiskirchen, Ob.-Öst.)

Diese zuletzt mitgeteilte Strophe (oder eine entsprechend ähnliche) scheint ihrer ganzen Anlage nach die ursprüngliche Form gebildet zu haben; die Dreiheberstrophen könnten dann sekundärer Abkunft sein, etwa mit I als Übergang.

Zu „wāun i (auf n Zammelsberg kirchn) gē“ (S. 169) ist Volksmund, III, S. 126, X (Melodie und Text) zu vergleichen.

Der „Neubayrische“ „awar insa sau farlßt schö më“ (S. 175) ist mir aus dem Innviertel auch ohne Da capo der Weise, im übrigen gleich, bekannt, aus Steiermark aber ein Vierzeiler desselben Inhaltes:

„Und unser Sau fahelt,  
sie fahelt brav her;  
hat weißi, hat schwarzi  
und gschekati mehr.“

(Handschriftl.)

Rotter bemüht sich (S. 180), die scheinbaren Dreizeiler als solche zu entfernen, „dreizeilige Strophen gibt es nicht“, sagt er. Nun gesungen werden gerade beim Tanz (in Oberösterreich) auch Dreizeiler, und zwar ganz selbständige, zum Beispiel:

„Mathias, meiß Mä!  
Kam, daß er affi steigt,  
hebt er glei(ch) ä“

(Traunviertel)

aber auch andere, die erst durch die ausgelassene erste Zeile ihren Sinn bekommen:

„A da Häzat gsössn,  
und da hat a eahm oan trunka,  
an Rausch, an föstn“

(Landl)

oder: „Umi tanzn mit den oan Schua,  
und da oan steht an Eck hibe,  
schaut den oan zua.“

(Mettmach.)

Dabei wird der erste Takt von der Musik angespielt, mit dem Auftakt des Cäsurtaktes oder dem zweiten Innentakt setzt erst der Text ein, unbekümmert, ob der ausgelassene Textteil zur Vollständigkeit des Inhaltes notwendig war oder nicht; freilich läßt sich deshalb nicht behaupten, es gäbe selbständige Dreizeiler, obschon das Volk zwischen Drei- und Vierzeilern ausdrücklich unterscheidet.

Als einen Sechszeler, der durch die innere Geschlossenheit auf Grund eines erotischen Scherzspiels bemerkenswert ist, möchte ich zu Seite 187 ff. folgenden anführen:

„Z Wean a da Leopoldstadt  
kehr i ein bei da blaun Gans,  
is a oanzigs Mensch drin  
und das packt mi bein Sch — tock,  
da bin i glei(ch) gstandn  
stockstad wiar a Bock.“

(Taiskirchen.)

Die Weise dazu besteht aus dreimal gesetzter Halbstrophenweise eines gewöhnlichen Vierzeilers.

Rotter konstruiert einmal (S. 211 f.) einen Vierzeiler (\*Nh), der eine ursprüngliche Form einer Vierzeilergruppe vorstellen soll:

„diendle, wo liegst denn?  
wol draußn auf da tenn;  
derfent di buabnen  
wol hin zu dir gean?“

Daß dieser Vierzeiler nie existiert hat, bin ich vollauf überzeugt aus einem inneren Grund: ganz dem Vierzeilerstil entgegen erscheinen die drei Fragen in einem Atem hintereinander herabgesagt. Schon die Häufung des Reimes deutet aber auf eine Parallelgliedrigkeit im Sinn von Frage und Antwort. Die Antwort reimt auf die Frage so häufig im Schnaderhüpfel, nicht nur in Halbstrophenreimen, sondern auch in Kurzversreimen. Ein „Monolog“ ist's nicht, mag nach Rotters Ansicht „die Symmetrie des gesungenen Liedes das verbieten“ oder nicht. Vers 2 müßte in dieser \* Form das Dirndl als Antwort sagen.

Endlich noch die Berichtigung eines groben Mißverständnisses Rotters, wobei es sich auch um Frage und Antwort handelt. Rotter „berichtigt“ (S. 181) Werle, Almrausch, Seite 15 (Schlußvers eines Fünfzeilers): „Es wird halt an andre ghörn dein“, indem er meint: „Das a n d r e bei Werle kann leicht auf einem Hörfehler beruhen, für a n d r ä; was für einen Sinn das Femininum haben soll, kann ich nicht erkennen.“ Das Femininum hat hier eben doch Sinn, ob es Rotter erkennt oder nicht, denn Vers 1—2 spricht der Bub, Vers 3—5 die Sennerin, die der monogamen Gesinnung des Einlaß Heischenden nicht traut. Somit ist dieser Fünfzeiler ganz gegen die unglücklich theoretisierende „Feststellung“ Rotters ein hübsches, abgerundetes Liedchen, bestehend aus Bitte und Abweisung, wie sie das Schnaderhüpfel so gerne auch als Einstropher bringt.

Um noch kurz zusammenzufassen: Rotter leistet bestimmt eine verdienstvolle Arbeit. Er geht das Schnaderhüpfel als Lied an, beobachtet den Text im Verhältnis zur Weise und bricht so fürs Schnaderhüpfel einmal mit der einseitigen Behandlung der Stofffrage allein; von hier sollte ein Anlauf zur Studie der Volksliedweise überhaupt genommen werden. Rotter schafft Ordnung im bunten Wirrwarr undeutlicher Vorstellungen über die rhythmischen Gesetze der Vierzeilerdichtung und gibt so für weitere Forschung eine geeignete Grundlage schon bloß mit Hilfe der verwendeten Termini. Er zeigt auch den Weg vom Einstropher zum Mehrstropher als ursprünglich, wodurch er der irrigen, verbreiteten Meinung steuert, die Schnaderhüpfel seien Reste von Mehrstrophern; die Untersuchung führt ihn in der prinzipiellen Frage nach dem Wesen des Volksliedes zur Stellungnahme gegen J. Meiers langsam wieder an Bedeutung verlierenden Theorie, indem er findet, die Wesensfrage bei Volkslied sei: was a n i h m g e f ä l l t (S. 202). Die Resultate seiner Einzeluntersuchung versucht Rotter mit mehr oder weniger Glück zur Lösung textkritischer Fragen zu verwerten. Würde Rotter gründliche Vertrautheit mit der Mundart, ihrem natürlichen Tonfall und ihrer dadurch bedingten Rhythmisierung im Lied haben, so wäre er weniger oft daneben geraten, zumal wenn dabei noch das Streben mitgetan hätte, nicht zu oft zugunsten einer aufgedeckten Regelmäßigkeit einen nicht hergehörigen Fall hereinzubiegen.

G r a z .

D r . A l f r e d W e b i n g e r .

**12. Graf A. A. Bobrinsky: Volkstümliche russische Holzarbeiten.** 163 Tafeln in Großquart, Moskau 1910. Deutscher Text bei Hiersemann, Leipzig 1910.

Das vorliegende Werk des Grafen A. A. Bobrinsky zeigt uns, wie ernstlich man nunmehr auch im östlichen Europa in die wissenschaftliche Bearbeitung des ungeheuren vorliegenden volkskünstlerischen Materials einzugehen entschlossen ist. Auf 163 Tafeln in Großquart bringt es in staunenswerter Abwechslung eine kaum übersehbare Fülle künstlerischer Arbeiten lediglich aus einem beschränkten Gebiet, Großrußland, und durchgängig aus demselben Material, aus Holz. Die äußere Abgeschlossenheit der holzreichen Landschaften Europas, die aus der Bewaldung der Natur der Sache nach entsteht, bringt es mit sich, daß gerade die Holzarbeiten allenthalben mit ihrer Auszier stilistisch die ältesten Stufen und Stadien volksmäßiger Kunstübung widerspiegeln.

So werden eine ganze Reihe kleinerer für den Hausgebrauch bestimmter Objekte, wie Spinnstöcke, die Stützbretter dazu, Mangelbretter zum Reinigen der Wäsche, Rollbretter, Salzfässer, Nähkästchen und andere Behälter, mit reichster Ornamentik verziert, einer Ornamentik, die auch heute noch an Formen festhält, die etwa in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Südrußland und dem vorderen Orient üblich gewesen sein dürften und im Verlaufe der Völkerwanderung in Europa ihren Eingang gefunden haben. Sie ist hauptsächlich durch die Technik des Kerbschnittes und reichliche Verwendung des Rosettenmusters charakterisiert. Die gleiche Ziertechnik kehrt in Rußland auch noch vielfach an kirchlichen Geräten, Kerzenpulten und -tischen und dergleichen wieder.

Neben ihr begegnet man auch der Flachschnitzerei ziemlich häufig, wobei die Motive zumeist von jenem Rankendekor mit eingestreuten Vögeln bestritten werden, das vorderasiatisch-hellenistischen Ursprungs ist und sich in der Volkskunst Europas, namentlich im Bereiche der Textilien, ein außerordentlich zähes Leben bewahrt hat, nicht ohne sich in Einzelheiten der Ausführung an spätere Stilrichtungen anzunähern.

Besonderes Interesse beanspruchen die merkwürdigen, in Rußland üblichen Gefäße für „kwaß“ (saure Milch), Eier, Salz und dergleichen. Diese besitzen zumeist Vogelformen und zeigen bald einen, bald zwei symmetrisch ausgeschnittene Köpfe. Letztere sind zweifelsohne mit skandinavischen Schöpfgeläßen der gleichen Art in Beziehung zu bringen; alle beide reichen in ein hohes Altertum zurück und knüpfen wahrscheinlich direkt an prähistorische Stilformen an.

Diesen echten Erzeugnissen bodenständiger Tradition gegenüber sind die Holzgegenstände, welche in städtischen gewerblichen Betrieben gebraucht werden, deutlich als westländischer Import erkennbar, so die Druckmodel für Zeugdruck, die nur manchmal in strengere „byzantinisierende“ Formen gezwängt wurden, und vor allem die Model für Zucker- und Lebzeltenteig, aus welchen genau dieselben schönen Wickelkinder, Hahnen- und Doppeladlerfiguren hervorgehen, wie wir sie noch heute auf unseren Jahrmärkten feilgeboten sehen.

Auch sonst hat dieser westliche Einfluß die russische Volkskunst um manche Motive bereichert. Der bekannten Vorliebe Peters des Großen entspringen, wie Graf Bobrinsky überzeugend darstellt, wohl die ganz nach holländischer Art eingelegten Möbel, die wir vielerorts als ganz unorganische Einsprenglinge, wenn der Ausdruck erlaubt ist, in der russischen Holzkultur antreffen. Sehr deutlich sind auch die Einwirkungen des Barockstils in der profanen Volkskunst Rußlands zu bemerken, und zwar hauptsächlich an größeren Objekten, wie am Ständerwerk der bäuerlichen Webstühle, zahlreichen Fenstersturzverzierungen und vor allem an den Möbeln, den Rückenlehnen der Bänke, den geschnitzten Verzierungen der Kästen u. s. w. Zur Auszier der Möbel dient auch hier vielfach Bemalung, die zweifellos gleichfalls westlichen Quellen entstammt; finden wir doch französische Modepärchen und manche andere Kostümfigur unter den Darstellungen, welche Hab und Gut der Bauern in so fremdartigem Milieu verschönern sollen.

Ein interessantes Faktum der Ausgestaltung eines ganz primitiven einheimischen Betriebes, auf Grund westlicher Beeinflussung, bildet die Spielwarenindustrie der Gouvernements Moskau und Archangelsk. Ursprünglich hat man hier nur ganz einfache schablonenhafte Puppenfiguren nach einer seit Urzeiten kaum verbesserten volksmäßigen Tradition hergestellt; im 18. Jahrhundert setzt nun eine bedeutende Vervielfältigung der erzeugten Artikel ein und man kann fast für jedes Stück Vorbilder aus Berchtesgaden, Gröden und dem Ammergau, den Hauptzentren der Holzschnitzerei in Mitteleuropa, nachweisen.

Es scheint derzeit ganz unmöglich, all die Probleme anzudeuten, die hinter den tausend Einzelheiten des bäuerlichen Besitztums stecken, indem die Beleuchtungskörper, etwa die Holzleuchter, romanische Traditionen bewahren, das Eßgerät, so die Löffel, vorderasiatische Kunstelemente wirksam zeigen. Es lebt eine große und reiche kulturelle Geschichte in den Formen dieser Erzeugnisse, welche nur schrittweise dem sichtenden Fleiße des Bearbeiters sich erschließen kann.

Nach einer ganz anderen Richtung als die meisten weltlichen Geräte weisen die kirchlichen Holzschnitzereien, sie fußen in erster Linie auf den von Byzanz ausgebildeten Kunstprinzipien und werden auch in ihrer Einseitigkeit durch diese bestimmt; so kennt die russische Holzschnitzerei plastische, das heißt vollrund aus Holz geschnittene Darstellungen, die in der kirchlichen Kunst unserer Alpenländer eine so bedeutende Rolle spielen, fast nicht, eben weil die griechische Kirche sie mit Verbot belegt; um so reicher sehen wir die Reliefschnitzerei entwickelt. Kreuz und Heiligenikonen sind in kaum übersehbarer Fülle vorhanden.

Aber auch die Hostienbehälter, Betpulte, Kanzeln und Chorschranken zeigen denselben Stilcharakter, welcher ein Gemenge aus klassischen, hellenistischen, persischen und vorderasiatischen Kunstelementen darstellt, dessen Entwirrung im einzelnen noch durchaus nicht gänzlich gelungen ist. Sie bieten in vielen Fällen den Schlüssel für die Herleitung der wieder mehr auf altertümliche Formgebung reduzierten Volkskunstmotive, andererseits stellen sie uns selbst auch wieder vor so manches neue und große Problem der Kunstforschung wie namentlich aus einer gleichbetitelten Arbeit des Verfassers hervorgeht, die erst in diesem Jahre erschienen ist.

So zeigt uns die Analyse eines wenn auch nur beschränkten Gebietes der russischen Volkskunst, welche weite wissenschaftliche Perspektiven das Studium ihrer Objekte eröffnet. Es wird der Weiterführung desselben zum dauernden Vorteil gereichen, daß es vom Grafen Bobrinsky mit dem vorliegenden Werke und Text auf eine so hohe Stufe kritischer Besonnenheit und Objektivität gegenüber allen Fragen bezüglich des Ursprungs und der Einflüsse, welchen die Volkskunst im Verlaufe ihrer historischen Entwicklung unterworfen war, gestellt worden ist.

Dr. Artur Haberlandt.

**13. J. Leisching:** Das Erzherzog Rainer-Museum für Kunst und Gewerbe in Brunn. Verlag Anton Schroll, Wien 1913.

Man mag es mit der Erreichung des Fruchtalters sorglich gepflegter Bäume vergleichen, wenn jetzt die kunstgewerblichen Museen nacheinander ihre Schätze in erlesen ausgestatteten Publikationen dem Publikum darbieten. Erst vor kurzem ist die wertvolle und schöne Festschrift des Grazer Joanneums zu seiner Jahrhundertfeier erschienen, nun breitet ein illustrativ vornehm ausgestattetes Tafelwerk auch den Besitz des Erzherzog Rainer-Museums vor uns aus.

Es sind nicht bloß Vorbilder für Kunst und Industrie, es ist vor allem ein wohl-abgerundetes Stück deutscher Kultur, das aus ihnen zu uns spricht, und die Direktoren des Erzherzog Rainer-Museums dürfen sich rühmen, den Blick in dieser Hinsicht immer auch aufs Ganze ihres Instituts gerichtet zu haben.

Der Wert eines derartigen Materials auch für die Erkundung der Volkskunst ist zu oft gewürdigt, um darüber noch allgemeine Bemerkungen zu verlieren.

Im einzelnen sei bemerkt, daß derartige Wandverschaltungen, wie sie das Museum in einem Exemplar aus Schaffhausen besitzt, mit der naiven Darbietung einer ringsum sichtbaren Landschaft als unmittelbare Vorbilder für bauerliche Kunstleistungen derselben Art anzusehen sind, die selten, aber doch existiert haben. Ein derartiges Unikum mit Szenen aus dem „Alpenleben“ aus dem Zillertal ist vor wenigen Jahren aus dem Besitze des Kunsthändlers Colli in Innsbruck nach Amerika gewandert. Truhe Tafel XIX, Nr. 38 ist ein typisches Oberinntaler Stück, nur durch vorzügliche Ausführung in das Bereich des Kunstgewerbes gehoben. Überraschend ist die Ähnlichkeit des aus Mähren stammenden Kastens Tafel XXIII, Nr. 45 mit typischen Pinzgauer Möbeln. Der Reproduktion der Gegenstände gebührt alles Lob, nur gegen das Arrangement der mährischen Majoliken möchten wir ein Bedenken laut werden lassen. Die guten alten Habaner Arbeiten verdienen die gleiche Behandlung wie sämtliche anderen kunstgewerblichen Leistungen, das heißt man bilde sie einzeln ohne dekorativen Aufbau ab; ein solcher ist nach unserem Geschmack in Reproduktion überhaupt unstilgemäß und hier auch unsachlich, da er nicht zusammengehörige Stücke zusammenmengt.

Im übrigen vermögen wir dem Museum zu seiner schönen Publikation und seiner Sammlung als dem noch vielfach unerschöpften Quell derselben nur zu gratulieren.

Dr. A. Haberlandt.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Anläßlich des erschütternden Ablebens des erhabenen Vereinsprotektors  
Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn

### **Erzherzogs Franz Ferdinand**

wird das Präsidium im Herbst dieses Jahres eine feierliche Trauerversammlung des Vereines für österreichische Volkskunde veranstalten.

## a) Verein.

### 1. Jahresversammlung.

Am 9. Mai d. J. fand die diesjährige Jahresversammlung unter Vorsitz des Herrn Vizepräsidenten Truchseß Oskar Edlen v. Höfft statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung hielt der Vorsitzende dem verstorbenen Präsidenten Sr. Exzellenz Grafen V. Baillet de Latour einen warmen Nachruf, der von der Versammlung stehend angehört wurde. Hierauf erfolgte die Verlesung des Jahresberichtes pro 1913, worauf Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt den Tätigkeitsbericht des k. k. Museums für österreichische Volkskunde für das abgelaufene Jahr erstattete. Beide Berichte wurden mit lebhaftem Beifall zur Kenntnis genommen. Dem Kassier Fachlehrer J. Thirring wurde das Absolutorium erteilt. Hierauf folgten die statutenmäßigen Wahlen.

Zum Präsidenten wurde mit höchster Zustimmung Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand einhellig durch Zuruf Herr Graf Rudolf von Abensperg, k. k. Kämmerer und Herrenhausmitglied, gewählt; als Schriftführerstellvertreter wurde Herr Privatdozent Kustos Dr. Arthur Haberlandt, als Geschäftsführerstellvertreter Herr Prof. Dr. Karl Ritter von Spieß erwählt. In den Ausschuß wurden berufen: Hofrat Dr. Friedrich Diehl, Dr. E. von Sauter, Sekretärstellvertreter der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, und Doktor med. et phil. Rudolf Trebitsch. In dankbarer Würdigung ihrer hohen Verdienste um die wissenschaftlichen und patriotischen Bestrebungen des Vereines und des k. k. Museums für österreichische Volkskunde ernannte die Jahresversammlung zu Ehrenmitgliedern: Ihre Exzellenzen den Herrn Minister für Kultur und Unterricht Doktor Max Ritter Hussarek von Heinlein, Obersthofmeister Karl Freiherrn von Rumerskirch und Bürgermeister Dr. Richard Weiskirchner; zu korrespondierenden Mitgliedern wurden gewählt: Stadtrat Hans Arnold Schwen in Wien, Prof. Dr. Adolf Hauffen in Prag, Regierungsrat Erich Kolbenheyer in Czernowitz, Prof. Dr. Rudolf Meringer in Graz, Prof. Dr. Matthias Murko in Graz, Dr. Franz Freiherr v. Nopcsa, Wien. — Zum Schluß der Sitzung hielt Herr Prof. Dr. Karl v. Spieß einen mit zahlreichen Lichtbildern illustrierten Vortrag über altertümliche Darstellungen der heiligen Dreifaltigkeit „mit dem Dreigesicht“, der von der Versammlung mit großem Interesse und lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Derselbe gelangt im Heft 1/2 des II. Bandes der Vierteljahrsschrift „Werke der Volkskunst“ zum Abdruck.

### 2. Rücktritt des ersten Vizepräsidenten.

Zum lebhaften Bedauern des Präsidiums und Ausschusses hat sich der langjährige 1. Vizepräsident Hofrat Prof. Dr. V. Ritter von Jagić unter Berufung auf sein hohes Alter und sein Ruhebedürfnis veranlaßt gesehen, vom Vizepräsidium unserer Gesellschaft zurückzutreten. Trotz wiederholter warmer Bemühungen des Präsidiums und des Gesamtausschusses, den scheidenden Vizepräsidenten zur Zurückziehung seiner Demission zu veranlassen, beharrte Herr Hofrat v. Jagić zu unserem größten Leidwesen auf seinem Rücktritt. Das Präsidium hat im höchsten Auftrage des durchlauchtigsten Vereinsprotektors Seiner k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand dem scheidenden Herrn Vizepräsidenten den höchsten Dank und die huldvolle Anerkennung Seiner k. u. k. Hoheit übermittelt und der unverlöschlichen Dankbarkeit des Vereines und Museums für österreichische Volkskunde in einem entsprechenden Schreiben Ausdruck gegeben.

### 3. Auszeichnung.

Dem Stifter und Ausschußrat des Vereines für österreichische Volkskunde Herrn Dr. med. et phil. Rudolf Trebitsch wurde von Seiner Majestät dem Kaiser in Anerkennung seiner Verdienste um das k. k. Museum für österreichische Volkskunde das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens verliehen.

### 4. Veröffentlichungen.

Der X. Ergänzungsband zum XX. Jahrgang der Zeitschrift für österreichische Volkskunde ist Anfang Juni d. J. ausgegeben worden. Er enthält die Arbeit von Dr. Johannes

Piprek: „Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche“ (mit einem Vorwort von Hofrat Prof. Dr. V. Ritter von Jagić), umfaßt VI und 193 Seiten und ist für die Mitglieder des Vereines und des Tauschverkehrs um K 5 50 nur mehr in einer geringen Zahl von Exemplaren durch die Vereinskasse erhältlich.

### 5. Subventionen, Stiftungsbeiträge und Spenden.

Der Herr Präsident Graf Rudolf von Abensperg-Traun ist dem Verein für österreichische Volkskunde mit einem Stiftungsbeitrag von K 1000 als Stifter beigetreten.

Die Firma Schenker & Ko. hat sich als Förderer mit einem Jahresbeitrag von K 100 angemeldet.

Herr Ausschußrat Dr. R. Trebitsch hat in neuerlicher munifizenter Betätigung seines dankenswerten Interesses für die wissenschaftlichen Bestrebungen unseres Museums für die Zwecke desselben den namhaften Betrag von K 5000 zur Verfügung gestellt. — Das Ministerium für Kultus und Unterricht hat als zweite Rate der für die Erwerbung albanesischer Ethnographika bewilligten außerordentlichen Subvention den Betrag von K 1000 überwiesen. Das Präsidium hat für beide Zuwendungen den wärmsten Dank übermittelt.

### b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

#### 1. Vermehrung der Sammlungen.

##### Ethnographische Hauptsammlung.

Die Zahl der vom 30. März d. J. neuerworbenen Objekte beträgt 511 Nummern, darunter Bauernmobiliar, Kostüme, Votive, Fayencen, Schnitzwerke etc. aus verschiedenen österreichischen Gebieten sowie eine hauptsächlich aus Kostümen bestehende albanesische Sammlung. Geschenkweise wurden der Sammlung zugewendet: 12. Hirtenhut, von einem Christkindspiel aus dem Böhmerwalde und 1 Meerschampfeife, Niederösterreich, von Fräulein stud. Marianne Schmidl. 13. 24 alpenländische Kacheln, von Herrn Direktor Alfred Ritter von Walcher. 14. Zwei Holzreliefs, Tirol, von Herrn Josef Doblender in Bozen. 15. Zwei Amulette, Niederösterreich, von Dr. A. Hildburgh in London. 16. Ofenplatte mit Reliefdarstellung, 18. Jahrhundert, vermutlich Tirol, von Herrn Emil Karpeles in Wien. 17. Taschenfeitel, walachisch, von Herrn Prof. Joh. Robitschek in Wien. 18. Zwei badische Objekte, von Herrn Dr. Rudolf Trebitsch in Wien. 19. Weiberhut aus Brixlegg, Tirol, von Herrn Konrad Mautner in Wien. 20. Holzstuhl aus Gmunden, Tonkruzifix und Messinglampe, Oberösterreich, von Herrn und Frau Dr. K. P. Wittgenstein, Wien. 21. Fünf Gegenstände aus Ägypten, von Fräulein stud. Eugenie Goldstern in Wien. 22. Glasflasche, bemalt, Oberösterreich, von Herrn Hofrat Dr. Fr. Diehl in Wien. 23. Fünf Gegenstände aus Oberösterreich und Mähren, von Herrn Prof. Michael Powolny in Wien. Der Gesamtzuwachs im Jahre 1914 beträgt somit 1484 Nummern.

##### Photographien und Abbildungen.

Der Zuwachs an Photographien betrug seit dem letzten Ausweis (30. März 1914) 117 Nummern, darunter Geschenke von Fräulein stud. Eugenie Goldstern, Fr. Stopper in Feldkirchen, Magistratskommissär Felix Pöschl, Dr. A. Haberlandt, Hofrat Dr. M. Höfler in Tölz.

Die Vermehrung der Abbildungen betrug 235 Nummern, darunter Geschenke von Dr. R. Trebitsch, Dr. G. Baumeister in Innsbruck, Bezirksinspektor Severin Udziela in Krakau, Fräulein Eugenie Goldstern.

##### Bibliothek.

Zuwachs — abgesehen von dem regelmäßigen Einlauf an Fachzeitschriften — seit dem letzten Ausweis: 39 Nummern, darunter Geschenke von A. Wertheim in Berlin, Ethnographisches Museum in Krakau, Professor Dr. M. Haberlandt, k. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie, Hofrat Dr. Max Höfler in Tölz; Dr. A. Martin in Nauheim, Fräulein Eugenie Goldstern, Pietro Rasi in Venedig. Gesamtzuwachs: 76 Nummern.

# I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

## Das alte Lied vom Prinzen Eugen.

Von Dr. Irma Hift, Wien.

Keines von den alten Volksliedern, an denen Österreich so reich ist, erscheint heute noch so wirkungsvoll wie das Lied von »Prinz Eugen«. Seine prachtvolle Melodie tönt den abmarschierenden Truppen voran, seine trotzig-mutigen Worte klingen ihnen nach, reißen die Zurückbleibenden mit und erwecken in ihnen die stolze Zuversicht auf Glück und Sieg.

Aus dieser Wirkung, die wir täglich und stündlich an uns selbst erleben, erkennen wir erst vollkommen die Bedeutung des Eugen-Liedes für unseren Volksliederbesitz. Eine große Zahl von Momenten wirkt für seine ungeheure Verbreitung zusammen: Melodie und Text sind außerordentlich packend, die Persönlichkeit des Helden für alle Zeitgenossen und späteren Geschlechter von unveränderlichem Reiz und die geschilderten Ereignisse stets von großem Interesse.

Die ausgezeichnete Stellung des »Prinz Eugen« unter den übrigen historischen Volksliedern machte das Lied schon früher zum Gegenstand der Forschung: man fragte, wo und wie es entstanden sei, ob Text und Melodie gleichzeitig auftraten, ob wir es mit einem oder mehreren Verfassern zu tun haben. Auch die vorliegende kleine Studie stellt einen Versuch dar, in das Wesen und die Entstehungsgeschichte des Liedes tiefer einzudringen.

Das Lied vom Prinzen Eugen ist in mehreren Fassungen erhalten, die in einigen Punkten voneinander abweichen. Es hat das Schicksal der beliebtesten Volkslieder erfahren; es wurde »zersungen«. Gerade das ist ein Merkmal weiter Verbreitung und Beliebtheit: Das Volk nimmt dem Liede gegenüber eine souveräne Stellung ein, singt es zurecht und kümmert sich gar nicht um wahrheitsgetreue Darstellung der Ereignisse. Willkürlich stellt es Strophen um, läßt eine ausfallen, fügt eine andere ein.

Ein Vergleich der Fassungen, die die bedeutenden Volksliedforscher Ditfurth, Simrock, Soltan, Erk und Haydinger geben, weist wesentliche Unterschiede auf. Die historischen Tatsachen sind zum Teil entstellt. Die Schlacht von Belgrad wird in der einen Fassung am 15., in der anderen am 21. August angesetzt,<sup>1)</sup> das Lager bald bei Semlin, bald bei Belgrad genannt. Die Stärke des Feindes wird teils gewaltig überschätzt, teils viel zu gering geachtet. Die Bedeutung des Geschehens hängt nicht an Daten und Ziffern, und so hebt das

<sup>1)</sup> Tatsächlich fand die Schlacht am 16., die Übergabe am 18. August statt (1717).

Volkslied nur das Wesentliche hervor. Hier gibt es eine klare Darstellung der Vorgänge: der Meldung des Überläufers, der raschen Zusammenberufung des Generalstabes, des Kampfes in tiefem Nebel, und schafft in Eugen eine markige, rasch zugreifende Persönlichkeit:

Als Prinz Eugenius dies vernommen,  
 Ließ er gleich zusammenkommen  
 Sein' General und Feldmarschall.  
 Er tät sie recht instrugieren,  
 Wie man soll' die Truppen führen  
 Und den Feind recht greifen an.<sup>1)</sup>

Aber ein ganz eigenartiger Zug dringt hinein; ein weicher, wehmütiger, der in sonderbarem Kontrast steht zu dem herzhaften, frischen Ton des ganzen Liedes:

Prinz Ludwig der muß aufgeben  
 Seinen Geist und junges Leben,  
 Ward getroffen von dem Blei.  
 Prinz Eugenius war sehr betrübet,  
 Weil er ihn so sehr geliebet,  
 Ließ ihn bringen nach Peterwardein.<sup>2)</sup>

Über die Entstehung des Liedes sind die Ansichten geteilt. Ziemlich allgemein ist die Sage verbreitet, der Freiligrath in seiner berühmten, von Löwe vertonten Ballade Ausdruck verleiht: daß ein brandenburgischer Soldat, der unter dem Fürsten von Dessau in Eugens Heer diente, das Lied verfaßt habe. Ohne zu der Entstehung des Textes Stellung zu nehmen, behauptet Erk,<sup>3)</sup> daß die Melodie des Eugen-Liedes schon früher im Volke gesungen wurde, denn der Rhythmus paßt genau zu dem Bruchstück eines älteren (wahrscheinlich 1672 gegen die Franzosen gerichteten) Gedichtes, das unter dem Titel »Entsatz von Wien«<sup>4)</sup> bei Ditfurth und Hildebrand unter die Lieder des Jahres 1683 aufgenommen ist.

Nun wird aber auch behauptet, daß der Text sich nicht auf die Eroberung Belgrads durch Eugen beziehe, sondern schon 1688, bei der ersten Belagerung, verfaßt wurde. Diese Ansicht vertritt D. Stratil<sup>5)</sup> auf Grund eines Tatsachenmaterials, das leider verloren gegangen ist.

Er erzählt, daß er in dem Waldschulhaus, wo er Lehrer war, vergilbte Hefte entdeckt habe, an deren Studium er sogleich ging. Er wurde jedoch versetzt, ehe er noch eine Abschrift gemacht hatte, und sein Nachfolger verbrannte den »alten Krempel«. Er hatte sich aber den Inhalt des Gelesenen zum größten Teil gemerkt und gab ihn daher aus dem Gedächtnis wieder. — Danach ließ sich Michel Mages, emeritierter Korporal und Schullehrer, 1683 anwerben, machte den Entsatz von Wien, den Feldzug in Ungarn und die Belagerung

1) Ditfurth: Historische Volkslieder von 1648—1756, Nr. 111.

2) Prinz Ludwig, der Bruder Eugens, der schon 1683 bei Petronell gefallen war.

3) Erk-Böhme: Deutscher Liederhort, Bd. II, Nr. 130.

4) Ditfurth: Historische Volkslieder von 1648—1756, Nr. 43.

5) D. Stratil; Prinz Eugenius, der edle Ritter, im Walde. Fulnek 1904.

Ofens mit und stand 1688 vor Belgrad. Es wurden traurige Lieder gesungen; da trat er unter seine Kameraden und begann: »Prinz Eugenius, der edle Ritter, wird dem Kaiser wiederum kriegen...« — Das Lied erklang einige Jahre später in der Schlacht bei Zenta, sein Verfasser kam in den persönlichen Dienst des Prinzen. Da ergriff ihn Sehnsucht nach der Heimat; er nahm seinen früheren Beruf als Lehrer wieder auf und hier, in der Waldeinsamkeit, fügte er dem Liede noch eine Strophe hinzu:

Und der dies Liedlein hat geschrieben,  
Ist fürwahr nicht liegen geblieben  
Bei Stadt und Festung Belgrad!  
Tief im Wald tät er jetzt sinnen,  
Dem Kaiser Streiter zu gewinnen  
Zum Sturm auf jede feindlich Stadt!

Zu den verlorenen Schriften hatten auch Briefe von Soldaten aus Eugens Heere gehört, die dem Michel Mages berichteten, wie freudig überall das Lied vom »edlen Ritter« gesungen werde; besonders vor Belgrad (1717), wo die zwei letzten Strophen hinzukamen. Auch der Dank des Prinzen wurde dem Verfasser übermittelt: »Salutiere dem Michel! Meine remerciements für das schöne poem; es hat mir viel plaisir gemacht und vielleicht auch manchen succes mit erringen helfen.« Mages war sehr glücklich über diese Worte; die zwei neuen Strophen mutete er seinem Schüler zu und nahm an, daß dieser mit dem »Prinzen Ludwig« den Türkenlouis<sup>1)</sup> gemeint habe.

Stratil berichtet das alles ganz kritiklos; persönlich ist nur sein Urteil, daß die erwähnten Namen authentisch seien und daß die Auffindung der alten Schriften mit der allgemeinen Auffassung im Widerspruch stehe, wonach das Lied erst 1717 entstanden sei. Uns erscheint die Sache ziemlich unglaubwürdig; möglich, daß Stratil selbst das Opfer einer Täuschung wurde! Zu einem endgiltigen Abschluß der Frage können wir nicht kommen, da wir das Material nicht besitzen, aber die Unwahrscheinlichkeit dieser neuen Auffassung können wir erweisen.

Beim Feldzuge von 1688 war Max Emanuel von Bayern (der spätere Schwiegersohn Kaiser Leopolds I.) Oberbefehlshaber und nicht nur nomineller; er griff auch persönlich sehr tapfer in den Kampf ein. Warum wird das Lied ausschließlich Eugen gewidmet und die Lage ganz so geschildert, als habe er allein den Sturm geleitet? Es erzählt vom Berichte eines Spions (Vakony), von dem rasch berufenen Generalsrat, dem lautlosen Angriff um Mitternacht — nichts davon trug sich in der Schlacht von 1688 zu. Und weshalb sollten gerade die letzten zwei Strophen, die jeder historischen Begründung entbehren und nur zur tieferen Charakteristik Eugens dienen, 1717 dazugekommen sein? Außer diesen Widersprüchen muß auch das

<sup>1)</sup> Der »Türkenlouis« wurde der berühmte Türkenbesieger Ludwig von Baden genannt.

Empfinden berücksichtigt werden (und dieses ist jetzt besonders maßgebend!), daß ein Lied, welches wie aus einem Gusse erscheint, nicht mühsam zusammengestüekelt sein kann.

Aus demselben Grunde ist auch die Theorie R. v. Kraliks abzulehnen, daß das Lied, weil es die wichtigsten Momente aus Eugens Leben vereint: den herrlichen Sieg und den schmerzlich beklagten Tod des Bruders, aus mehreren zusammengesungen wurde,<sup>1)</sup> ja daß sich bei günstigeren Bedingungen aus allen Eugen-Liedern ein Epos wie der »Zid« hätte ergeben können.

Das Lied vom Prinzen Eugen wurde ununterbrochen nachgeahmt; die Melodie unzähligemal verwendet, aber auch der Text, oft nur mit kleinen Änderungen anderen Gelegenheiten angepaßt. Gedichte auf Erzherzog Karl, Radetzky, Napoleon sind dem Eugen-Liede nachgebildet; auch als Parodie findet es sich, 1870 gesungen:

Als Napoleon dies vernommen,  
Ließ er gleich die Stiefeln/kommen. —

Wie zahlreiche Nachahmungen wird erst der jetzige Krieg hervorbringen? Denn das Volk ist von unerschöpflichem Humor auch in den schwersten Lagen und besonders der Österreicher besitzt einen Schatz an guten Einfällen und Sangesfreudigkeit. Aber zu den neuen Worten würden sicher immer gern die guten, alten Melodien gesungen werden und die Weise vom Prinzen Eugen wird die Kämpfer bis zur Schlacht geleiten und hoffentlich »manchen succes miterringen helfen«.

## Füllungsmarken (Eichzeichen) auf Gefäßen aus gebranntem Ton.

Von Hofrat Dr. Fr. Diehl, Wien.

Durch Zufall bin ich in den Besitz von zwei kleinen aus gebranntem Ton hergestellten Kannen gelangt, welche einen österreichischen Eichstempel tragen. Die Geschirre dürften aus Krain stammen und kann denselben nach ihrer Ausführungsart ein Alter von zirka 100 bis 130 Jahren beigemessen werden.

Behufs Anbringung des Eichstempels erscheint die Gefäßwand zirka 1½ cm vom Gefäßbrande entfernt durchbohrt; durch die Öffnung ist ein kleiner Zinnkolben durchgeführt, auf welchem an der Innenseite des Gefäßes als Eichstempel der österreichische Adler eingepreßt ist; der Adlerstempel besitzt einen Durchmesser von zirka 8 mm.

Ehe ich nun im Sinne einer seitens unseres verehrten Regierungsrates Prof. Dr. M. Haberlandt an mich ergangenen Aufforderung, die Frage »Füllungsmarken (Eichzeichen) auf Tongefäßen« einer Erörterung zuführe, sei es mir gestattet, zur Orientierung Folgendes vorzuschicken:

<sup>1)</sup> Vergl. „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, 1895, I, S. 53.

Bis zum Jahre 1855 bestanden in den Königreichen und Ländern, welche heute im österreichischen Reichsrath vertreten sind, hinsichtlich des Maßwesens im allgemeinen keineswegs einheitliche Bestimmungen. Besonders bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte im Gebiete des öffentlichen Meß- und Wägeverkehrs völlige Regellosigkeit. Der Lehrsatz des alten Testaments: »Es sei die Wage recht, es seien die Gewichte genau, der Scheffel richtig und das Maß entsprechend« war nahezu in Vergessenheit geraten. Von Land zu Land, ja vielfach von Stadt zu Stadt war in dieser Zeitperiode verschiedenes Maß in Gebrauch; die Stadt- und Zunftordnungen, in denen die auf das Maßwesen bezughabenden Bestimmungen zumeist Aufnahme fanden, geben hiefür den deutlichsten Beleg.

Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat eine Besserung ein, indem unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia zahlreiche und eingehende Normen verlaublich wurden, welche darauf abzielten, auf den verschiedensten Gebieten des Maß- und Gewichtswesens tunlichst Ordnung herbeizuführen.

So sagt beispielsweise das kaiserliche Patent vom 23. August 1777 (das sogenannte Zimentirungspatent) unter anderem Folgendes:

»Obschon den Wirten noch ferner gestattet wird, in unzimentirten gläsernen und erdenen Trinkgeschirren den Gästen das Getränk vorzusetzen, so soll jedoch jeder Gast befugt sein, das Getränk durch ein zimentirtes Gefäß sich vorschänken zu lassen, wie denn auch die Wirthe verbunden sind, das Getränk aus zimentirten Mäßereien in die unzimentirten Geschirre zu messen oder aber ihre Gäste mit zimentirten gläsernen und erdenen Geschirren zu bedienen, weswegen die Veranstaltung bereits getroffen worden, daß auch die gläsernen und erdenen Geschirre zimentirt werden können.

Soferne aber bei einer vorzunehmenden Visitation solche gläserne oder erdene Geschirre sich finden würden, welche die Maß, wozu sie bestimmt sind, nicht einmal hielten, wäre der Wirt nebst dem Verluste des unächtigen Geschirrs um drei Taler für jedes Stück und, wenn eine namhafte Bevortheilung unterlaufen sollte, noch besonders zu bestrafen.«

Das Geschäft der Zimentierung (Eichung) wurde im Sinne der von Maria Theresia erlassenen Normen vornehmlich durch landesfürstliche Organe besorgt. Im Jahre 1787 wurde die Ausübung des Zimentierungsdienstes (Eichdienstes) jedoch wieder nahezu gänzlich den Städten und Gemeinden übertragen.

Die unhaltbaren Zustände im öffentlichen Meß- und Wägeverkehre führten dann dazu, daß im Jahre 1853 die Gemeindezimentierungsämter (Eichämter) wenigstens der staatlichen Aufsicht unterstellt wurden und daß in der Folge, und zwar in den Jahren 1855 bis 1857, das niederösterreichische Maß und Gewicht (Wiener Zentner, Pfund, Klafter, Eimer, Maß, Metzen etc.) in der überwiegenden Anzahl der Kronländer Österreichs zur Einführung gelangte.

Mit dem Gesetze vom 23. Juli 1871, R.-G.-Bl. Nr. 16 ex 1872, wurde das metrische Maß- und Gewichtssystem in Österreich allgemein eingeführt und ab 1. Jänner 1876 im öffentlichen Verkehre als obligatorisch erklärt; die bis zur Zeit bestandenen Gemeindezimentierungsämter wurden aufgehoben und gelangten nunmehr ausschließlich staatliche Eichämter zur Errichtung, bei denen der Dienst einheitlich durch staatliche Organe besorgt wird.

Nach dieser Extratour, die mich vielleicht zu weit in historisches Gebiet geführt hat, kehre ich zurück zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Erörterung: wie vor der Einführung des metrischen Maßes speziell Geschirre aus Ton der amtlichen Beglaubigung zugeführt wurden.

Mir liegt nun eine Anfrage vor, welche der Triester Magistrat im Jahre 1834 an den Wiener Magistrat in Bezug auf die Eichung (Zimentierung) von tönernen und gläsernen Schankgefäßen richtete. Ich lasse das diesbezügliche Antwortschreiben, welches vom bestandenen Wiener Zimentierungsamte verfaßt wurde, wortgetreu folgen:

»Vom Zimentirungsamte der Stadt Wien,  
den 29. August 1834:

Der Triester Magistrat hat sich Mittels Note v. 16. Julius d. J. 1834 Zl. . . . jene Vorschriften, nach welchen thönerne u. gläserne Schankgeschirre hieramts (i. e. beim Zimentirungsamte in Wien) zimentirt werden, erbethen; dieselbe wurde unterm 29. Julius l. J. Z. . . . dem g. g. A. zur Berichterstattung zugestellt. In die thönerne Krüge à 1 und à  $\frac{1}{2}$  Maß, welche auf einer steinernen ebenen Fläche stehen, wird die Menge Wassers, welche das Manipulations-Original faßet, gegossen, der Standpunkt desselben mit einem stahlernen schneidigen Werkzeuge in die Glasur durch einen die Wasserfläche begränzenden Strich, der  $\frac{1}{2}$  Zoll lang ist, kennbar bezeichnet. Über diesen das Maß andeutenden Strich muß mindestens noch  $\frac{1}{2}$  Zoll leerer Raum seyn; weil im entgegengesetzten Falle, wenn man den Krug trägt, von der Flüssigkeit verschüttet und der Gast nicht die ihm gebührende Menge des Getränkes bekommen würde. Auswendig wird das Sigill des Zimentirungsamtes Mittels Siegelwachses angebracht. Henkeltrinkgläser à 1 Seitel und  $\frac{1}{2}$  Maß und Flaschen à 1 Seitel,  $\frac{1}{2}$  Maß und à 1 Maß werden mit der Eichflasche durch einen Trichter bis an Hals gefüllt (weil der Schaum des Bieres mehr Raum anspricht und Weinflaschen auch zum Biere verwendet werden), der Standpunkt des Wassers wird mit einen Strich à  $\frac{1}{2}$  Zoll bezeichnet, welcher Mittels Demantes gerissen wird, neben diesem Striche werden 2 Ziffern der laufenden Jahreszahl (zb <sup>34</sup> (i. e. 1834) geschrieben. Auf diese Jahreszahl wird ein kleiner Tropfen Siegelwachses gegeben; man erhitzt das Siegelwachs bei einer brennenden Wachskerze, drückt mit dem

Rücken des Stämpel das Siegelwachs flach und eben, wiederhollet dieses Erhitzen und Glattdrücken zum 2. Male; nachdem es zum 3. Male erhitzt ist, wird das Sigill des Zimentirungsamtes so aufgedrückt, daß es keinen Rand bildet, damit es nicht so leicht abgestoßen werden kann.

Freiwillig zur Zimentirung gebrachte Geschirre, die zu klein sind, werden unter dem unteren Ende des Henkels mit 2 Ziffern der Jahreszahl, als unmaßhältig bezeichnet, der Partei mit dem Bemerkten ausgefolget, daß sie nicht maßhältig und folglich nicht gebraucht werden dürfen. Werden derlei bezeichneten Gefäße in Gasthäusern angetroffen, so ist es als eine vorsätzliche Verkürzung anzusehen.

Die Wirthe sollen zimentirte Geschirre besitzen, allein man begnügt sich, wenn diese nur maßhältig sind.«

Dies der wörtliche Inhalt der Zuschrift.

Es muß nun zur Klarstellung betont werden, daß es sich nach dieser Zuschrift ausschließlich um Schankgefäße<sup>1)</sup> (Schänkgeschirre) handelte, das ist um Gefäße, in denen den Gästen in den Wirtsstuben Wein, Most, Bier etc. vorgesetzt wurde.

Die beiden eingangs erwähnten Kannen sind nun nicht in der vorschriftsmäßigen, vom Wiener Zimentirungsamte angegebenen Weise eichamtlich behandelt worden, sondern tragen, wie schon bemerkt, auf einem Zinnbätzchen eingedrückt den österreichischen Adler als Eichstempel. Diese Kannen sind nun sowohl nach der Art ihrer Beglaubigung als auch nach ihrer Gestaltung zweifellos als Maße benützt worden, das heißt, es wurden mit denselben den Käufern direkte Flüssigkeiten zugemessen.

Wenn nun auch — soweit mir bekannt — Gefäße aus Ton nach den bestandenen alten Zimentirungsordnungen des 18. und 19. Jahrhunderts zur Beglaubigung als Maße eigentlich nicht zugelassen waren, da die im öffentlichen Verkehre zur Verwendung gelangten Maße nahezu ausnahmslos aus Metallegierungen, beziehungsweise zumeist obligatorisch aus Zinn herzustellen waren, so erscheint es wohl begreiflich, daß sich aus vielfachen Gründen das Bedürfnis auch nach Maßen aus gebranntem Ton herausstellte. War doch die Zinnprobe in den österreichischen Ländern — wie bekannt — seinerzeit eine recht strenge und war für die Herstellung gewisser Maße, wie

<sup>1)</sup> Die gegenwärtig geltende Eichordnung kennt die Beglaubigung von Schankgeschirren (Schankgläsern), welche für die Verabreichung von Getränken an die Gäste bestimmt sind, seitens der Eichämter überhaupt nicht. Für den Füllstrich, welcher derzeit an Gläsern, Krügeln etc. angebracht sein muß, ebenso wie für die Richtigkeit der Inhaltsbezeichnung (0,5, 0,3, 0,2 l) hat ausschließlich der Inhaber des Schankgewerbes Sorge zu tragen und trifft denselben in dieser Beziehung allein die Haftung. Schankgefäße haben daher im Sinne der Eichvorschriften nicht den Charakter von Maßen (Zimenten); als letztere gelten ausschließlich solche vom Eichamte beglaubigte Gefäße, mit denen direkt beim Ausschank die betreffende Flüssigkeit dem Käufer zugemessen wird.

beispielsweise für Zimente, welche zum Zumessen von Wein, Branntwein, Met und Essig benützt wurden, das teure sogenannte Schlackenwälder Zinn vorgeschrieben (vergleiche Codex Austriacus, 6. Teil — Anordnung vom 26. Oktober 1770). Auch eigneten sich Geschirre aus Ton schon durch ihre Beschaffenheit zur Zumessung insbesondere von säurehaltigen Flüssigkeiten besser als Maße aus Zinn.

So kamen den Zimentierern (Eichmeistern) vermutlich häufig Geschirre aus Ton behufs Beglaubigung als Maße zu und wurden von diesen — allerdings entgegen der Vorschrift — als Maße (mit Zinnbätzchen, Adlerstempel, eventuell Jahreszahl) beglaubigt. Als solche Maße stellen sich zweifellos die in Rede stehenden zwei Kannen dar,

Hervorzuheben wäre, daß auch gegenwärtig im Königreiche Italien Gefäße aus gebranntem Ton als Maße beglaubigt werden; zu diesem Behufe müssen die Maße von den Erzeugern mit durchbohrter Wandung an das Eichamt eingeliefert werden und erfolgt die Eichung ähnlich so wie auf den beiden Kannen.

Ich habe nun die beiden Kannen einer neuerlichen amtlichen Untersuchung auf ihre Maßhaltigkeit zuführen lassen, wobei folgendes immerhin bemerkenswertes Resultat hervorkam: Die Einstellung des Flüssigkeitsspiegels bis zur Mitte des Zinnbätzchens ergab  $352.5 \text{ cm}^3$ ; dieser Inhalt ist bis auf  $1.5 \text{ cm}^3$  gleich dem früheren österreichischen »Seitel« =  $\frac{1}{4}$  Wiener Maß =  $0.354 \text{ l}$ . Die Kannen sind daher als Maße für das vormalige »Seitel«, und zwar mit einer Genauigkeit beglaubigt worden, welche auch nach den gegenwärtigen Bestimmungen des metrischen Maßsystems für Flüssigkeitsmaße zu  $0.3 \text{ l}$  verlangt wird.

So viel von der im Interesse der tunlichsten Aufrechthaltung der Ordnung im öffentlichen Meßverkehre unter Ingerenz des Landesherren, der Städte oder des Staates erfolgten, beziehungsweise derzeit erfolgenden (fakultativen, beziehungsweise zwangsweisen) Ueberprüfung der Maßhaltigkeit der Schankgefäße im allgemeinen.

Doch unabhängig von diesen Normen hat sich unter der Landbevölkerung bereits frühzeitig im eigensten Interesse das Bestreben gezeigt, die Maßhaltigkeit der Gefäße, welche täglich in der Wirtschaft gebraucht wurden und zum Ein- oder Verkauf von Milch, Most u. s. w. dienen, zu kennzeichnen, ohne zu diesen Feststellungen die Hilfe der eigentlich berufenen (jedoch oft weit entfernten) Zimentierungsämter (jetzt Eichämter) in Anspruch zu nehmen.

So finden wir Tonkrüge (meist größere Traggefäße), welche in der Wandung durchlöcht sind und bei denen in diese Ausnehmung ein einfacher Nagel (oder dergleichen) eingeführt ist — zweifellos ein Ersatz der amtlichen Markierung. Diese Durchlochungen können nun gleich bei der Herstellung der Geschirre (in den Töpferwerkstätten), aber unter Umständen auch erst von den Besitzern der Gefäße selbst ausgeführt worden sein, und beweist dieser Vorgang, wie sehr die amtliche Bestimmung der Maßhaltigkeit der zum Ein- und Verkauf

verwendeten Gefäße auf einem wahren Bedürfnisse des öffentlichen Verkehrs beruht.

Ich selbst bin im Besitze von zwei Behältnissen (es sind dies ein großer mährischer Zunftkrug und ein oberösterreichisches Milchtraggefäß aus Ton), welche Anbohrungen, beziehungsweise Marken der erwähnten Art aufweisen. Am Zunftkrug, welcher einen Fassungsraum von 10 Wiener Maß aufweist, sind noch Spuren von Siegelwachs auf der Anbohrung sichtbar, während das oberösterreichische Milchtraggefäß auf der Ausnehmung ein mit einem Nagel festgehaltenes Blechplättchen trägt.

Ich komme nun zu folgender Schlußfolgerung:

Nach meinem unvorgreiflichen Dafürhalten wäre es füglich nicht ganz uninteressant, für Sammler das Augenmerk darauf zu richten, ob dieselben zufällig im Besitze von Tongefäßen sind, welche im Sinne der vor Einführung des metrischen Maßsystems in Geltung gewesenen Anordnungen als Schänkgeschirre (mit Füllstrich, Inhaltsbezeichnung, Siegelwachsabdruck und dergleichen) oder als Maße (mit Zinnbätzchen samt Adleraufdruck — eventuell Inhaltsbezeichnung und Jahreszahl) beglaubigt erscheinen oder aber die zuletzt erwähnten nichtamtlichen Markierungen tragen.

Es könnten hiebei unter Umständen — insbesondere bei Vorhandensein amtlicher Füllungsmarken — Schlüsse bezüglich der Provenienz und des Alters der Geschirre gezogen werden; überdies könnten auch interessante Anhaltspunkte gewonnen werden, wie sich das Meßwesen selbst in den verschiedenen Ländern entwickelt hat.

Herr Regierungsrat Prof. Dr. M. Haberlandt möchte solche Mitteilungen dankend entgegennehmen und gelegentlich im Gegenstande berichten.

---

## Flechten und Weben im Kinderspiel der balkanischen Macedovlachen.

Von Dr. Emil Fischer, Bukarest.

(Mit 1 Textabbildung.)

Es dürfte schon allgemein anerkannt sein, daß das Weben aus dem Flechten hervorgegangen ist. Der Hirte der Steinzeitbauern, der den Zaun seiner Hürde oder die Rutenwand seiner Hütte geflochten hatte, der mußte von selbst darauf verfallen, dieses Verfahren auch mit anderen Stoffen, zum Beispiel auch mit Bindfäden und dergleichen, nachzuahmen. Das Flechten der Matten war auch eine Vorstufe für das Weben.

Die sogenannte Brettchenweberei<sup>1)</sup> war eigentlich nur ein Flechten.

---

<sup>1)</sup> Über Brettchenweberei von Margarete Lehmann-Filhés, Berlin (Dietrich Reimer) 1901.

Sehr interessante Mitteilungen über das Weben — besonders auch der Siebenbürger Rumänen — verdanken wir M. Kimakowicz-Winnicki (»Spinn- und Webewerkzeuge«, Würzburg [A. Stubens Verlag] 1910.

Die von mir mitgeteilten Beobachtungen beziehen sich auf das Kinderspiel der Macedovlachen aus der Gegend von Berat. Es ist aber weit und breit, nach allen Richtungen, auch bei den anderen Volksstämmen in gleicher Weise gebräuchlich.

Es handelt sich um die Herstellung von Schleudern (präschiä), die von den Kindern zum Teil noch geflochten, aber auch schon gewoben werden. Auch in diesem Kinderspiel ist die historische Entwicklung der Webetechnik gewahrt geblieben.

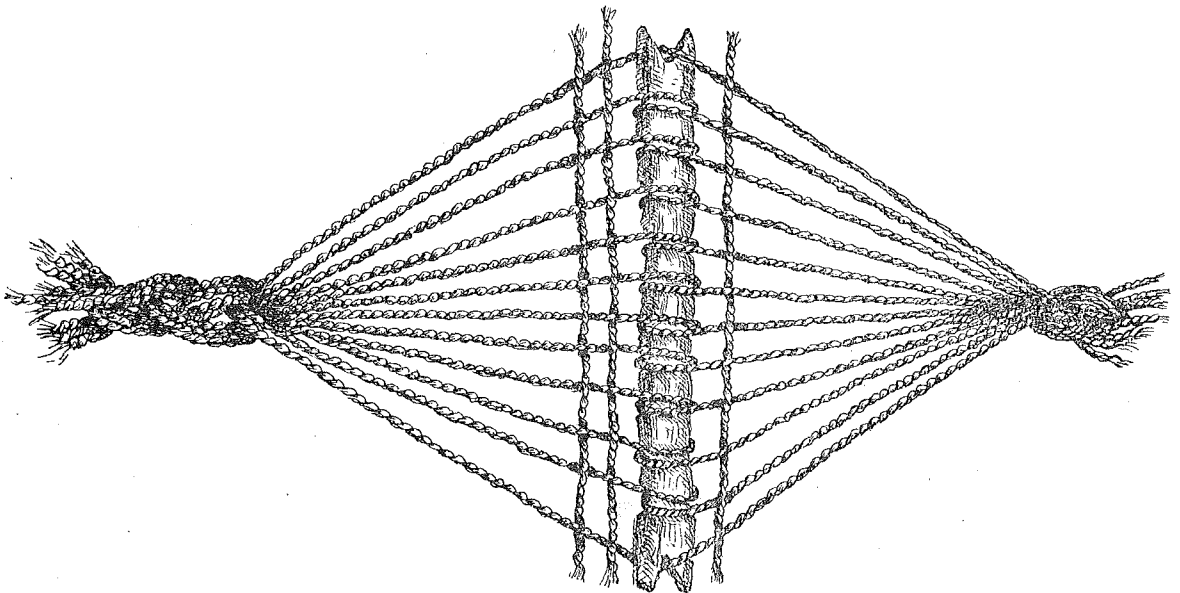


Fig. 28. Flechtwerk (Schleuder) der macedonischen Knaben.

Das geflochtene Stück ist etwa so groß wie die Handfläche. Die Enden werden zopfartig geflochten. Das eine Ende bleibt frei, das andere erhält eine Schlinge für den Zeigefinger. Das Hölzchen wird entfernt und die Enden des Geflechtes fest vernäht.<sup>1)</sup>

Die Schleudern haben die ungefähre Größe einer Männerhand und verjüngen sich gegen ihre Enden. Sie werden fast ausnahmslos aus Schafwollfäden hergestellt. Zwei Knaben stellen sich in geeigneter Entfernung (80 bis 100 cm) voneinander auf (die Vorderseiten ihrer Körper sich zugekehrt) und befestigen die zusammenlaufenden Fadenenden an ihrer Brust, wodurch sie in gehöriger Spannung erhalten werden können. Die Fäden (ich habe in der Abbildung (Fig. 28), der Einfachheit halber, ihrer bloß zwölf angegeben, es können aber selbstredend

<sup>1)</sup> Die Fäden sind stets — Kette und Zettel — von gleicher Stärke, gleichem Material (Wolle) und gewöhnlich auch von gleicher Farbe. Jeder Faden wird (nach dem Durchführen durch das Fach mit einem schmalen messerartigen Hölzchen) festgeschlagen — ähnlich wie beim Weben.

noch viel mehr verwendet werden) laufen in der Mitte über ein kleinfingerdickes, etwa 16 cm langes Hölzchen, das in Abständen von  $\frac{1}{2}$  bis 1 cm mit umlaufenden Kerben versehen ist. Jeder Faden wird um das Hölzchen einmal herumgeschlungen und in jeder Kerbe liegt ein Faden. Nun beginnen die beiden Knaben — jeder auf seiner Seite — abwechselnd von rechts nach links und von links nach rechts Fäden durch die Kette, flechtend, durchzustecken, so lange, bis die gewünschte Größe der Schleuder ungefähr erreicht, ja etwas überschritten ist. Nun wird das Hölzchen aus der Mitte entfernt und die Fäden werden in der Lücke nach beiden Seiten fest zusammengeschoben. Ist die Schleuder noch zu kurz, so werden noch einige Fäden beiderseits nachgeflochten. Die Fäden, die über die Schleuderfläche hinausragen, werden nun zopfartig zu einer festen Schnur zusammengeflochten. Die eine erhält eine Schlinge zum Einhaken des Zeigefingers, die andere bleibt frei, um ungehindert aus der Hand gleiten zu können.

Zum Weben der Schleudern werden (ebenso wie zum Flechten) ungefähr gleich viele Wollfäden verwendet, nur laufen sie in der Mitte hier nicht um ein Stäbchen herum, sondern gehen durch Öffnungen, die — übereinander — in einem Pappdeckel oder in einem Brettchen angebracht sind. Da diese Löcher genau übereinander angebracht sind, so entsteht zwischen den Kettenfäden ein sogenanntes Fach. Ein Faden, der mit einer Schnurnadel versehen ist, wird nun (bald von rechts, bald von links) durch das Fach hindurchgeführt. Um jeden Faden der oberen Kette läuft außerdem ein besonderer Faden, durch den der obere Kettenfaden derartig nach abwärts gezogen werden kann, daß er über die untere Kette hinausgelangt. Dadurch können abwechselnd zwei Fächer (ein oberes und ein unteres) gebildet werden — durch das Anziehen oder Nachlassen der Zugfäden — und der Einschußfaden wird einmal oben, ein andermal unten durchgeführt.

Wie beim Flechten stehen auch beim Weben die beiden Knaben einander gegenüber und haben die beiderseitigen Enden der Kettenfäden an ihrer Brust befestigt. Durch eine geringe Annäherung werden die Fäden ein klein wenig entspannt, durch eine geringe Entfernung aber straff angezogen.

Hat die Schleuderfläche die gewünschte Größe (Männerhand) erreicht, so wird der sogenannte Kamm (das Brettchen oder der Pappdeckel) entfernt und die klaffende Lücke fest vernäht. Ein Zusammenschieben der Fäden ist hier (im Gegensatz zur Flechtarbeit) nicht möglich. Die übriggebliebenen freien Fadenenden werden nun auch hier zopfartig zusammengeflochten.

Jedenfalls ist es sehr interessant, festgestellt zu haben, daß sich im macedonischen Kinderspiel ein so uraltes Verfahren wie das Flechten noch bis in unsere Zeit erhalten hat und daß gleichzeitig

— an demselben Gegenstand — auch schon die höhere Technik des Webens, wenn auch in einfacher Form, angewendet wird. Gerade der Übergang von dem einfacheren zu dem verwickelteren Verfahren macht uns dieses Kinderspielzeug doppelt interessant, weil in ihm der Gang des technischen Fortschrittes so klar vor Augen liegt.

Man kann sich keinen einfacheren Webstuhl wünschen, als diesen, der im Kinderspiel bis auf uns gekommen ist.

## II. Kleine Mitteilungen.

### Oberinntaler und Grödener Bauernhäuser.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 3 Grundrissen.)

Dr. A. Haberlandt hat in diesem Jahrgange unserer Zeitschrift, Seite 1 ff., wertvolle Beiträge zu diesem Gegenstand geliefert. Seite 121. versucht er die Erklärung einer auffallenden Form von Häusern, welche hauptsächlich im Tiroler Oberinntale vorkommt. Ich habe dieselbe im Österreichischen Bauernhauswerke kurz behandelt, von drei Häusern Grundrisse gebracht (T.-T. V, Abb. 15, 16, 17) und auf Seite 61 und 66 besprochen, ohne damals darüber vollständige Klarheit erzielt zu haben. Vielleicht genügt dazu die nachfolgende Betrachtung. Dr. Haberlandt bringt mit Abbildung 8, Seite 8, seiner Abhandlung ein Haus aus Wolkenstein im Grödental, welches annähernd die Vorderansicht solcher Häuser bietet. Ich habe das Vorkommen der obigen Häuser zu Mals im Vintschgau, in Thaur, Natters und Götzens bei Innsbruck, an der Brennerbahn tief nach Süden, bei Holzkirchen, Garmisch und Partenkirchen in Bayern festgestellt, wozu Dr. Haberlandt noch Damulz und Bludenz in Vorarlberg, Schwaz im Inntale, das Grödner- und Fassatal fügt. Dieses weit verstreute Vorkommen mitten in einer fest eingelebten Form in geringer Menge schließt eine besondere nationale Entstehung ziemlich aus und verweist auf andere örtlich wirkende Einflüsse, die ich an einem Bauernhause in Natters (T.-T. V, Abb. 16 des Bauernhauswerkes, hier Abb. 31) erläutern will.

Als ursprüngliche Form sei ein regelmäßiges einfaches Einzelhaus (Abb. 29) angenommen. Die etwa infolge Ausdehnung der Wirtschaft nötige Vergrößerung geschieht am einfachsten an Stall und Wohnung in der Längsrichtung des Hauses nach den Firstrichtungen  $a b$  und  $c d$ . Dadurch entsteht abermals ein bayrisches Haus (Abb. 30), wobei notwendigerweise mitten in der Wohnung ein Gang einzuschalten ist. Die Firstrichtung bleibt dabei ungeändert. Der Abwechslung halber ist hier ein Hochtennhaus angenommen.

Wenn diese Art von Vergrößerung mit Rücksicht auf Grundeigentum oder Bodengestaltung nicht möglich ist, so muß die Erweiterung in der Breite des Hauses geschehen, indem das Stück  $i k l m$  angesetzt wird (Abb. 31), so daß aus der alten Form  $g h i k$  das neue Haus  $g h l m$  entsteht. Dadurch erhalten aber die Dachröschchen in der Richtung  $e f$  eine große Breite, so daß das Regenwasser bei starken Güssen nicht mehr gut abfließen und daher leicht in den Dachboden eindringen könnte. Durch Drehung des Firstes um  $90^\circ$  werden die Dachröschchen wieder kürzer, weil sie nicht mehr in der Richtung  $e f$ , sondern senkrecht dazu, nach  $a' b'$  sich neigen. Über solche Vorgänge ist im Bauernhauswerk, Seite 60, aus Kärnten und Steiermark berichtet worden. Unsere durch Drehung des Firstes entstandenen Tiroler Häuser haben auch den großen Vorteil, daß sich die Eingänge in den trauflosen Giebeln befinden, während bei den Abbildungen 29 und 30 beinahe alle Tore und Türen unter Traufen liegen, daher durch Dachrinnen geschützt werden müssen. Nach diesen Darlegungen ist es nicht nötig, für die scheinbar von der allgemeinen bayrischen Form abweichenden Häuser besondere Einflüsse zu suchen, da auch sie sich leicht auf den bayrischen Typus zurückführen lassen.

Schließlich möchte ich noch einen Irrtum im Bauernhauswerke richtigstellen. Doktor Haberlandt macht aufmerksam (S. 5), daß ich dort (S. 67) für Gröden und Enneberg Einheitshäuser angenommen habe, was allerdings unrichtig ist. Daß ich aber die getrennten Gehöfte als dortige Hausform anerkannte, ist Seite 66 unter Gruppe XI ausgesprochen.

Abb. 29.

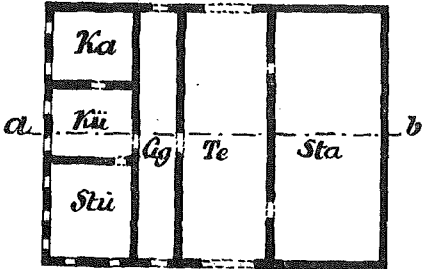


Abb. 30.

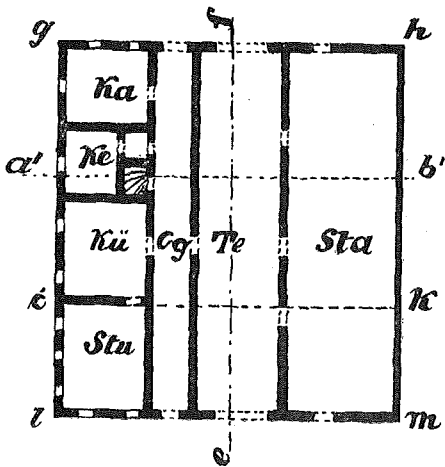
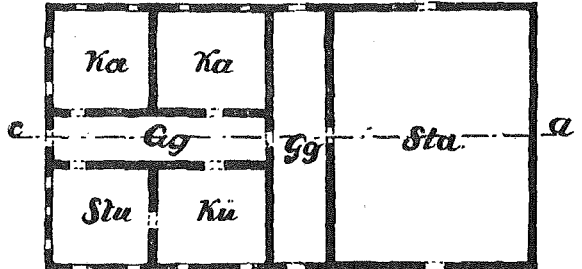


Abb. 31.

- Ka* = Kammer.
- Kü* = Küche.
- Stu* = Stube.
- Gg* = Gang.
- Te* = Tenne.
- Sta* = Stall.

Die Schlußbemerkung auf Seite 67 über das Grödener und Enneberger Haus ist eine irrtümliche nachträgliche Einschlebung beim Einheitshaus, da das Gebiet desselben am Beginn des Absatzes XV—XVII angegeben und am Schlusse auch vom Paar- und Haufenhof gesprochen wurde.

**Das Faule-Weib-Singen zu Mareit im Ridnauntal (Tirol).**

Mitgeteilt von Dr. M. Helf.

Der im folgenden geschilderte Brauch ist 14 Tage nach einer Hochzeit üblich und in Mareit sowie den Nachbardörfern allgemein. Sobald das Erlöschen der Lichter anzeigt, daß die Jungvermählten zu Bette gegangen sind, versammeln sich Burschen und verheiratete Männer vor dem Hause, ausgerüstet mit allem, was geeignet ist Lärm zu machen: Gewehren, Schellen, Blechdeckeln etc. Das höllische Konzert veranlaßt das junge Ehepaar sowie etwaige andere Hausbewohner aufzustehen, Licht zu machen und das Haustor wieder zu öffnen. Die Burschen ziehen ein und singen nun folgende Strophen ab:

1.

Ja, Seppl (jeweil. Name des Jungvermählten)  
 wos hascht du—s jetzt dän,  
 Daß du's geheirat' hascht!  
 Du bischt jetzt wol ein g'schlag'ner Mân,  
 Du hascht—s a groaße Lascht.

2.

Du hascht jetzt wol eine G'sellin hier,  
 Du hascht—s getân an Schnitt,  
 Ja, Gott behiêt mich vor ein' solchen Weibe,  
 Eine solche mecht' i nit.

3.

Und i mecht'—s nit verheirat' sein  
 Um keine Million,  
 Sobald ich—s auf mein Weibele denkh'  
 So siech' i 's Ellent schon.

4.

Und i vertausch' mein Weibele nit  
 Um keine Million,  
 Sobald ich—s auf die Khinder denkh',  
 So bin ich—s glichhlich schon.

5.

Sie ischt fir dich gräd viel zu alt,  
 Sie hât fascht keine Zent,  
 Sie ischt scho bei die dreißig Jahr'  
 Und ischt doch so nachher g'rennt.

6.

Und wenn sie wär' gräd noch so jung  
 Und daß sie sauber ischt,  
 Sie taugnat ja wol nit fir dich  
 Sie stinkht als wie der Misch.

7.

Sie taugnat ja wol nit fir dich  
 Noch weniger fir dein Haus,  
 Sie laßt sich finfe grade sein  
 Und lacht di halt brav aus.

8.

Und morgens, wann's geg'n acht Uhr geht,  
 So steht sie auf vom Bett;  
 Ja, du hascht ein faules Weibele,  
 Sie hât di überred't.

9.

Sie nahm' wol eine Pfanne her  
 Und warf' ein Butter drein;  
 Die Nudel, de sein hart und sperr,  
 I glaub', i laß se sein.

10.

Und wann du an wurzigen Ackher hascht  
 So brauchschst am Berg an Pflug,  
 Und wann du a faules Weibele hascht,  
 So hascht die Nudel g'nuag.

Strophe 8 wird im Verlaufe des Gesanges öfters wiederholt. Die Sänger werden bewirtet. Das Unterlassen dieses bäuerlichen Scherzes würde seitens der Jungvermählten als große Kränkung empfunden werden. Über eine weitere Verbreitung dieses Brauches war leider nichts in Erfahrung zu bringen.

### Volkskundliches aus Schweden.

Von Dr. A. Prinzing, Salzburg.

In dem vom Verkehre entlegenen waldreichen Grenzgebirge der schwedischen Landschaft Dalarna gegen Norwegen und die Finnbygden Wärmlands haben sich noch manche merkwürdige alte Sitten erhalten. So findet man dort einen den Toten- oder Leichbrettern im bayrischen Stammesgebiete gleichenden Brauch: die sogenannten Likstänger (Leichstangen). Aus den abgelegenen Gehöften dieser Waldgegend werden die Leichen in der Weise zur Landstraße gebracht, daß der Sarg, an eine starke, etwa 3 m lange Baumstange aufgehängt, von zwei kräftigen Burschen auf den Schultern getragen wird. Bei den langen grobsteinigen Gangsteigen ist das keine geringe Kraftleistung. In diese Tragstange wird dann der Name des Verstorbenen, Geburts- und Todestag und -Jahr eingeschnitten und sie wird am Kirchwege in einen Steinhaufen aufrecht eingerammt, einzeln oder fünf bis sieben garbenförmig vereinigt. Sie dienen der Erinnerung der Kirchgänger an den Toten, ganz wie unsere „Leichbretter“, die in manchen Gegenden (Piding, Teisendorf, Rupolding) auch aufrecht in den Erdboden gesteckt werden.

Über einen anderen Branch aus jenem schwedischen Waldlande berichtet E. Gustav Örn im Jahrbuche des schwedischen Touristenvereines 1914. Die Seele eines im Walde Ermordeten und an der Unglücksstelle Begrabenen konnte nach der Volksmeinung so lange keine Ruhe finden, bis geweihte Erde vom Kirchhofe auf das einsame Grab gestreut wurde. Die Sitte verlangt es, daß jedes Vorübergehende einen Zweig auf das Waldgrab lege, welches nun schon ein hoher Reisighaufen deckt. — Über die gleiche Vorstellung und den gleichen Brauch berichtete Frau Professor M. Andree-Eysn aus Niederösterreich in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde in Berlin 1898 und Prof. Richard Andree in seinen „Ethnographischen Parallelen“ 46—88.

### Das Grüakraut in Niederösterreich.

Von stud. med. Rudolf Moser, Wien.

Im folgenden sei eine fast unbekannte, bei einigen wenigen Bauern der „Buckligen Welt“<sup>1)</sup> geübte altertümliche Krautkonservierungsmethode beschrieben, welche allmählich der Vergessenheit entgegengeht, wie so viele uralte bäuerliche Gebräuche, nicht wegen ihrer Unzulänglichkeit, sondern nur wegen ihrer Unbequemlichkeit, das heißt richtiger wegen der zunehmenden Bequemlichkeit der Bevölkerung.

Die Krautkonservierung geht natürlich im Herbste vor sich und geschieht in Gruben. Wenn das Kraut reif geworden ist, werden die auf dem Felde befindlichen Krautköpfe, die „Krauthapfl“, abgeschnitten, so daß noch ein Teil des Strunkes mit dem Krautkopfe in Verbindung bleibt und diese nun als „Paotschñ“ bezeichneten Köpfe den die Konservierung vorbereitenden Prozessen unterworfen. Der ganze Verlauf der Vorbereitungen läßt sich in folgende Abschnitte einteilen:

1. Abbrühen der Krautköpfe in Kesseln mit siedendem Wasser (das „Breinnan“).
2. Herausnahme des gebrannten Krautes.
3. Abkühlen des Krautes.
4. Einlegen und Einstampfen des Krautes in die Krautgrube.
5. Bedecken und Beschweren des Krautes.
6. Beschickung der Krautgrube mit Wasser.

Das Brennen der vom Felde genommenen Krautköpfe geschieht entweder im Freien in der Nähe des Feldes oder im Hause in Kesseln oder Bottichen; der Ort des Brennens ist verschieden, je nach den Verhältnissen des betreffenden Bauers und der Lage des Feldes. Wird das Kraut im Freien im Holzbottiche gebrannt, so wird in geeigneter Weise das Wasser erhitzt: Neben dem Bottiche werden Steine kreisförmig gelegt und im Innern dieses Kreises Feuer angezündet. Darauf kommen grosse Steine zum Erhitzen. Diese erhitzten Steine werden dann in den Bottich geworfen und auf diese Weise das Wasser erwärmt. Diese höchst primitive und sehr langwierige Methode, das Wasser zu erwärmen, fand ich nur in einem Bauernhause, wo die Einfuhr des Krautes in das Haus wegen seiner Lage am Bergabhange und wegen des Mangels an geeigneten Gefäßen und Platz im Hause umständlich erschien.

Zumeist bringt man das Kraut auf einem Wagen (gewöhnlich zweirädrige, mit Ochsen bespannte Karren) zum Hause, wo sich der Kessel befindet. Es ist dies ein Kupferkessel, in einem Herde eingemauert. Man verwendet dazu gewöhnlich den alten offenen Herd, neben welchem man wegen der größeren Ökonomie einen Sparherd baute, so daß sich also das Brennen in keinem besonderen Raume, sondern in der Küche abspielt. In diesem ehemaligen offenen Herde befindet sich an einer Seite dicht über dem Fußboden die Türe zur Feuerung. Im Herde befindet sich eine Öffnung, in die gerade der Kessel hineinpaßt, der direkt vom Feuer erwärmt ist. Rings um den oberen Rand des Kessels ist das Mauerwerk des Herdes durch Holz verschalt und dadurch eine hölzerne Herdplatte geschaffen. Der Kessel kann durch einen Holzdeckel mit Leistengriff zugedeckt werden.

Im Kessel wird Wasser zum Sieden gebracht, die Krautköpfe werden hineingegeben und zirka zehn Minuten im siedenden Wasser belassen. Das Kraut muß beim Brennen heiß sein, wenn es sich in der Krautgrube längere Zeit halten soll. Die Gelegenheit des Krautbrennens wird oft zugleich dazu benützt, um Schweinernes mitzusieden; das Wasser wird beim Krautsieden nicht gewechselt. Vor dem Brennen wird das Kraut in seiner Qualität erst untersucht, da sich nicht jeder Krautkopf zum Aufbewahren in der Grube eignet. Am besten ist das weniger feste Kraut, ferner auch mindere Krautsorten und das grüne Kraut verwendbar, da sich das weiße Kraut nicht so gut hält.

Ist das Kraut gebrannt, so wird es aus dem heißen Wasser herausgenommen; dieses Herausholen geschieht mit einer Gabel, der „Krautgobl“. Die „Paotschñ“ werden nun

<sup>1)</sup> Bergland im südöstlichen Niederösterreich von 700 bis 900 m Höhe. In Sticklberg allein fand ich drei Krautgruben nebeneinander in Gebrauch; ferner erfragte ich solche in der Umgebung dieses Ortes und in Altendorf bei Gloggnitz.

ins Freie hinausgetragen und nebeneinander hingelegt, „auseinaundagstöllt“ (auseinandergestellt); hier kühlen sie ungefähr einen halben Tag aus.

Nach dem Abkühlen folgt nun das Wichtigste: das Einlegen des Krautes in die Krautgrube, das sogenannte „Eifitreiñ“ (Eintreten).

Die Krautgrube stellt einen zylindrischen Schacht vor, wie man ihn gewöhnlich bei Zisternen sieht. Der Durchmesser ist verschieden, mindestens aber so groß, daß sich darin ein Mann bequem bewegen kann (60 bis 85 cm). Die Krautgruben haben gewöhnlich einen Durchmesser von 60 oder 85 cm (ohne Verschalung). Die Tiefe schwankt zwischen 2 und 2·5 m.

Die Krautgrube erhält eine Wandauskleidung von Holzpfehlen, welche der Grubenwand anliegend in den Boden der Grube eingerammt werden. Die Dicke der Balken beträgt ungefähr 20 cm, die Breite zirka 30 cm. Sie ragen zumeist über den Rand der Grube empor, das ist beiläufig 80 cm über das Niveau des Wassers.

Was die Lage der Krautgrube betrifft, so liegt sie zumeist dicht an einem Wege oder leicht zugänglichen Orte in der nächsten Nähe eines Baches; eine bereits aufgelassene Grube befand sich hinter dem Bauernhause in einem eingezäunten Wiesenstücke.

Vor dem Eintreten des Krautes werden sowohl der mit Holz nicht ausgekleidete Boden als auch die Wände der Grube mit einer Lage Stroh und mit Fetzen ausgekleidet und dann erst das Kraut eingetreten. Diese Auskleidung geschieht hauptsächlich zu dem Zwecke, um das Eindringen von Erde, Ungeziefer u. s. w. zwischen den Fugen des Balkenwerkes zu verhindern. Doch glaube ich, daß die Warmhaltung des Krautes dabei eine größere Rolle spielt. Moderne Bauern verwenden für ihre Krautgrube nicht mehr Holzverschalung, sondern Zementwände. Diese haben außer der längeren Haltbarkeit gegenüber den Holzverschalten Gruben auch den Vorteil, daß sie rein sind, während bei der Holzverschalung Erde, verfaultes Holz u. s. w. hineinfällt, wodurch das Kraut unreinigt wird.

Die Krautköpfe („Potschñ“) werden schichtenweise mit den Strünken nach oben in die Grube gelegt, nachdem die äußeren Blätter entfernt worden sind; hierauf steigt jemand hinein und tritt es mit seinen Füßen fest ein, ohne daß vorher die Schuhe gereinigt würden. Dann folgt die nächste Krautschichte, Eintreten u. s. f., bis die Grube bis auf zirka 1 m unter dem Rande mit Kraut gefüllt ist.

Sodann wird die oberste Schichte mit etwas Stroh (zirka 1 Schab), Fetzen (um das Einfrieren zu verhindern) und mit Brettern bedeckt. Auf diese Bretter kommen noch Steine, um das Kraut zu „beischwerñ“ (beschweren), so daß sie mit einem Gewichte von ungefähr 100 kg auf das Kraut drücken. Diese Steine liegen oft 1 m hoch auf dem Kraute.

Zum Schluß gießt man noch so viel Wasser in die Grube, daß es völlig die Steine bedeckt und nichts von dem Inhalte der Grube zu sehen ist. In diesem Zustande bleibt die Grube bis zur Ingebrauchnahme stehen.

Soll nun von dem Kraute herausgenommen werden, so wird das Wasser völlig herausgeschöpft, Steine, Bretter, Fetzen und Stroh werden weggenommen. Zumeist zeigt es sich, daß die obersten Krautköpfe unbrauchbar, die übrigen aber völlig frisch und fest sind. Ist die entsprechende Quantität aus der Grube herausgenommen, so wird das Kraut wieder in der bereits erwähnten Reihenfolge bedeckt und wieder Wasser eingegossen.

Das herausgenommene Kraut wird nun einer gründlichen, sehr notwendigen Reinigung unterzogen.

Beim Sauerkraut wird von jedem Krautkopfe mit einem Messer der Strunk (Krautstengel) entfernt. Dann wird es mittels eines Krauthobels klein geschnitten. Der Boden des Fasses (Bottich), in welchem das Kraut eingestampft werden soll, wird mit Krautblättern belegt, diese mit Salz und eventuell Kümmel betreut. Darauf kommt eine nicht zu dicke (zirka 10 cm) Schichte geschnittenen Krautes, wieder Salz und eventuell Kümmel u. s. f. Bei einer größeren Lage von Kraut wird dieses mit einem hölzernen Stößel oder mit den Füßen fest eingestampft. Ist das Faß auf diese Weise voll geworden, so streut man oben wieder Salz und eventuell Kümmel, stampft es gut ein, belegt es mit Krautblättern und

legt einen gut passenden Deckel darauf; dieser Deckel wird mit Steinen beschwert. Steine und Deckel sollen oft gut gereinigt werden.

Nach zirka drei Wochen ist das Kraut gebrauchsfertig. Nimmt man davon, so müssen Schaum und Wasser abgeschöpft werden; das Kraut wird gewaschen, Vertiefungen werden wieder ausgeglichen, Wasser dazugegeben und wieder beschwert. Es hält sich ungefähr ein bis zwei Jahre.

Gekocht wird das Sauerkraut gewöhnlich zusammen mit Fleisch (zirka eine bis anderthalb Stunden), um das Kraut fett zu machen, oder man gibt Speck oder Schmalz dazu.

#### Süßkraut.

Bei Süßkraut werden die gewaschenen Krautköpfe in frischem Wasser eingewässert, dann ausgeballt, die einzelnen Blätter von den Rippen gereinigt, gewaschen, zerkleinert und in ein Häfen gegeben. Dazu kommt Wasser, so daß es über dem Kraute steht, und Salz. Nun wird das Kraut gesotten, bis es weich ist (zirka anderthalb bis zwei Stunden). Zum Schluß wird es mit heißem Fett abgebrannt. Auch diese Art Kraut wird wie das Sauerkraut mit Fleisch oder mit Knödel gegessen. Beliebte ist nur das gut geschmalzene („gschmiearte“) Kraut.

Die aus „Gruakraut“ bereiteten Speisen sind im Sommer besser und rescher als das Faßkraut; sogar Sommergäste loben jene Art Kraut.

Das Äußere der Krautgrube ist wenig verheißungsvoll. Wer eine Krautgrube noch nicht gesehen hat, würde sie als solche wohl kaum erkennen. Die aus dem Wasser herausragenden Balken sind morsch, abgebrochen oder überhaupt nicht mehr vorhanden; ein dichter Filz von Moos überzieht sie in ihren unteren Teilen. Alle möglichen Kräuter wuchern am Rande der Grube. Das Wasser selbst ist schwarz, schmutzig, ein günstiger Platz für allerlei Wasserpflanzen und der Aufenthaltsort von Kröten und Fröschen. Schon von weitem kündigt sich die Grube durch ihren widerlichen, fauligen Geruch an; schon darin zeigt sie Ähnlichkeit mit einer „Mistlacke“. Selbst der Bauer bezeichnet das Wasser als „oañ grüne Saß“ (eine grüne Sauce) und bemerkt, daß sie „steinkt als wie oañ Meistlackē (stinkt als wie eine Mistlacke); oba grad daos maecht daos Kraut gut“ (aber gerade das macht das Kraut gut).

Die Haltbarkeit des „Gruakrautes“ wird verschieden angegeben und hängt natürlich von mancherlei Zufälligkeiten ab. Gewöhnlich hält es sich zwei bis fünf Jahre sehr gut.

Daß diese Konservierungsmethode, wie bereits erwähnt, der Nichtausübung und Vergessenheit anheimzufallen droht, ist um so bedauerlicher, als es sich um eine anscheinend sehr alte Methode handelt, wenn sie auch nicht etwa sehr große Verbreitung genöß. Gerade durch diese Methode war man in der Lage, jederzeit frisches Gemüse auf den Tisch zu bringen, während man jetzt oft mit dem Sauerkraut vorliebnehmen muß.

Die Wichtigkeit des Krautes als Volksnahrungsmittel in vergangenen Zeiten erweist der Umstand, daß das Kraut, der Krautgarten, die Krautgrube u. s. w. vielfach im Taiding erwähnt, daß Verursachung von Schaden an den Krautpflanzen und Krautäckern relativ hoch bestraft werden. So bestimmt das Banntaiding zu Lichtenwörth bei Wiener-Neustadt (Niederösterreich) vom 6. Mai 1520: „Wer dem andern in seinen krautgarten an urlaub und willen geet und nimbt darauß heubter oder pleter, als oft er das thuet so ist er verfallen 72 oß.“<sup>1)</sup> Es wurden sogar diejenigen, welche ihre Krautgärten nicht genügend gegen Schaden schützten, bestraft: „16. Wir vermelden das ain ietzlicher seinen krautgarten zu Molrams befriden soll, damit kain schadt geschehe. welchers nit thuet, soll seinem herrn zwölf phenning zu wandel geben und seinem nachparrn den schaden ablegen und bezalen.“ (Banntaiding zu Molrams bei Neunkirchen in Niederösterreich, 16. Jahrhundert.)<sup>2)</sup> Daß sogar die vorhin beschriebene Konservierungsmethode sicher zirka 500 Jahre alt ist, zeigt eine Stelle des Banntaidings von Nieder-Rohrendorf und Ober-

<sup>1)</sup> Das ist Pfennige. Niederösterreichische Weistümer, Bd. I, S. 100.

<sup>2)</sup> Ebenda, Bd. I, S. 191.

Weidling in Niederösterreich aus dem Jahre 1450, wo das Krautsieden sogar eine gewisse Organisation erfahren hat:

„Item nota, das wir in unserem hoff Wädling stülen haben ain chrautkessel kraut ze sieden am herbst etc.

Item, den selben kessel unseren holden ze leihen zu dem chrautsieden.

Item, man sol kainen anderen kessel auf unser aigen entlechen, welcher das thuet an ains hofmaisters willen, der selbig ist ze wandel für ain ieden kesselsüd 3 oß.

Item, der hofmaister soll ain kessel und chrautsieder haben und pestellen, der mit dem kessel geet und den holden das chraut seut.

Item, der hofmaister soll all nottürft zu dem kessel und chrautsieden haben, als ain seigteuchn,<sup>1)</sup> 2 gapeln, 2 krucken etc.

Item, wann er ain sieder mit dem kessel schickt, so mueß man im geben von iedem kesselsueden 3 oß.

Item, hat er mit ain gedingten knecht der da seut, so mueß er ain pestellen, und sein von iedem süd 2 oß, des hofmaisters und der dritt oß, ist des kesselknecht.

Item, ob der hofmaister niemant mit dem kessel hat und nur den Zeug darleicht, so ist man von ieden südt 2 oß, schuldig ze geben.“<sup>2)</sup>

Ganz deutlich gibt die Reihenfolge der einzelnen Abschnitte der Krautkonservierung das Banntaiding zu Gutenstein in Niederösterreich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts an, das zugleich ein neuer Beweis für das Alter der geschilderten Konservierungsmethode ist: „Item, die purger müssen das Kraut seczen und aüssschlahen,<sup>3)</sup> und Lenckepirstinger<sup>4)</sup> müssen das kraüt zu dem Kessel und wider darvon füren zu der krautgruben<sup>5)</sup> oder wo es der her wil haben.“<sup>6)</sup>

Für das Krautsieden gab es eigene Häuser wie noch heute für das Flachsbrecheln: „Si rugent auch zu recht das: alle krautsiedheuser, padheuser und alle offene lueheuser, was darinn verwandelt wird das gehört dem öbristen gericht zu.“ (Banntaiding und Gerechtigkeit zu Poisbrunn bei Falkenstein in Niederösterreich, 1549.)<sup>7)</sup>

Da nun das Krautsieden ein Aufgebot von vielen Leuten beansprucht, haben wohl die Nachbarn sich zur Arbeit zusammengetan, wofür sie wahrscheinlich reichlich bewirtet wurden; daß dann dabei sich manchmal ein Streit erhoben hat, ist wahrscheinlich; in gleicher Weise geht es noch heute beim Flachsbrecheln und Federschleifen zu. So bestimmt das Banntaiding des Marktes Sollenau in Niederösterreich aus dem Jahre 1412: „Item, ob sich ain krieg oder rumor erhueb in einem leithaus<sup>8)</sup> oder bei dem tanz oder bei dem krautsieden, do sol der richter gwalt haben zu schirmen.“<sup>9)</sup>

Das Kraut war so allgemein verbreitet, daß man auch einen Zehent davon einhob; so meldet das Taiding von Trautmannsdorf in Niederösterreich (1477—1494): „Auch melden und rugen (wir) das: unser krautgärten zwischen der wasser auf unser gemain, do dient man von zu dem geschloß Trautmanstorff von ainem ganzen garten 4 oß, von ainem halben 2 oß, von ainem viertl 1 oß, zu s. Merthens tag, und der krautzehent gehört auch zu dem geschloß Trautmanstorff.“<sup>10)</sup> Andererseits war das Kraut so geschätzt, daß man, so wie über den Weingarten, auch über das Krautfeld einen Hüter (Krauthüter) setzte. (Banntaiding von Gumpoldskirchen in Niederösterreich aus dem Jahre 1560.)

<sup>1)</sup> Das ist Sehtuch? (Deutsches Wörterbuch, Leipzig, 1854 ff.) oder Rinne, durch die das Krautwasser abfließt? (Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, 1, 582): Glossar von J. Schatz.

<sup>2)</sup> Bd. IV, S. 390: Niederösterreichische Weistümer.

<sup>3)</sup> Das ist ernten.

<sup>4)</sup> Das sind die Bewohner von Längapiesting bei Gutenstein.

<sup>5)</sup> Im Glossar von J. Schatz (Niederösterreichische Weistümer, Bd. IV, S. 682) ist die Erklärung: krautgruben für Krautkeller unrichtig, sondern ist zu erklären: krautgruben = Krautgrube.

<sup>6)</sup> Niederösterreichische Weistümer, Bd. I, S. 354.

<sup>7)</sup> Ebenda, Bd. IV, S. 253.

<sup>8)</sup> Das ist Schenke, Wirtshaus.

<sup>9)</sup> Bd. I, S. 384.

<sup>10)</sup> Bd. IV, S. 57.

Wie alle Dinge von hoher Bedeutung für das Volk in diesem noch Spuren ihrer Existenz zurücklassen, wenn sie auch nicht mehr vorhanden sind, so spielt auch heute noch das Kraut eine sogar glückverheißende Rolle im volkstümlichen Sprichworte:

Kranzl im Kraut,  
'n Fasching a Braut,

wenn im Kraute von einer Jungfrau ein kranzartiger Wuchs gefunden wird, und:

Droben auf der Höh' steht a Ackerl von Kraut  
Und auf's Johr um de Zeit bin i scho a Braut.

### Wildereraberglaube in Obersteiermark.

Von Karl Reiterer, Wettmannstätten.

Der Genuß dreier Jungfrauenherzen, glaubte man seinerzeit im Sölkgebiete, macht unsichtbar. Im Mürtzale lebte ein Bauernknecht, der behauptete, der Genuß von siehen Jungfrauenherzen mache unsichtbar. Das Unsichtbarmachen, sagten die alten Waldbauern, kannten manche Wilderer des Waldlandes und Sölkgebietes. In letzterem lebte vor mehreren Dezennien der Menger Michel, der in der Tat ein sechzehnjähriges Mädchen mordete und ihr Herz verspeiste. Einst verspielte Michel beim Kegeln keine einzige Runde, was auffiel. Man verprügelte ihn, riß ihm das Hemd vom Leibe, und es wurde das Herz einer Fledermaus um den rechten Arm gebunden gefunden. Nun war es klar: Michel konnte zaubern, weshalb man ihn fort dann mied. Grollend begegnete er des öfteren einem Almdirndl, das Schafe auf die Berge trieb und im ganzen Hochtale als sittsam bekannt war. „Das is noh eine Jungfrau“, dachte Michel, „die bring' ich um, ihr Herz, wenn ich's esse, wird mich unsichtbar machen.“ Eines Tages war das Mädchen in der Tat verschwunden. Michel hatte es ermordet, sein Herz verspeist und war ins Gebirge entflohen. Erst nach Jahren ergriff man ihn. Es gelang ihm aber wieder, zu entfliehen. Noch viel größeren abergläubischen Verirrungen aber war ein Bauernknecht im Mürtzale namens Paul Reininger, im Volksmunde der Herzlfresser Paul genannt, unterworfen. Dieser mordete sechs Personen, von zweien aß er die Herzen, um sich unsichtbar zu machen und Glück in der Liebe und im Spiele zu haben. Reininger wurde eingezogen und endete in einem der Gefängnisse auf dem Schloßberge zu Graz, nachdem er zuvor in längeren Intervallen 400 Rutenstreiche bekommen hatte. Im Gebirgsdorfe Donnersbach erzählt man sich vom Jager Peterl und Jager Hörndl, von denen jeder, wie der Volksmund behauptet, zaubern konnte. Ein Wilderer, welcher ebenfalls ein Zauberer war, lebte bei Gröbming, es war der Zauberer-Jaggerl, welcher mit 99 Paar Katzen, wie das Volk behauptet, einen halbstarke Wein auf das Gumpeneck<sup>1)</sup> brachte. Den Wein tranken die Hexen des Ennstales, welche in der Walpurgisnacht auf diesem Berge ihr Stelldichein hatten. Als Jaggerl auf dem Totenbette lag, glitt ein Lächeln über seine Lippen. Auf die Frage, was seine Seele bewege, entgegnete er: „Mir fällt gerade ein, wie die Katzen, welche den Wein auf das Gumpeneck brachten, die Schwänze ringelten, wenn ich sie mit der Peitsche antrieb.“ Die Katzen waren lauter kleine Teufelchen, die seinem Willen gefüge sein mußten. An einem Sommertage war ein Gewitter im Anzuge. Jaggerl, bei einem Bauer bedienstet, brachte es mit Hilfe eines Teufels zuwege, daß das Heu, welches auf der Wiese neben dem Gehöfte lag, von selbst in die Scheune „walgte“, wie der landläufige Ausdruck lautet. Daß Jaggerl auch als Wilderer allerlei Teufelskunststücke konnte, erzählt das Volk auch. Der Zauberer konnte sich „gefroren“ machen, das heißt, seinen Leib, hieb- und schußfest geworden, in einen Baumstrunk oder Stein verwandeln, wenn von Seite der Jäger Gefahr drohte. Der Waldbauer sagt: Es gibt eine zeitliche und eine ewige „Gfrier“. Diese bekommt der, welcher eine geweihte Hostie, die er bei Lebzeiten unter die Haut seines Körpers brachte, vor seinem Tode nicht mehr zu entfernen vermag. Die Seele eines Menschen, der die ewige Gfrier hat, wird vom Teufel geholt. Als ich von 1886 bis 1896 in Donnersbachwald bei Irnding wirkte, vernahm ich, daß im Friedhofe zu Donnersbachau der Jager Peterl die ewige Gfrier gehabt habe. Als der Totengräber

<sup>1)</sup> Zwischen Donnersbachtal und Sölkthal, 2226 m hoch.

30 Jahre nach dem Tode Peterls das Grab neuerdings aushob, zeigte es sich, daß der Leichnam des Jägers noch nicht verwest sei. Nach weiteren 30 Jahren kam man wieder zum Grabe Peterls. Auch diesmal war der Leichnam Peterls noch immer gut erhalten. Der Totengräber dachte sich, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen könne und schleifte die Leiche ins Bächenmoos,<sup>1)</sup> wo er sie verscharrte. Einer, den der Teufel holte, sollte nicht in geweihter Erde verbleiben, dachte der Totengräber. Vom Jäger Peterl, der seinerzeit ein Wilderer war, dann aber von der Herrschaft Donnersbach zum Jäger bestellt wurde, erzählt man sich, er habe den Teufel bei sich getragen in einem Glase. Der Teufel bewegte sich im Glase auf Kommando Peterls.<sup>2)</sup> Vom Jäger Hörndl erzählten sich die Waldbauern (1886—1896), er habe, mit dem Teufel raufend, diesem die Hörndl ausgerissen. Der Grundbesitzer Jos. Stern, vulgo Goldbacher, in Donnersbachwald erzählte, er habe die „Hörndl“ mit eigenen Augen gesehen, die der Jäger seinerzeit dem Teufel ausriß.<sup>3)</sup>

### Weihnachten und das Goldene Rößl.

Von Anton Dachler, Wien.

Der Christbaum ist für uns eine neue Einführung, soweit wir seine jetzige Gestalt betrachten.<sup>4)</sup> Die erste sichere Erwähnung kommt 1508 aus Straßburg, wo Geiler von Kaysersberg in seinen Predigten gegen die heidnische Sitte, Weihnachten mit Tannenzweigen, durch Beschenken mit Lebkuchen und mit Lustbarkeiten zu feiern, eifert. Die Bezeichnung „heidnisch“ läßt vermuten, daß der Gebrauch damals schon weit zurückreichte. Der Christbaum hat sich dann, verschiedenen Nachrichten zufolge, in Mitteleuropa langsam verbreitet und kam im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch die Gemahlin des Erzherzogs Karl, einer nassauischen Prinzessin (vermählt 1815), an den Wiener Hof. Eine Zeitungsnotiz<sup>5)</sup> meldet wieder, daß der erste Christbaum (in Bürgerkreisen!) durch den Maler Jakob Alt, Vater des berühmten Malers Rudolf Alt, 1817 aufgestellt worden sei, welcher ihn aus seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. hieher brachte. Diese Sitte verbreitete sich in den Bürgerkreisen Wiens und der Provinzstädte, allmählich unter den dörflichen Honoratioren der Umgebung, sehr spät erst und seltener auch bei vermöglicheren Bauern an Verkehrswegen. In den Provinzen, besonders in abgelegeneren Gegenden ist der Christbaum nur wenig, oft nicht einmal dem Namen nach bekannt. Mit dem Christbaum ist also die Besenkung der Kinder und auch Größerer jetzt eng verbunden und dieser Gebrauch ist für sich wesentlich älter und mehr verbreitet. Im großen Geschichtswerk der Stadt Wien wird erwähnt, daß Herzog Leopold der Glorreiche († 1230) von den Bürgern der Stadt Weihnachtsgeschenke erhielt, 1418 erscheinen solche in den Stadtrechnungen, 1618 wird ein Weihnachtsmarkt abgehalten.

Fast allgemein ist das Beschenken der Kinder am Nikolaustage, dem 6. Dezember. Dieser, der Tag Martins und Andreas (11. und 30. November) sind allen Anzeichen nach, unter denen sie im Volke bekannt sind, christliche Personifikationen Wodans. An ihren Tagen findet der allmähliche Schluß des landwirtschaftlichen Jahres statt, die Weide hört auf, die entbehrlichen Tiere werden geschlachtet, weil das Futter nicht bis ins Frühjahr reichen würde, und das Fleisch wird passend aufbewahrt. Da gewisse Teile gleich gegessen werden mußten, gab es Festmahl für die Großen und deshalb Näscherlein für die Kleinen. Mit dem Ende dieser Verrichtungen beginnt die einst mitunter schreckensvolle Winterszeit, die Erwartung der Wintersonnenwende, nach welcher die verstorbene Natur mit der Zunahme des Tages wieder zu Kräften kommt. In dieser Zeit spielt die Symbolik grünender Gewächse, der Barbarazweige, der Bechtelbuschen und anderes, darauf an und wir sehen daher, daß auf Weihnachten auch Teile der Martins- und Nikolausvorstellungen übertragen wurden, ohne sie deshalb gänzlich aufzugeben.

<sup>1)</sup> Feuchte Wiese neben dem Friedhofe zu Donnersbach.

<sup>2)</sup> Wahrscheinlich war es ein kartesianischer Taucher.

<sup>3)</sup> Wahrscheinlich waren es abnorm gestaltete Kümmerer.

<sup>4)</sup> F. Kießlings Arbeit: Das deutsche Weihnachtsfest. Fleißige Sammlung aller Quellen. — Simrock, Deutsche Mythologie. — Tille A., Geschichte der deutschen Weihnacht. 1893.

<sup>5)</sup> „Volkszeitung“, 25. Dezember 1909.

Mehrere der bekanntesten Schriftsteller verhalten sich gegen die heidnische Grundlage des Weihnachtsfestes ablehnend oder mindestens zurückhaltend. Tille leugnet ein deutsches Weihnachtssonnenwendfest vor Einführung des Christentums und erklärt die zahlreichen Gebräuche desselben durch Übertragung von den oberwähnten drei Gestalten aus der Winteranfangszeit. Die Begabungen kämen aus den römischen Januarkalendern und der Neujahrsfeier, welche mit Beschenkungen verbunden waren. Wie so vieles andere, sei auch dies von den Germanen noch vor ihrer Bekehrung angenommen worden, welche erst im 6. Jahrhunderte erfolgte. Schließlich meint Tille doch, der Weihnachtsbaum sei germanischer Wurzel entsprossen, wofür er wahrscheinlich eine sehr späte Zeit annimmt. Nach Höfler <sup>1)</sup> war das Weihnachtsfest Neujahrstag, doch nur bei den Kalendernachern, während das bodenständige germanische Volk das Ende des Jahres in den Schluß der Weidezeit verlegte, also zwischen Martin und Nikolaus, so lange die Schlachtungen währten. Das heutige deutsche Weihnachtsfest wäre eine Neujahrsfeier, meist antiken Ursprunges. Die Anschauungen sind daher ziemlich ungeklärt.

Dazu bringe ich noch eine weitere merkwürdige Sitte, welche im oberösterreichischen Mühl- und dem Innviertel wie auch bei den Deutschen Südböhmens gebräuchlich ist. Dort tritt an Stelle des Christkinds das Goldene Rössl oder Heißl, Heißl (Fohlen) und bringt den Kindern die gewohnten Gaben, Nüsse, Äpfel, Spielzeug. Sie reden schon längst davon und sprechen ihre Wünsche dahin aus, was sie von ihm erwarten. Am heiligen Abend werden die Kinder im Zimmer angehalten, zu beten, die älteren, im Evangelium zu lesen. Man schärft ihnen ein, gut achtzugeben, denn das Goldene Rössl fliege vorüber und hinterlasse in den vor der Zimmertüre aufgestellten Tellern oder Körbchen das von ihnen Gewünschte. Die Mutter macht sich indessen draußen zu tun. Plötzlich ertönt ein Geräusch, ein Glöckchen macht sich vernehmbar und beim Öffnen der Türe sehen die Kinder schon die Geschenke ausgebreitet. Stets folgt eine Rute mit, früher wohl ein grünender Zweig.

Die Literatur über diesen eigenartigen Gebrauch ist meines Wissens ziemlich arm. Dechant Pöschl zu Peilstein <sup>2)</sup> schildert den Gebrauch und sucht Erklärungen dafür. Im 14. Jahrhundert habe eine französische Königin ein goldenes Rössel dem Gnadenorte Altötting gewidmet. Die wiederholt geäußerte Vermutung, das Goldene Rössel der Weihnachtszeit mit dem berühmten Kunstwerke, dem Goldenen Rössel in Altötting in Verbindung zu bringen, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Dieses ist ein 60 cm hohes Gebilde, unten steht das Goldene Rössel, oben die heilige Maria mit dem Jesukinde, unten knien drei Heilige und mitten auf der Stufe König Karl IV. von Frankreich. Es ist ein Neujahrs-geschenk der Königin Isabella, Herzogin von Bayern-Ingolstadt, an den König aus dem Jahre 1404, allem Anscheine nach die Erfüllung eines Gelübdes wegen Errettung aus einer Reitgefahr. Erst 1509 kam das Werk nach Altötting zum Ersatze für dort geraubte Schätze. Dieses Werk hat daher mit dem Weihnachtsrössel keine Beziehungen. Josef Hötendorfer in Neufelden bringt eine mundartliche Erzählung über den Gebrauch. <sup>3)</sup> Bei Simrock <sup>3)</sup> wird bemerkt, daß in österreichischen Dörfern der Sunnwend- und Feuermann auf dem Goldenen Rössl den Kindern Gaben aufs Fensterbrett legt. Man sagt ihnen wohl schon, das Christkind käme auf dem Goldenen Rössl, wie um Geras in Niederösterreich noch vor hundert Jahren auf einem goldenen Schweinchen.

Ohne eine vollgiltige Erklärung geben zu können, möchte ich nur einige Andeutungen machen und dadurch andere veranlassen, die Sache näher zu betrachten. Bei Einführung des Christentums suchten die Priester die heidnischen Götternamen in der Wertschätzung herabzubringen, zu verunstalten und vergessen zu machen. Der Name Wodan, der auch auf Wut, Wuot hinzielt, sollte wenigstens in Zusammensetzungen durch ähnliche milder klingende Worte wie god, guod ersetzt werden, weshalb die Franken dafür godan sagten. Die Bevölkerung eines großen Teiles des Mühlviertels und des deutschen Südböhmen sind

<sup>1)</sup> Weihnachtsgebäcke, III, Ergänzungsheft zur „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, 1905.

<sup>2)</sup> Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Oberen Mühlviertels.

<sup>3)</sup> Deutsche Mythologie, S. 564.

aber Franken, und nachdem der in der Weihnachtszeit durch die Lüfte reitende Wunschgott Wodan die Gaben brachte, wäre es wohl möglich, daß aus dem Godan-Rößl beim Vergessen des Gottes das naheliegende Goldene Rößl geworden ist, wie das Volk oft unverständlich gewordene Wörter durch naheliegende gebräuchliche ersetzt. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß man Wodans Roß einfach als golden bezeichnet hat. Ob nun das Goldene Rößl stets zu Weihnachten kam oder ob etwa der Wodan des Nikolaustages wie bei so manchem Weihnachtsbrauch dahinter steckt, bleibt dahingestellt. Nachdem im Innviertel teilweise eine Weihnachtsbegabung nicht stattfindet, wäre diese Annahme nicht auszuschließen.

Es ist zu verwundern, daß es der Geistlichkeit bisher nicht gelungen ist, das Christkind als Geber durchzusetzen. In Bayern ist der Christbaum auch unter den Bauern weit verbreitet, wie in der „Bavaria“ mitgeteilt wird, und es ist vom Goldenen Rößl nirgends die Rede.

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

† **Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian-Wehrburg.** Im hohen Alter ist zu Nizza im Sommer dieses Jahres der langjährige Präsident und Mitbegründer der Wiener Anthropologischen Gesellschaft Dr. F. Freiherr v. Andrian-Wehrburg verstorben. Unserem Verein gehörte der Verblichene, der bei der Gründung desselben lebhatte, aber, wie sich baldigst zu unserer Genugtuung herausgestellt hat, gänzlich unbegründete Bedenken bezüglich seiner Lebensfähigkeit und einer eventuellen Konkurrenzfähigkeit gegen die ältere Anthropologische Gesellschaft gehegt und betätigt hatte, seit vielen Jahren an, und es darf mit Stolz festgestellt werden, daß v. Andrian bald zu einer gerechten Würdigung unserer Leistungen und Bestrebungen bekehrt worden ist und derselben zu wiederholten Malen mit Offenheit Ausdruck gegeben hat. Um die Pflege der Anthropologie sowie auch der heimischen Volkskunde in Österreich hat sich der Verstorbene große bleibende Verdienste erworben. Durch seine schöne Monographie über die Volkskunde des Ausseer Gebietes (siehe diese Zeitschrift Bd. XI, S. 203) ist derselbe auch mit großem Erfolg in die Reihe der unmittelbaren Mitarbeiter an unseren Aufgaben eingetreten. Ein ehrenvolles Gedenken bleibt v. Andrian auch in unseren Kreisen gesichert.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

✕ † **J. R. Bünker.** Eine schmerzliche große Lücke hat der Tod mit dem unvermutet plötzlichen Heimgang dieses vortrefflichen, fleißigen und erfolgreichen Mannes in unseren Reihen gerissen. J. R. Bünker, evangelischer Lehrer und Oberkustos des schönen Museums in Ödenburg, hat sich durch seine zahlreichen hauskundlichen Forschungen und Aufnahmen, durch seine erfolgreiche und eifrige Sammeltätigkeit auf dem Gebiete des Kinderliedes, Volksliedes, der Märchen und Schwänke sowie endlich in besonderem Maße durch die Vermehrung und Neuaufstellungen der reichen volkskundlichen Sammlungen aus Westungarn, wie sie im Museum zu Ödenburg mustergiltig zur Ausstellung gebracht sind, unvergängliche und allgemein anerkannte Verdienste um die österreichisch-ungarische Volkskunde erworben. Seinen überaus gewissenhaften und fast zu sehr ins unwesentliche Einzelne sich ausbreitenden Forschungen und Aufnahmen verdanken wir die Kenntnis zahlreicher bedeutsamer Haustypen unseres Vaterlandes. Es sei nur an seine bekannten Darstellungen des Heanzenhauses, des Hauses der östlichen Steiermark, des Hauses von Lienz, Zakopane, Murau, Millstatt sowie an seine überaus gründlichen Berichte der Haustypen (samt Einrichtung und sonstigem Zubehör) von der Millenniumsausstellung in Budapest 1896 mit größter Anerkennung erinnert. Unsere Zeitschrift verdankt dem Verblichenen zahlreiche belangreiche Abhandlungen und Materialsammlungen, und soeben ist als XI. Ergänzungsband zu unserer Zeitschrift eine große Sammlung von Volksschauspielen aus der nördlichen Steiermark mit literarhistorischen Einleitungen, die zum größten Teil dem Sammeleifer Bünkers verdankt werden und von ihm im Auftrage der Schriftleitung

herausgegeben wurden, aus der Presse gekommen. Die Schaffenskraft des Verstorbenen erwies sich somit als eine ganz außerordentliche, und so hat die vaterländische Volkskunde gerechten Grund, seinen allzufrühen Verlust' auf das schmerzlichste zu beklagen. Ein überaus ehrenvolles Andenken bleibt dem bescheidenen, selbstlosen und rastlos tätigen Manne in der heimischen Volkskunde gesichert, dessen persönliche Liebenswürdigkeit alle Mitstrehenden in treuer Erinnerung bewahren werden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

† Prof. Dr. Alfred Grund. Wiewohl zunächst als hervorragender Vertreter der physischen Geographie bekannt und verdient, hat Prof. Dr. A. Grund, der auf dem südlichen Kriegsschauplatz den ehrenvollen Tod für das Vaterland gestorben ist, doch auch um die Volkskunde sich mehrfache und bedeutende Verdienste erworben. Seine hervorragendste Leistung nach dieser Richtung war das sehr bekannte und viel benützte Buch: „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und im Wiener Becken“ (1901) sowie seine überaus kompendiöse und übersichtliche Landeskunde von Oesterreich-Ungarn (Sammlung Göschen). Geographie und Heimatkunde verlieren in ihm einen ihrer hervorragendsten und erfolgreichsten heimischen Vertreter. Wir beklagen mit den engeren Fachgenossen den frühen Tod des Forschers auf das aufrichtigste und werden sein Andenken in hohen Ehren halten.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**Polnisches ethnographisches Museum in Krakau.** Die Gesellschaft des ethnographischen Museums in Krakau, welche seit einigen Jahren eine rührige und anerkanntenswerte Tätigkeit für Begründung eines polnisch-ethnographischen Museums in Krakau entfaltet, kann bereits auf schöne und sehr bemerkenswerte Erfolge hinweisen. Durch die Überlassung einer größeren Anzahl entsprechender Räumlichkeiten in dem althistorischen Wawelschlosse, wo sich auch das große polnische Nationalmuseum Krakaus erheben soll, ist es möglich gewesen, die bereits zustande gebrachten interessanten<sup>7</sup> und wertvollen polnisch-ethnographischen Sammlungen; die durch vergleichende nord- und südslawische sowie baltische, namentlich ruthenische und litauische Vergleichungskollektionen eine wünschenswerte Erweiterung erfahren haben, zu einem überaus lehrreichen und wissenschaftlich bedeutungsvollen Museum zu vereinigen. Die Aufstellungsarbeiten befanden sich im Sommer dieses Jahres im besten Gang, als sie durch die gewaltigen Kriegsereignisse unterbrochen wurden. Um die Sammlungen und die Museumsgesellschaft haben sich Bezirksschulinspektor Severin Udziela, Prof. J. Talko-Hryncewicz, Dr. E. Kiernitz sowie viele andere sehr verdient gemacht. Es ist sehr zu hoffen, daß diese wertvolle und unterstützungswürdige Institution nach der zu erhoffenden glücklichen Beendigung des Krieges neu auferstehen und zu jener Vollendung gebracht werden wird, die ihr im Interesse der polnischen Ethnographie gewünscht werden darf.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

† Hofrat Dr. Max Höfler. Einer der fruchtbarsten und erfolgreichsten Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Volksmedizin und der heimischen Volkskunde ist mit Hofrat Dr. M. Höfler, dem vielverdienten Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft, am 8. Dezember d. J. in Bad Tölz dahingegangen. Höfler war unstreitig der bekannteste und vielseitigste deutsche Volkskundeforscher der Gegenwart. Seine grundlegenden Untersuchungen über die deutsche Volksmedizin, die Opferkulte, die Gebildbrote, welche letztere er in systematischer Weise über all ihre Erscheinungsformen bei den verschiedensten Festanlässen verfolgte — ein großer Teil seiner einschlägigen, reich illustrierten Arbeiten erschien im Rahmen dieser Zeitschrift und ihrer Ergänzungshefte — sichern ihm in der Geschichte unserer Wissenschaft für immer einen ehrenvollen Platz in der vordersten Reihe. Nicht alle Kombinationen des Forschers mögen von der fortschreitenden Erkenntnis als stichhaltig erwiesen werden, und vielleicht hat derselbe manche Theorie zu einseitig vertreten; aber niemand wird Höfler an Universalität des Wissens und der wissenschaftlichen Interessen, an Sachkenntnis und hingebender Arbeitslust übertreffen. Dem edlen und vielverdienten Mann folgt ein gesegnetes Andenken in den weitesten Kreisen, wo die Volkskunde ihre Heimstätten besitzt.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

14. **Klara Pölt-Nordheim**: Bergler und Dorfleute. Tiroler Geschichten.

15. **Karl Wolf**: Sixt und Hartl. Zweite Folge. Neue Geschichten aus Tirol. Stuttgart. Adolf Bong & Ko.

Das Interesse für das volksmäßige Leben hat sich auch längst in der Unterhaltungsliteratur durchgesetzt und seit Auerbachs Dorfgeschichten ist fast kein deutsches Volksgebiet der dorfnovellistischen Schilderung entgangen. Wirklichen Wert für die Volkskunde und deren Propaganda in den breitesten Schichten der Bevölkerung haben anerkanntermaßen Darstellungen wie die Meisterschilderungen Peter Roseggers oder Karl Schönherr; auch andere Schilderer, wie Rosa Fischer, Michael Urban, Fr. Franzisci, R. Waizer und andere, haben auf diesem Gebiete erfolgreich gewirkt. Unter ihnen nimmt auch eine neue Erscheinung, Frau Klara Pölt-Nordheim, durch die schlichte Natürlichkeit ihrer Darstellungen einen sehr sympathischen Platz ein. Weniger gilt dies von den neuen Sixt und Hartl-Geschichten Karl Wolfs, die denn doch der beabsichtigten komischen Wirkung zuliebe den Charakter des älplerischen Lebens zum Teil gänzlich verzerrt und entstellt wiedergeben. Gegen solch ländliche Komik um jeden Preis muß energisch Verwahrung eingelegt werden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

16. **O. F. Luchner**: Die Tiroler Stadt. Mit 162 Bildern. München. R. Piper & Ko. Verlag.

Mit lebhafter Freude und mannigfach angeregt wird der Volkskundige in diesem schönen Buche blättern, das den bodenständigen Städtebau Tirols in so zahlreichen charakteristischen und malerischen Bildern vorführt. Die Beziehungen und Übergänge zwischen ländlicher und städtischer Bauweise können hier an zahlreichen Beispielen beobachtet und studiert werden. Die hauptsächlichlichen Landschaftstypen des Hausbaues scheiden sich auch in der städtischen Ausprägung deutlich voneinander. Ein großer Schatz typischer Ortsbilder und volkskünstlerischer Raumgestaltung liegt hier zum Studium und zur Regelung des Heimatschutzgedankens bereit. Möge das prächtige Büchlein, dessen Text höchst anregend geschrieben ist, die verdiente Verbreitung finden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

17. **Dr. R. Braungart**: Die Südgermanen. Die Bojer, Vindelizier, Räter, Noriker, Taurischer etc. waren nach all ihren landschaftlichen Geräten und Einrichtungen keine Kelten, sondern Ugermanen, höchstwahrscheinlich das Stammvolk aller Germanen. Zwei Bände. Heidelberg 1914. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Was das vorliegende Werk in zwei sehr stattlichen, mit Abbildungen reichlich versehenen Quartbänden zu beweisen vorhat, ist aus dem zitierten Untertitel klar genug ersichtlich; als Beweismittel zieht der Verfasser so ziemlich sämtliche Urgeschichtsfunde auf deutschem Boden, allerdings fast ausschließlich im Gewande der ihm hiefür geeignet erscheinenden „urgermanischen“ Hypothesen, die klassischen Schriftsteller sowie das einschlägige volkskundliche Material heran, das der Verfasser zum großen Teil durch persönliche Forschung erhoben hat. Irgendeine methodische oder wissenschaftlich zu nennende Beweisführung für seine Behauptung wird man allerdings trotz umfänglichster Behandlung des Stoffes vergeblich suchen; die versuchten Aufstellungen sind somit gänzlich wertlos. Sein ideales Ziel und kräftiges deutsches Empfinden sind dem Verfasser andererseits persönlich gewiß zur Ehre anzurechnen, ihnen verdankt das Werk ja wohl auch die ihm von hoher Seite zuteil gewordene Unterstützung, wir hätten derselben nur ausgereifere Früchte gewünscht. Immerhin findet der Forscher in den beiden Bänden eine unter hoher persönlicher Bemühung beigebrachte Materialsammlung auf einem Gebiete, auf dem sachverständige Beschreibungen sonst so gut wie gänzlich fehlten, und er wird sich über die geographische Verbreitung vieler hiehergehöriger Gerätschaften wie auch schon in der „Urheimat der Landwirtschaft“ guten Rat holen können.

Dr. A. Haberlandt.

**18. Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit**, mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz. Eine vergleichende volkskundliche Studie von Hans Bächtold. I. Band. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 11.) Schweiz, Basel. Gesellschaft für Volkskunde, 1914.

Kaum irgendein Thema der Volkskunde ist in Einzelschilderungen und gehäuften Parallelen so oft und mit solcher Vorliebe behandelt worden, als die volkstümliche Hochzeit. Sie ist die sinnfälligste und bedeutungsvollste Erscheinung im volkstümlichen Leben und hat trotz vieler neuartiger Umgestaltungen und Einbußen doch vielfach noch ein so altertümliches Gepräge aufzuweisen, daß ihre Rückverfolgung in frühe geschichtliche Zeit von der Volkskunde begrifflicher Weise immer wieder unternommen wird. Man kann nicht gerade behaupten, daß die vergleichende Geschichtsanalyse der Hochzeitsformen Europas bisher zu ganz einwandfreien Ergebnissen und Einsichten geführt hat, und es ist gewiß der Schluß von gewissen auffälligen Überlebens- und unverständlich gewordenen Hochzeitssitten auf uralte Einrichtungen und Formen viel zu voreilig und vorgefaßt gezogen worden. Die Kenntnis des Stoffes, seine geschichtliche und ethnographische Durcharbeitung ließ noch sehr und auf entscheidenden und wichtigen Gebieten, wie besonders dem der slawischen Völker, zu wünschen übrig. Da kommen nun zwei gleichzeitig und unabhängig voneinander erscheinende Untersuchungen zur Geschichte der europäischen Hochzeitsbräuche, die sich stofflich auf das wünschenswerteste ergänzen, sehr erwünscht. Während Hans Bächtolds umfassender, auf drei Bände veranschlagter Versuch einer geschichtlichen Analyse der Verlobungs- und Hochzeitsformen sich vor allem auf westeuropäisches Material mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz stützt, bildet die vergleichende Zusammenstellung und Untersuchung der slawischen Brautwerbungs- und Hochzeitsbräuche von Dr. J. Piprek, die kürzlich als X. Ergänzungsband zu unserer Zeitschrift erschienen ist, die hiezu durchaus notwendige Ergänzung. Bächtolds vergleichende Untersuchung berücksichtigt die romanischen und deutschen Überlieferungen, sein natürlicher Ausgangspunkt ist immer die Schweiz, wo ja beide zusammentreffen. Mit Recht ist auf verwandte Riten und Rechtsbräuche auf anderen Lebenssphären überall geachtet worden und sind dieselben vielfach zum Verständnis der Hochzeitsriten herangezogen. Im vorliegenden Bande haben die drei ersten Hauptabschnitte von Bächtolds Untersuchungen Platz gefunden: die Werbung, die Verlobung und die Bräuche nach der Verlobung; die Behandlung des vielverzweigten Stoffes ist auf das umsichtigste in 281 Paragraphen erfolgt, was einen Begriff von der anregenden Gründlichkeit der Untersuchung geben mag. Im einzelnen kann man gewiß vielfach anderer Meinung sein als der Verfasser; aber das Zeugnis läßt sich ihm nicht versagen, daß derselbe auch die Gegengründe bei seinen Zusammenfassungen und Hypothesen stets gewissenhaft erwägt und das Hypothetische vieler Erklärungen mit voller Ehrlichkeit nicht verschweigt. Eine eigentliche Würdigung des Werkes wird erst nach seiner Vollendung möglich sein. Einstweilen beglückwünschen wir den Verfasser und unsere Wissenschaft in gleichem Maße zu der vortrefflichen Leistung.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**19. Burg Kreuzenstein** an der Donau. Herausgegeben von Alfred Ritter von Walcher. Mit einer historischen Einbegleitung von Johann Ritter v. Paukert. Verlag von Anton Schroll & Co.

Ein Ausflug nach Kreuzenstein mit seinen unvergleichlich herrlichen Sammlungen ist jedesmal ein Erlebnis und neue Freude. Was in diesem prächtig erneuerten Burgsitz Graf Hans Wilczek mit bewundernswertem Sammeleifer und opferfreudigster Liebe zur Kunst an unschätzbaren Denkmälern unserer Vergangenheit von der romanischen Epoche bis zur Hochgotik aufgehäuft und zu einem (nur viel zu reichen) kulturhistorischen Abbild dieser Zeitperiode gestaltet hat, ist weltbekannt, aber nie genug zu rühmen und niemals auszulernen. In erster Linie haben Deutschland und Österreich, sodann der Kunstbesitz Italiens zu diesem Sammlungsreichtum beigetragen, und es ist auch vom Standpunkt des heimischen Denkmalschutzes mit größter Dankbarkeit hervorzuheben, wie viel heimisches Gut durch Graf H. Wilczek vor dem Schicksal bewahrt worden ist, in alle Windrichtungen der Welt, zumal in das sammellustige und kaufkräftige Amerika, verschleppt zu werden

Von dem Reichtum Kreuzensteins gibt die vorliegende prächtige Veröffentlichung gewolltermaßen nur einen Teil: das Mobiliar und die Glasfenster, diese aber vollständig. Bei der immensen Zahl und der außerordentlich großen Mannigfaltigkeit der Sammelobjekte (Waffen, Holzschnitzwerke, Steinskulpturen, Metallarbeiten, Textilien, Keramik u. s. w.) wäre es schlechterdings unmöglich gewesen, auch nur das Hervorragendste in jeder Art in einem einzigen Bande vorzuführen, selbst wenn man sich bloß auf Abbildungen beschränkte. So bildet neben Ansichten der Burgteile und deren Haupträumen das mit den Bauteilen in nächster und engster Verbindung stehende Sammlungsmaterial: das Mobiliar, den Hauptteil vorliegender Publikation, von der wir übrigens gern hoffen möchten, sie sei nur die erste in einer stattlichen Reihe ihresgleichen. Vom Standpunkt der österreichischen Volkskunde und Volkskunst sind zahlreiche der abgebildeten Mobilien des 11. bis 16. Jahrhunderts von hervorragendem Interesse: lehren sie doch, daß die Bauernmöbel unserer Alpenländer vielfach ganz alte Formen treu bewahrt haben. Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich besonders auf die Pustertaler Giebelschränke (Tafel 138 und 139), auf die sächsischen Satteldachtruhen aus Siebenbürgen mit ihrer sehr frühen Ornamentierung (Tafel 108—110) aufmerksam machen. Zur Formgeschichte des mitteleuropäischen Möbels sind für Schrank, Tisch und Stuhl ganz einzigartige Belegstücke beigebracht. Der Herausgeber Alfred Ritter v. Walcher, als einer unserer ersten, eifrigsten und verständnisvollsten Sammler und Kenner weltbekannt, hat mit der Auswahl durchwegs das Richtige getroffen. Seinen kurzen und prägnanten Bestimmungen der Objekte liegen, wie sich der Kundige überzeugt, überall tiefgründige Studien zugrunde, wovon einzelnes der wissenschaftlichen Literatur bekanntlich bereits zugute gekommen ist, anderes noch erhofft werden kann.

Eine sehr erfreuliche Beigabe des herrlichen Werkes bildet die interessante Burg- und Baugeschichte von Kreuzenstein aus der Feder des Hofrates Paukert. Das ganze Buch ist auch in seiner Ausstattung ein würdiges Denkmal des edlen Burgherrn und seines eifrigsten Mitarbeiters und wird, sofern dies überhaupt noch möglich, dem herrlichen Bau mit seinen unvergleichlichen Schätzen noch mehr Bewunderer schaffen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**20. Sagen aus Kärnten.** Gesammelt und herausgegeben von Dr. Georg Graber. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Wecker. 1914. 8°. XL + 458 S.

Es ist eine überaus verdienstliche Tat des bewährten Sagenforschers Dr. G. Graber gewesen, dem wir bereits die religionsgeschichtliche Analyse zahlreicher bedeutungsvoller Sagen verdanken, angesichts der fortschreitenden Bedrohung und Vernichtung des einheimischen Sagenstoffes mit großer Mühe, Umsicht und freudigem Eifer an eine umfassende Sammlung des gesamten kärntnerischen Sagenmaterials aus allen Quellen, die sich darboten, gedruckte und ungedruckte, besonders aus dem Volksmund gegangen zu sein. Nicht weniger als 613 Nummern — darunter sechs Siebentel selber zusammengebrachte — finden sich in dem stattlichen Bande vereinigt. Die Sammlung berücksichtigt die deutsche wie die slawische Überlieferung des Landes in gleicher Weise, wobei feststeht, daß wie in anderen kulturellen Dingen die Slowenen Kärntens auch in ihrem Sagenschatz viel rein deutsches Gut übernommen und bewahrt haben. In 18 Hauptgruppen ist die Masse dieser Sagen geordnet, wobei diejenigen animalisch-seelenkultlichen Inhaltes voran stehen, die christlich-kirchlichen folgen und die Geschichtssagen den Beschluß machen. Von dem Reichtum des gesammelten Stoffes mag die nähere Mitteilung der Anordnungsweise einen Begriff geben. Der Sagen von Wassergeistern gibt es 16, von Baumgeistern 5, von Berg- und Waldgeistern 33, von den hadischen Leuten 8, den saligen Franen 11, Lindwurmsagen 8, Wildeleutsagen und Berchtrasagen 36, von den Totenseelen im Berg 11, Schatzsagen 59, von Schlangen und verwunschenen Seelen 17, von wandelnden Seelen (Toten) 61, von Zauberern und Hexen 45, Teufelssagen 62 u. s. w. Es folgen zahlreiche Kirchen- gründungssagen, Legenden und ähnliche kirchliche Erzählungen; den Beschluß machen die Geschichtssagen, Ortssagen und Verwandtes (130), von denen die Türkensagen und Franzosensagen hervorgehoben werden mögen.

Es ist, im ganzen betrachtet, der typische Sagenschatz einer Gebirgsbevölkerung, was bei geographisch-landschaftlicher Anordnung des Sagenstoffes klarer hervortreten

würde. Es wäre in dieser Hinsicht wenigstens eine geographische Übersichtsstatistik des Materials erwünscht gewesen. Viele Sagen sind Varianten sehr verbreiteter Motive, worauf schon in der Einleitung hingewiesen wird. Diese einführenden Bemerkungen sind überhaupt von hohem Interesse und bezeugen die volle sagenwissenschaftliche Schulung des Sammlers, der auch in der schlichten Wiedergabe der einzelnen Erzählungen den modernen Forderungen bezüglich der Sagenform vollauf entsprochen hat. Das Land Kärnten und die Sagenkunde sind dem erfolgreichen Sammler und Erzähler wärmsten Dank schuldig für seine reiche Ernte.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**21. P. Saintyves:** *La force magique. Du mana des primitifs, au dynamisme scientifique.* Paris, Verlag Emile Nourry, 1914.

Eingangs definiert der Verfasser die Magie. Er sagt, sie sei „die Gesamtheit der Theorien, der Techniken und der mystischen Gefühle, mittels welcher der primitive Mensch das Weltall erklärt, dessen unsichtbare Kräfte heranzieht, benützt und sein eigenes seelisches Verhalten allen geheimnisvollen Mächten gegenüber bestimmt“. Saintyves unterscheidet in diesem Sinne vorerst magische Kenntnisse. Sie beinhalten nach ihm die ursprüngliche Kosmologie, Anthropologie und Pneumatologie. Mit dem letztgenannten Ausdrucke dürfte der Autor die Kunde von Wind und Wetter und dergleichen meinen. All diesen Erkenntnissen sei immer ein utilitaristischer Endzweck beigemischt. In dem Abschnitt über magische Kunst teilt uns der Verfasser ganz richtig mit, daß wohl alle menschlichen Techniken auf die Magie zurückgehen, so die Jagd, die Fischerei, die Bearbeitung des Bodens, die Bautätigkeit, die Herstellung von Kleidung und Schmuck u. s. w. Saintyves versteht unter „Kunst“, was wir gewöhnlich unter Technik begreifen. Er übersieht aber, glaube ich, daß auch die wirkliche Kunstübung ursprünglich im Dienste der Magie stand, wenn wir seine Definition der Magie gelten lassen wollen. Das trifft sicherlich sowohl für die musischen (Tanz, Gesang, Drama etc.) als auch für die bildenden Künste (Zeichnen, Malen, Bildhauerei) zu; letztere gehen ja größtenteils auf die Ornamentik zurück. Diese hat sich auch vielfach bei den Primitiven in den Dienst der Abwehr von Krankheiten und sonstigen Schädigungen gestellt. Als dritte Unterteilung der Magie führt der Verfasser den magischen Kult an. Die Kulturvölker des Altertums faßten ihre eigene religiöse Betätigung, erfahren wir hier, als Religion auf, während sie die der „Barbaren“ als Magie bezeichneten.

Die moderne soziologische Schule will, nach Saintyves, in der Magie eine soziale Tendenz sehen, während der Religion, ihr zufolge, individualistische Züge anhaften. Nach Ansicht des Autors ist die Religion dem Idealen zugewendet, während die Magie bloß utilitaristische Zwecke verfolge. Ich glaube jedoch, daß wir überhaupt Magie von Religion nicht streng trennen sollen, weil eine Differenzierung unnatürlich ist; außerdem geht die eine Geistesrichtung so sehr in die andere über, daß wir nicht differenzieren können, ohne den Tatsachen Gewalt anzutun. Letzten Endes steckt doch wohl hinter dem Streben, da unterscheiden zu wollen, die Sucht des Kulturmenschen, sich dem Primitiven gegenüber zu überheben. Derartige Motive sind in der Wissenschaft sicherlich zu vermeiden. Wir erfahren vom Verfasser weiterhin folgendes: Die magische Kraft, die als etwas Unpersönliches und als die Ursache alles Geschehens gedacht wird, tritt bei zahlreichen Völkern unter verschiedenen Namen auf.

In Frankreich — um nur ein Beispiel herauszugreifen — ist ein Gegenstück die „veine“ und „déveine“ (deutsch Glück und Unglück). Glückbringende Dinge seien die Koralle, das Hufeisen, das vierblättrige Kleeblatt und dergleichen mehr. Der Verfasser scheint an diese Dinge zu glauben (!!), da er sagt, daß für „viele unter uns“ (Franzosen) die zwei Worte „veine“ und „déveine“ nur ganz „inhaltsloser Schall“ seien. Saintyves erkennt auch im Brahmismus (Brahman = Gebet, Kraft des Gebetes) eine Weiterentwicklung der Idee dieser Zauberkraft. Auch Monismus und Pantheismus sind für ihn nur Ausläufer dieser primitiven Anschauungen. Ein weiteres Eingehen auf diese Auseinandersetzungen würde uns weitab von den Zielen dieser Zeitschrift auf rein philosophisches Gebiet führen, ist daher an dieser Stelle untunlich. Im dritten Kapitel erwähnt

der Autor, daß zum Teil der Erde, dem Wasser, der Luft und dem Feuer, also den vier Elementen diese mystische Kraft zugeschrieben werde; das Johannisfeuer und die rituellen Waschungen (Taufe etc.) will er auf diese Quelle zurückführen. Er übersieht aber dabei, daß sich beispielsweise das Johannisfeuer auf einfachere Weise erklären läßt, und zwar als Wirkung des Feuers auf die Dämonen. Die ursprüngliche Vorstellung dürfte die sein: Wie das Feuer geeignet ist, Menschen zu verbrennen, so kann es auch auf Geister in diesem Sinne wirken. Der Taufakt erklärt sich viel zwangloser als Reinigungszeremonie; wie eben Schmutz durch Wasser beseitigt wird, so kann auch, bei Annahme einer symbolistischen Denkweise, irgendeine geistige Verunreinigung, die von der Einwirkung von Dämonen herrührt, entfernt werden. In vielen mit der Anwendung von Wasser und Feuer zusammenhängenden Gebräuchen mag ja diese „Zauberkraft“ zugrundeliegen; jedoch gerade beim Johannisfeuer und Taufakt ist diese Deutung zu weit hergeholt. Wir wollen daher lieber die landläufige Erklärung, die diese Dinge mit dem Dämonenglauben in Zusammenhang bringt, gelten lassen. In diesem Sinne deutet Julius Lippert<sup>1)</sup> und auch Wundt<sup>2)</sup> die in Rede stehenden Vorkommnisse. Auch die Ausführungen des Verfassers über Totemismus und Fetischismus geben zu Bemerkungen Anlaß. Bezüglich der Entstehung des Fetischismus meint der Verfasser, daß ein im Traum erschautes Objekt zum Fetisch werde. Diese Erklärung halte ich für zu fernliegend und bestenfalls nur für ganz ausnahmsweise zutreffend. Hier wäre wohl eher die bekannte Auslegung von Wundt<sup>3)</sup> zu akzeptieren, wonach ein irgendwie, besonders durch seine Symmetrie, auffallendes Objekt zur Anbetung führen könne.<sup>4)</sup> Auch Schultzes<sup>4)</sup> Ansicht, wonach es sich bei dieser Erscheinung unter anderem um eine Verkennung des Kausalitätsgesetzes handle, befriedigt weit eher. Nur möchte ich hinzufügen, daß wir uns den Fetisch im Gegensatz zu Schultze auch ohne Heranziehung des Seelenglaubens entstanden vorstellen können. Dürfte doch der Fetisch eine Schöpfung des Menschengestes in einem von der modernen Wissenschaft angenommenen „präanimistischen Stadium“<sup>5)</sup> sein. Die Deutung des „Totems“ von Saintyves als eines Objekts, worin sich in einem bestimmten Gebiete das „Leben“ oder die „Zauberkraft“ am intensivsten äußert, kann man ja mit gewissen Einschränkungen gelten lassen. . . Das Schwirrholtz, wie es sich bei afrikanischen Negerstämmen, in Australien, in Neuseeland, in Südamerika, bei den Eskimos und stellenweise in Europa vorfindet, wird auch besprochen. Wir erfahren, daß es in unserem Erdteil als Waldteufel in Deutschland, als „bullroarer“ in England, als „rainette“ (Frosch) in manchen Teilen Frankreichs und als „Rhombus“ im antiken Griechenland anzutreffen ist. Saintyves leitet alle europäischen Formen von dem griechischen „Rhombus“ ab, das auch die Gestalt dieser geometrischen Figur besaß. All diese Objekte sind, unserem Gewährsmann zufolge, Träger der „magischen Kraft“. Wir entnehmen jedoch Schurtz,<sup>6)</sup> daß es sich hierbei nicht immer um dasselbe zugrundeliegende Moment handelt: Bei den Bakairi in Brasilien, in Südafrika und Neuseeland wird das Schwirrholtz für den Regenzauber verwendet und soll dort den Donner nachahmen. Seine Benützung erklärt sich wohl aus der Beobachtung, daß Donner zumeist mit Regen kombiniert ist. Der Primitive schloß daraus, daß der Donner den Regen hervorrufe. Es handelt sich hier um einen „Analogiezauber“ im Sinne Preuß.<sup>7)</sup> Bei Australiern und Melanesiern dient das Schwirrholtz dazu, die Frauen von den Mannbarkeitsfesten der Männer auszuschließen. Hier dürften eben dem Objekt Geisterstimmen zugeschrieben werden, die auf die Weiber furchterregend

<sup>1)</sup> Julius Lippert, Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch, Berlin 1882, S. 649.

<sup>2)</sup> W. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie, Leipzig 1912, S. 199, 200, 201.

<sup>3)</sup> W. Wundt, l. c. S. 224.

<sup>4)</sup> Dr. Fritz Schultze, Psychologie der Naturvölker, Leipzig, Verlag Veit & Ko., 1900, S. 215—223.

<sup>5)</sup> Prof. K. Th. Preuß, „Die geistige Kultur der Naturvölker“ in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, Verlag G. B. Teubner, Leipzig 1914, S. 19 und 20.

<sup>6)</sup> Schurtz, Urgeschichte der Kultur, Leipzig und Wien 1900, S. 50.

<sup>7)</sup> K. Th. Preuß, l. c. S. 28 ff.

wirken sollen. In Europa und bei den Eskimos finden wir Schwirrhölzer nur als Spielzeug. Es ist, wie Schurtz erwähnt, ein in der Ethnologie häufiges Vorkommnis, daß ein Gebrauchsobjekt im Laufe der Zeit zum bloßen Spielzeug wird. Wir sind da aber sicherlich nicht in der Lage, das ursprüngliche Wesen dieser Dinge zu deuten. Es geht auch nicht an, wie Saintyves es tut, den Tatsachen Zwang anzutun, um so zu einer einheitlichen Erklärung zu gelangen. Weit verbreitet sehen wir den Glauben, daß der Mensch als König oder Zauberer die Zauberkraft entwickeln kann; zum Teil besteht der Kult dieser Magie eben in der willkürlichen Erzeugung dieser Zauberkraft. Saintyves meint, daß der Mensch gleich zu Beginn seiner Entwicklung das Leben als unter dem Einfluß einer Kraft stehend auffasse, die er ursprünglich konkreten Dingen, vor allem dem Feuer beilege. Da das Denken des Primitiven ein konkretes sei, so erscheine ihm die Urkraft eben unter verschiedenen Bildern bald als Hauch, Stimme, Donner etc. Der Verfasser begeht aber den Fehler, Primitivität anzunehmen, wo keine vorhanden ist. Die von ihm angeführten Völker stellen keineswegs eine Urstufe dar. Die ganze Beweisführung des Autors beruht auf einer angenommenen Allbeseelung, einem animistischen Stadium, als etwas Primitivem. Wir müssen aber da mit Preuß<sup>1)</sup> und anderen Forschern, wie schon früher erwähnt, ein „präanimistisches Stadium“ annehmen, in dem noch ein Glaube an die Vielheit der Kräfte herrschte.

Die weiteren Ausführungen in dem Buche von Saintyves gehören nicht mehr in das Gebiet der Völkerkunde und daher auch nicht hieher: Er versucht darin, zu zeigen, daß die Philosophie des Mittelalters nur einen weiteren Ausbau der Idee der Primitiven von der Zauberkraft darstelle; auch die moderne Wissenschaft gehe darauf zurück.

Dr. Rudolf Trebitsch.

**22. Magda H. Ohnefalsch-Richter:** Griechische Sitten und Gebräuche auf Cypern. Berlin 1913.

Ausgezeichnet durch einen bis auf die urälteste Zeit zurück wohldurchstudierten Schichtenbau, hat das Gebiet Südosteuropas und des vorderen Orients dennoch bezüglich der modernen Volkskunde bisher eine ziemliche Vernachlässigung erlitten, und es muß als außerordentlich erfreulich bezeichnet werden, daß darin für ein allerdings beschränktes Gebiet, die Insel Cypern, von sachkundigster Seite Wandel geschaffen wurde. Das vorliegende Buch bietet nicht nur eine ungemein vollständige Zusammenstellung aller Züge der modernen Volkskultur, mit der sich die Verfasserin durch langjährigen Aufenthalt auf der Insel ganz vorzüglich vertraut zeigt, sondern enthält auch eine sehr interessante und bis auf kleinere Aussetzungen zweifellos richtige Gegenüberstellung zahlreicher prähistorischer und der Antike angehörender Kulturelemente und der sie direkt fortsetzenden Erscheinungen der Neuzeit.

Sorgfältig ausgewählte Bilder geben dem Text eine sehr wertvolle Erläuterung.

Es wird Aufgabe namentlich der volkskundlichen Fachleute sein, die dort aufgezeigten Spuren systematisch und auch noch in anderen Gebieten zu verfolgen, denn die Zuschreibungen antik, türkisch, islamisch, mit welchen wir die Herkunft des volkstümlichen Besitzes Südosteuropas und der angrenzenden Gebiete erläutern wollen, können auf die Dauer doch nur als Notbehelf angesehen werden. Namentlich möchten wir eine auf ähnlichen Grundlagen fundierte vergleichende Darstellung des volkskundlichen Besitzes unseren eigenen Balkanprovinzen wünschen.

Dr. A. Haberlandt.

**23. Dr. J. Eisenstädter:** Elementargedanke und Übertragungstheorie in der Völkerkunde. Stuttgart 1912.

Die Sagen- und Märchenforscher der engeren Heimat sowohl wie weiterer Kreise möchten wir nachdrücklich auf die vorliegende Schrift aufmerksam machen, da sie eine Menge methodisch belangreicher Gesichtspunkte gerade für dieses Wissensgebiet in

<sup>1)</sup> Prof. Dr. K. Th. Preuß, l. c. S. 19 und 20.

systematisch geordneter Darstellung aufzeigt. Märchenstoffe sind ja durch eine besondere Verbreitungsfähigkeit charakterisiert und der Verfasser setzt sich nun sehr eingehend mit der Frage auseinander, inwieweit verwandte Mythen und Märchen in verschiedenen Erdgebieten als voneinander abhängig bezeichnet werden dürfen. Da der herangezogene Stoff vielfach aus dem europäischen Märchenschatz geschöpft ist, wird auch der auf geographisch enger begrenztem Gebiet sich bewegende Forscher durch die zweifelsohne meist zutreffenden Bemerkungen des Verfassers manche Anregung erfahren. Dr. A. Haberlandt.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### a) Verein.

#### 1. Trauerkundgebung anlässlich des Hinscheidens des höchsten Protectors.

In der ersten Vorstandssitzung des zweiten Halbjahres 1914 am 20. November d. J. hielt der Vorsitzende Truchseß v. Hoeffit dem verewigten Protector weiland Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand einen tiefempfundenen Nachruf. Mit ehrfurchtsvollster Dankbarkeit gedachte der Vorsitzende der unermüdlichen huldvollen Förderung aller wissenschaftlichen und musealen Bestrebungen durch Seine k. u. k. Hoheit. Höchstdemselben verdanken wir die Erwirkung der Allerhöchsten Auszeichnung, im Titel des Museums für österreichische Volkskunde das Prädikat „Kaiserlich königlich“ führen zu dürfen, sowie die so bedeutungsvolle Maßregel der Übernahme des Museumsdirektors in den Staatsdienst, endlich die Sicherung der Zukunft des Museums durch die von Seiner k. u. k. Hoheit in erster Linie erwirkte Überlassung des Schönborn-Palais seitens der Gemeinde Wien. Das Präsidium hat an der Bahre des unvergesslichen Protectors einen Kranz niedergelegt und sich durch den Präsidenten an der Leichenfeier beteiligt. An Seine Exzellenz den Herrn Obersthofmeister weiland Seiner k. u. k. Hoheit Karl Freiherrn v. Rumerskirch wurde ein tiefempfundenes Beileidsschreiben gerichtet.

#### 2. Wahl von Vorstandsmitgliedern.

In der Ausschußsitzung am 20. November 1914 wurden Seine Exzellenz Oberststabelmeister Karl Freiherr v. Rumerskirch, ferner Graf Franz Harrach sowie Direktor J. Leisching (Brünn) zu Vorstandsmitgliedern erwählt. Herr Universitätsprofessor Dr. Eugen Oberhammer wurde an Stelle des zurückgetretenen ersten Vizepräsidenten Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić zum ersten Vizepräsidenten designiert, behielt sich indessen Bedenkzeit offen.

#### 3. Subventionen und Spenden.

An Subventionen sind seit 30. Juni d. J. eingelaufen: K 1000 als außerordentliche Subvention des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zum Zwecke der Herausgabe einiger größerer wissenschaftlicher Arbeiten sowie K 3000 als zweite Rate der ordentlichen Jahressubvention; K 1000 vom k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten als Subvention für die Herausgabe der Monographie über die Schnitzarbeiten von Gröden; K 100 von der Ersten österreichischen Sparkasse; K 100 vom Bankhaus S. M. v. Rothschild; K 800 von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer; K 1200 vom Gemeinderat der Stadt Wien.

#### 4. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind die Mitglieder: Dr. Ferdinand Freiherr v. Andrian, Lehrer J. R. Bunker, Hofrat Dr. Emil Kalužniacki, Dr. Ed. Langer, Hofrat Friedrich Diehl, Hofrat Dr. M. Höfler, denen wir allen ein ehrenvolles Gedenken bewahren. Neu eingetreten sind die Mitglieder: Ingenieur Karl A. Ehrlich, P. Romwald Trauberger, Frau Irma Schwarz, Josef K. Urban, Fräulein Marie Ullmann, Frau Helene Vierthaler.

### 5. Verband deutscher Vereine für Volkskunde.

Nach einstimmigem Beschluß des Ausschusses ist unser Verein dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde beigetreten. Die neuen umfassenden Aufgaben, die an den Verband deutscher Vereine für Volkskunde herangetreten sind und deren Lösung er sich angelegen sein läßt, wie die Sammlung deutscher Volkslieder, die Sammlung der deutschen Flurnamen, die Sammlung der deutschen Segen- und Beschwörungsformeln und endlich die Geschichte der deutschen Volkstrachten, lassen es besonders wünschenswert erscheinen, daß sich auch unser Verein — namentlich mit Bezug auf das große deutsch-österreichische Gebiet — an diesen Arbeiten beteilige.

### 6. Ein neues volkskundliches Organ.

Auf Anregung des Generalkonservators der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege Prof. Dr. M. Haberlandt eröffnet dieselbe in ihren „Mitteilungen“, die nunmehr eine erfreuliche Ausgestaltung und Bereicherung nach Inhalt und illustrativer Ausstattung erfahren haben, eine ständige Abteilung für größere und kleinere Mitteilungen aus dem Gebiete der österreichischen Volkskunde und Volkskunst. Im engsten Zusammenhang mit den auf die Erhaltung des österreichischen Kunst- und Volksbesitzes gerichteten Bestrebungen der Zentralkommission wird hiebei das Schwergewicht auf das Studium der greifbaren Volksgüter von künstlerischer Artung (das volkstümliche Haus mit seinen mannigfaltigen Zierformen und seiner Einrichtung, Tafelungen, Öfen, Brunnen, religiöse Denkmäler wie Totenbretter, Marterln, Bildstöcke, Zunft- und Wirtshausabzeichen u. s. w.) sowie deren geographischen Verbreitung, kulturhistorische Zusammenhänge u. s. w. gerichtet sein. Wir fordern alle Mitarbeiter und Leser dieser Zeitschrift zu eifriger Mitarbeit an dieser notwendigen und dringlich gewordenen Festlegung des österreichischen Volkskunstbesitzes auf und verweisen diesbezüglich auf den Programmsatz aus der Feder des Generalkonservators Prof. Dr. M. Haberlandt in Band XIII, Nr. 7/8, der „Mitteilungen“ der k. k. Zentralkommission, in welchem der mannigfaltige Kreis von Aufgaben umschrieben ist, der hier der volkskundlichen Arbeiter in Österreich harret. Es ist hohe Zeit, daß auch die mächtige und weitverzweigte Organisation unserer staatlichen Kunst- und Altertumpflege sich der angestammten und durch die grundstürzenden Verhältnisse der Gegenwart immer stärker bedrohten nationalen Volksgüter annimmt, die mindestens die gleiche allgemeine Fürsorge verdienen wie die prähistorischen, römischen und sonstigen geschichtlichen Altertümer auf österreichischem Boden.

#### b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

##### 1. Vermehrung der Sammlungen.

###### Ethnographische Hauptsammlung.

Zu den bereits ausgewiesenen Erwerbungen des Jahres 1914 in der Zahl von 1484 Stücken kamen seit 30. Juni d. J. weitere 150 Nummern, hauptsächlich aus größeren in Tirol erworbenen Stücken (Truhen, Majolikaofen, Herdsteinen, Schnitzwerken, Stickereien, Trachtenstücken, Votivbildern) bestehend, hinzu. Geschenkwise wurden der Sammlung zugewendet: 24. Zwei Holzfiguren aus dem Böhmerwald, Holzgefäß aus Mähren, Becherglas und Tontöpfchen von Prof. M. P o w o l n y in Wien. 25. Korb aus Corvara von Fräulein Marianne S c h m i d l. 26. Vier Lebzeltenmodel von Maler Emil C z e c h. 27. Zwei Webvorrichtungen zum Bandweben, rumänisch, von Dr. Emil F i s c h e r in Bukarest. 28. Kienspanhalter aus Steiermark von Dr. R. R a a b e. 29. Vogelpfeifchen aus Niederösterreich von Prof. J. R o b i t s c h e k. 30. Zwei Krakauer Mäntel von Frau Tina B l a u. 31. Fünf kleine Hausmodell aus der Reichenberger Gegend, Holzsnitzwerk aus Pribram, Tafel mit Herstellung der „Reifenspielzeuge“ aus dem Erzgebirge von Direktor Gustav F u n k e. 32. Drei Hauben in Flechtrahmen, in altertümlicher Flechttechnik hergestellt, Mähren, von Fräulein Magda W a n k e l in Brünn.

### Photographien und Abbildungen.

Der Zuwachs an Photographien betrug seit dem 30. Juni d. J. 199 Nummern, mithin im Jahre 1914 zusammen 427 Nummern, darunter Geschenke von Fräulein stud. Eugenie Goldstern, Prof. Dr. K. v. Spieß, Landesmuseum in Zürich, Josef Salzer, Hofrat K. v. Peyrer, Fräulein M. Schmidl, B. Reiffenstein.

### Bibliothek.

Zuwachs — abgesehen von dem regelmäßigen Einlauf an Fachzeitschriften — seit 30. Juni d. J. 41 Nummern, darunter Geschenke von Dr. Rudolf Trebitsch, Professor Dr. M. Haberlandt, Dr. A. Martin in Naubeim, Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer in Basel, Grafen H. Wilczek, Dr. Stephan Rudnyčkyj, Dr. A. Haberlandt.

Sämtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank für ihre wertvollen und willkommenen Darbietungen ausgesprochen.

### 2. Museumsarbeiten.

Vorstehender Einlauf wurde ordnungsmäßig gebucht, nach erfolgter Konservierung weggepackt und in die Magazinsräume überstellt. Die an 1000 Stück zählenden keramischen Reservesammlungen wurden, wo Herkunftsbezeichnungen fehlten, bestimmt, geordnet und ebenfalls in Kisten verpackt. Die große Tiroler Krippe des Museums wurde abgeräumt, die Figuren einer sorgfältigen Reinigung unterzogen und gruppenweise magaziniert. Eine interessante und reichhaltige Sammlung mittelalterlicher und neuzeitlicher (17. bis 19. Jahrhundert) Gefäßscherben — teilweise mit Marken oder bezeichnenden Ornamenten ausgezeichnet — Bodenfunde aus Wien und dessen Umgebung sowie aus Stillfried und Nachbarschaft wurde auf zehn Tafeln aufgezogen und so für spätere Ausstellung vorbereitet. Endlich wurde auch die viele hundert Stück umfassende Reservesammlung von Kacheln, Kachelformen und Abgüssen geordnet und in Kisten zum Abtransport bereitgestellt. Für das neue technische Museum für Gewerbe und Industrie wurde eine größere und belangreiche Sammlung altertümlicher Werkzeuge, Maschinen und Werkmodelle zur Illustrierung verschiedener abgekommener Techniken aus zahlreichen Gebieten Österreichs zusammengestellt, die an dieses Institut gegen Abgabe einer Anzahl rein volkskundlicher und volkskünstlerischer Gegenstände überlassen werden wird.

Kustos Dr. Artur Haberlandt hielt über Einladung der Leitung der „Urania“ einen mit zahlreichen Lichtbildern ausgestatteten vierwöchentlichen Kurs über das Volkstum Österreichs. In der Fachsitzung der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien am 9. November d. J. sprach derselbe „über Kultur- und Nationalitätsgrenzen in Österreich“.

### 3. Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Von dieser durch das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in dankenswertester Weise geförderten periodischen Veröffentlichung erscheinen demnächst Heft 3 und 4 des II. Jahrganges. Dieselben werden enthalten: 1. Figurale Tonplastik aus Mähren, mit 3 Tafeln (davon 1 farbig) und 4 Textabbildungen, von Prof. Josef Tvrđý in Wischau. 2. Ein Bildstock mit Darstellung der Klosterneuburger Schleierlegende, mit 3 Tafeln und 1 Textabbildung, von Dr. Oswald Menghin. 3. Frühhistorisches in der galizischen Volkskunst, mit 2 Tafeln und 5 Textabbildungen, von Dr. F. Adama v. Scheltama. 4. Die Nationen Europas, eine volkstümliche Charakteristik in Bild und Wort, mit 1 Farbentafel, von Prof. Dr. M. Dworžak. 5. Schlesische Weihnachtskrippen, mit 4 Tafeln und 10 Textabbildungen, von Direktor Dr. Edmund Braun, sowie eine Reihe von Notizen „über den Eierleger“, „über Weibrotstempel der Balkanvölker“, ein Motivbild aus Hietzing gegen die Türkengefahr u. s. w. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang (zirka 30 bis 40 Lichtdrucktafeln, davon 6 farbig, und zirka 100 Seiten illustrierter Text) K 43. Bestellungen sind an die Kanzlei des k. k. Museum für österreichische Volkskunde oder an den Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy, Wien, III. Parkgasse 17, zu richten.

#### 4. Museumsbesuch.

Der Ausschuß hat beschlossen, mit Rücksicht auf die eingetretene Kriegslage den Eintrittspreis für den Besuch des Museums an Wochentagen von K 1 auf 40 Heller zu ermäßigen. Militärpersonen und Schüler haben jederzeit freien Eintritt, ebenso Schulen unter Führung von Lehrpersonen.

#### Gutachten über die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde.

##### 1.

Die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde haben mich sowohl hinsichtlich der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit in höchstem Grade interessiert und mit Staunen habe ich wahrnehmen müssen, mit welcher Intensität hier in so kurzer Zeit ein Material von unschätzbarem Werte zusammengetragen worden ist. Nicht nur, daß kaum ein einziges Gebiet vernachlässigt wurde, es zeigte sich vielmehr bei eingehender Betrachtung, daß auch auf den einzelnen Gebieten der Bedeutung der verschiedenen Spielarten mit Recht ein breiter Raum zugestanden wurde. So ist es gelungen, hier ein Volksgut zu sammeln, wie es kaum ein anderes Land aufzuweisen hat. Freilich kommt infolge der gänzlich unzureichenden räumlichen Verhältnisse der reiche Bestand des Museums dem nicht eingeweihten Besucher kaum zur genügenden Kenntnis, da leider der größte Teil der Sammlung noch in Truhen, Kästen und Schränken verpackt liegen muß und somit auch das Bild der Sammlung sich nur ungenügend — ich möchte sagen — nur skizzenhaft darbieten kann.

Ich halte es deshalb für eine unbedingte Notwendigkeit und nicht länger zurückzuweisende Forderung, daß endlich diesen einzigartigen Schätzen vergangener Kultur eine entsprechend würdige Unterkunft geschaffen werde. Was heute in einem oder zwei Räumen untergebracht ist, läßt sich meines Erachtens leicht auf wenigstens 30 bis 40, ja noch mehr Räume verteilen, und es dürfte sich gerade mit Rücksicht auf die vielen Varianten eines Stils, wie sie sich zum Beispiel in der Bauernkeramik, der Möbelkunst, den Textilien etc. zeigen, eine möglichst weite Aufstellung der einzelnen Gruppen empfehlen, da wir bekanntlich hinsichtlich der Kenntnisse auf diesen Gebieten eigentlich noch ganz am Anfange stehen.

Eine besondere Beschleunigung und Förderung der schwebenden Projekte hinsichtlich geeigneter Unterbringung oder, besser gesagt, einer museologisch einwandfreien Aufstellung dürfte aber auch schon deshalb geboten erscheinen, weil die ständig fortschreitende Erschließung des Landes durch die Eisenbahnen nicht allein die Gefahr eines Verlustes der noch an Ort und Stelle befindlichen Zeugen alten Volkstums durch Händler in sich birgt, sondern weil dadurch auch das Studium und die Kenntnis alter Gepflogenheiten und Gebräuche immer mehr und mehr verwischt zu werden droht. Gerade deshalb erscheint es aber auch wichtig, daß die Herren, denen es gelungen ist, das Material zusammenzutragen und die mit den Objekten — nach ihrer Herkunft, Zweckbestimmung, Stil- und Spielart — vertraut sind, auch die Aufstellung und Einordnung der Gegenstände übernehmen. Nur dadurch kann verhütet werden, daß die Traditionen, denen bekanntlich in der Volkskunde eine unschätzbare Bedeutung zukommt, verloren gehen.

Endlich kann nur eine sachgemäße Aufstellung der Gegenstände die Zukunft und den weiteren Ausbau der Sammlungen sichern, denn nur ein klarer Überblick über die Gesamtbestände kann die bindenden Fäden und wechselseitigen Strömungen früherer oder wenig beachteter Kulturen darlegen und kann Aufschluß darüber geben, wo sich noch auszufüllende Lücken in der Sammlung finden. Und endlich kann nur eine ständige Augenvertrautheit mit den Objekten den Endzweck des Museums in Aussicht stellen: die Möglichkeit der wissenschaftlichen Verarbeitung dieses einzigartigen Volkserbes und Volksgutes.

**Prof. Dr. Ph. M. Halm**

K. Konservator des Bayer. Nationalmuseums  
in München.

## 2.

Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen nochmals zum Ausdruck zu bringen, wie ungemein überrascht ich war von der Reichhaltigkeit der Ihrer Leitung unterstehenden Sammlungen. Es ist Ihnen ja bekannt, daß ich seit vielen Jahren im Auftrage des Vereines deutscher Ingenieure auf technisch-geschichtlichem Gebiete arbeiten kann, und ich darf wohl sagen, daß mir eine große Zahl von Museen, die für mein Arbeitsgebiet Interesse haben, bekannt ist. Ich kenne die Museen in Paris und London und bei meiner letzten Studienreise nach den Vereinigten Staaten habe ich auch dort eine große Zahl für mich sehr interessanter Museen gesehen. Aber was wollen besonders speziell die amerikanischen Museen an Reichhaltigkeit sagen gegenüber dem, was Sie auf engstem Raum aufgespeichert haben. Wie Sie es verstanden haben, auf dem engen Raum, der Ihnen zur Verfügung stand, überhaupt noch einige Übersicht hineinzubekommen, ist mir rätselhaft. Wenn Sie nicht mit so großer persönlicher Liebe an dieser Sammlung arbeiteten, würde es wohl überhaupt nicht möglich sein, diese Massen von Gegenständen studienhalber zu besichtigen. Als ich durch Ihre Sammlungen ging, habe ich immer wieder daran denken müssen, was wohl die Amerikaner, wenn sie nur den zehnten Teil von den Reichtümern hätten, daraus würden machen können. An einem wunderbaren Gebäude, an großen Geldmitteln und einer vorteilhaften Organisation würde es drüben nicht fehlen. Hier aber nun hat man dank der alten Kultur so sehr viele technisch und allgemein kulturgeschichtlich interessante Schätze, aber das Verständnis für diesen Reichtum, den man selbst besitzt, scheint doch nicht so groß zu sein, daß man wenigstens nur annähernd ausreichende Räume zur Verfügung stellt.

Ich glaube doch, daß die Verhältnisse, wie sie heute in Ihrem Museum vorliegen, auch in Wien schließlich für unhaltbar angesehen werden müssen. Wenn Sie die schon jetzt gesammelten Gegenstände ihrer Bedeutung nach würdig aufstellen könnten, ich glaube, alle, die den Wert dieser Gegenstände beurteilen könnten, würden ungemein erstaunt und überrascht sein, daß Wien zu all den anderen großen Sammlungen mit einem Male auch ein Museum für Volkskunde hätte, wie es vielleicht zum zweitenmal in der Welt nicht existiert.

**Prof. Dr. C. Matschoß, Berlin.**

---

Schluß der Redaktion: 20. Dezember 1914.

## Sachregister zum XX. Band.

- Alantwurzel**, 81.  
Antike Motive im Volksbrauch, 85.  
Ariadne-Sage, 87.  
Aufzugmaschinen, bäuerliche, 44.  
Augenvotiv, 48.
- Backdeckel**, 29.  
Backglocke, 34.  
Backofen in Südtirol, 2, 9.  
Bauernhaus in Südtirol, 6.  
— in Tirol, 1, 168.  
— im Walgau, 56.  
Bauernstand in Deutschtirol, 57.  
Bock, 44.  
Borkenbrot, 83.  
Brettchenweberei, 165.  
Brotpflanzen, 70.  
Brotreste in Pfahlbauten, 24.  
Brotreste, prähistorische, 24.  
Brotheilige, 78.  
Brotssäuerung, Ursprung, 25.  
Burg Kreuzenstein, 181.
- Dachstuhl des Grödener Hauses**, 3.  
Dosen, Sandauer, 93.
- Eichelbrot**, 81.  
Eichmarken auf Tongefäßen, 160.  
Einheitshäuser, Verbreitung, 13.  
Elementargedanke, 185.  
Engelbrot, 77.  
Ewige „Gfrier“, 175.
- Fauleweibsingens in Tirol**, 169.  
Fladenbrot, 23, 27.  
— in der Bretagne, 28.  
— in Dalmatien, 28.  
— auf dem Balkan, 30.  
— in Asien, 30.  
— im Orient, 29.  
Frauentragen, 52.  
Freskenschmuck auf Häusern in Südtirol, 6.  
Fruchtbarkeitszauber, 46.  
Füllungsmarken auf Gefäßen, 158.
- Gesäuertes Brot**, 31.  
Gewölbebauten im Walgau, 56.  
Goldenes Röhl, 176.
- Grischenbrot im Zillertal, 33.  
Gründungsbilder von Maria-Lanzendorf, 20.  
— von Maria Luggau, 15.  
— von Maria Weißenstein, 21.
- Habaner Fayence**, 55.  
Hartbrot, 34.  
Hausformen in Gröden, 1, 168.  
— im Oetztal, 10.  
— im Fassatal, 5.  
Heimatschutz im Innviertel, 53.  
Herd- und Ofenanlage in Südtirol, 8.  
Hochzeitsbrauch in Kärnten, 85.  
Hochzeitsriten, 39.  
Hof im Innviertel, 53.  
Holzschnitzerei im Böhmerwald, 89.  
Hirtenskoliba in der Bukowina, 109.  
Hirtenschalmeien in der Bukowina, 108.  
— im Böhmerwald, 91.  
Hirtenstöcke im Böhmerwald, 91.  
Hungerbrot, 77.
- Jungfräulichkeit der Braut**, 86.  
Jüngere Steinzeit, 57.
- Käsebereitung bei den rumänischen Hirten**, 110.  
Kegelspiel, 35.  
Kegelbeste, 36.  
Keramik von Stampfen, 55.  
— von Wischau, 55.  
Keramische Ausstellung in Brünn, 54.  
Kinderlieder, 49.  
Krankheitsabwehrmittel, 141.  
Krautruben in Niederösterreich, 171.  
Krönung des Brautpaars, 85.
- Leichenstangen in Schweden**, 170.  
Leonhardifahrten, 60.  
Lokalmuseen, 53.
- Maisfladen der Basken**, 28.  
Museum für österr. Volkskunde, 68, 156, 187.
- Notbrot**, 26, 77.
- Opferhaufen**, 50, 143, 170.  
Ortsnamenforschung, 61.

- Paarhöfe** im Eggental, 9.  
 — im Fassatal, 5.  
 — in Gröden, 4.  
 — im Schnalsertal, 9.  
**Palancins** an den Scheunen in Gröden, 4.  
**Plumpatsch**, 40.  
**Physis** der Oesterreicher, 114.  
 — der Alpenländer, 116.  
 — der Karpathenländer, 131.  
 — der Karstländer, 123.  
 — der Rumänen, 134.  
 — der Sudetenländer, 131.  
**Polnisches Museum**, Krakau, 179.  
**Prinz Eugen**lied, 157.
- Reihenbilder**, 22.  
**Rhätoromanische Bauweise**, 2.  
 — Häuser im Walgau, 56.
- Salzmeste**, 40.  
**Schafhirten**, Bukowina, 106.  
**Schleudern** der Macedovlachen, 165.  
**Schnadahüpfelrhythmus**, 144.  
**Schnitzerei** von Krumau, 102.  
 — von Stubenbach, 100.  
 — von Tachau, 93.  
**Schwirrholz**, 134.  
**Seilfahren**, 45.  
**Speisewunder**, 77.  
**Spiele**, Hallstatt, 49.  
**Stadel** in Gröden, 3.  
**Stallsegn**, 143.
- Steinkochen** in Niederösterreich, 171.  
**Stephanosis** in der griechisch-orientalischen Kirche, 86.  
**Südgermanen**, 180.
- Tanzlauben** in Vorarlberg, 57.  
**Tabakdosen** aus Birkenrinde, 93.  
**Tabakpfeifenschneider**, 93.  
**Töpferhandwerk** in Wildstein, 63.  
**Tracht** der rumänischen Hirten, 111.
- Uebertragungstheorie**, 185.  
**Umritte** in Altbayern, 60.  
**Urin**, ein Waschmittel, 50.
- Verlobungsgebräuche**, Schweiz, 181.  
**Völker Europas**, 57.  
**Volkskunde**, Egerland, 62.  
 — in der Schule, 62.  
 — im Lungau, 143.  
 — im Ennstal, 58.  
 — Verein für österr., 63, 155, 186.  
**Volkskundl. Museum** in St. Lambrecht, 51.  
**Volkskunst**, russische, 152.  
**Volkslied** in Deutschböhmen, 59.  
**Vorziehen** beim Brautzug, 85.
- Wegkreuze**, 46.  
**Weihnachten**, 176.  
**Wiegenband**, 39.  
**Wildereraberglaube**, Steiermark, 175.  
**Wintersonnenwende**, 176.  
**Wotansglaube**, 176.